Princeton University Library
32101 067515013

Der Dechant von Gottesbüren

Roman von

Jakob Schaffner

S. Fischer, Verlag
Berlin

486
.2
28

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

S&F

Der Dechant von Gottesbüren

Roman

von

Jakob Schaffner

S. Fischer, Verlag
Berlin 1917

Erſtes bis zehntes Tauſend
Alle Rechte, insbeſondere das der Überſetzung, vorbehalten
Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzſchliffzuſatz
Copyright 1917 S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Erſter Teil

Liebe

(RECAP)
3486
.52
.328

549711

Digitized by Google

Erſtes Kapitel

Ein halbfrommer Mann ſingt den Gregorianiſchen Lobgeſang. Es wird Beſuch empfangen und noch eine Einladung erwogen.

In einer ſchönen alten heſſiſchen Kleinſtadt ſteht ein ebenſolcher Dom, an dem ein Mann von bedeutenden Qualitäten als Dechant wirkt. Das heißt, die Qualitäten fangen eben erſt recht an, wie ein Sternnebel zu atmen und zu leuchten; eine Zeitlang ſchien es, als ſollten ſie ſich in Liebhabereien ſo aufbrauchen und der Reſt in die allgemeine Luft verpuffen, und als ſollte ein ſüddeutſcher Chriſt und Katholik nach nicht unernſten Jugendwegen ſich ſo ſachte ins weltbürgerliche Wohlgefallen verlieren. Die Welt ſah dieſem Spiel mit Ruhe zu, aber der Erzbiſchof hatte ſeine eigene Meinung darüber, und Gott hatte noch eine eigenere. Aus der Entwicklung dieſer und anderer Verhältniſſe, von denen ſofort die Rede ſein ſoll, entſtand dann durch Herbſt und Winter ein Schickſal, das ſich mit Nutzen erzählen laſſen wird.

Als der Erzbiſchof den damaligen frommen, hoch- und tiefſinnigen Pfarrer Klemenz Ekkart auf das Dechanat geſtellt hatte, war es in der Meinung geſchehen, einen etwas ausgeſetzten Poſten mit einem lebendigen

und treuen Mann zu verſehen, denn ringsum ſtanden und drehten ſich auf den Türmen im Wind der Zeit die Hähne des Proteſtantismus um die ſteilen, hohen Kreuze des Domes. Als dann der Dechant im zweiten oder dritten Jahr als erſte öffentlich ſichtbare Amtshandlung die Renovierung des Domes beim Erzbiſchof anregte und nach deſſen Zuſtimmung bei der Regierung forderte, lag die Notwendigkeit dazu mit vielen Zerfallsmerkmalen deutlich vor, und widerſprach die Unternehmung in keiner Weiſe den Erwartungen, die ſein hoher Vorgeſetzter ſich von ihm machte, obwohl ſie auch nichts Unmittelbares mit dem chriſtlichen Kernpunkt zu tun hatte, denn das Licht der Welt iſt in einem Stall aufgegangen, und in großen, herrlichen Gotteshäuſern hat man ſchon viel Verderbnis und Todesſtarre geſehen. Inzwiſchen ſtellte es ſich aber heraus, daß die endlich nach jahrelangen Verhandlungen eingeleitete Arbeit dem Dechanten mehr Stoff gab zu ſchönwiſſenſchaftlichen, als zu geiſtlich frommen Anregungen. Aus der männlich gottſeligen Entſchiedenheit leiteten ſich ſachte gewiſſe Kunſttrödeleien ab. Der hellſinnige Freund Gottes entwickelte ſich zu einem Freund von hübſchen Altertümern; er wurde ein Truhen- und Bücherwurm, ein Schürzenjäger nach alten Meßgewändern, ein blonder Maulwurf der zünftigen Kunſtgeſchichte, der ſeinen gelehrten Rüſſel bald überall anſetzte. Wo die Hacke der Arbeiter aufſchlug, da war er ſofort mit ſeinen Fingern dazwiſchen, um ein zugetünchtes oder vergrabenes Altertum herauszuklauben, und bald ging überhaupt das ganze Baugeſchäft mit der begeiſterten Mithilfe des Architekten

nach ſeinem kunſtgeſchichtlichen Intereſſe. Jeden Morgen ſah man den ziemlich großen, ernſten Mann mit ſauberer Sutane in das Trümmerfeld kriechen, in das er die Stätte der Andacht nach und nach verwandelt hatte, und mittags kroch er mit ſchmutziger und mit den Lungen voll Mauerſtaub wieder heraus, um ſich zuerſt einigermaßen wieder zurechtzuſchütteln und zu huſten, und dann wie ein Maurergeſelle zum Mittageſſen zu gehen.

Die erſte Perſon, mit der ihn dies neue Leben in Widerſpruch brachte, war weder Gott, der viel Zeit, noch der Erzbiſchof, der etwas weniger hatte, ſondern ſeine alte, treue Haushälterin. Das war ein gottesfürchtiges und redliches Weib von einigen fünfzig Jahren, das noch einen Zahn beſaß, damit aber tüchtig zubiß, und ein braves, unerſchrockenes Herz, dem man zu Unrecht Härtigkeit nachredete, ſondern was ſo ausſah, das war Notwehr. Im Haus eines Dechanten am Dom einer nicht eben reichen Kleinſtadt laufen die Möglichkeiten, Geld auszugeben, wie Hühnerſcharen die Treppen auf und ab, und wenn nicht ein guter Haushund zum Rechten ſieht, ſo kann der Dechant gegen das Ende des Vierteljahres ſelber auf den Bettel gehen, wenn er nicht ſeine Opferſtöcke angreifen will. Eine gewiſſe geiſtliche Verwegenheit im Ausgeben von Geld war aber außerdem ein Zug an ihrem Herrn, den ſie verehrte, und um deſſenwillen ſie ihn mit liebte — er hatte für ſie noch andere, mit denen ſie weniger zankte —; die liebende Verehrung hörte bei ihr höchſtens einmal auf, wo die großmütige Neigung den Gang des Haus-

weſens in Gefahr brachte und zur vollkommenen Kaſſenöde führte, was leider immer wieder vorkam. Obwohl er nun ſchweres Geld in ſeine Privatliebhaberei ſteckte und ſogar ſein Kapital dafür angriff, und obwohl er ihr beſchmutzte Schuhe und zerriſſene Sutanen genug ins Haus brachte, ſetzte ihr Widerſtand doch nicht auf der irdiſchen Linie ein, ſo wenig ihr auch dieſe Dinge gefielen, ſondern in ihren Augen hing ſich ihm, ſeitdem er den heiligen Ort zur Rumpelkammer gemacht hatte, je länger, je ſichtbarer ein Geſpinſt von Gotteslästerlichkeit an. Wenn er gegen ihr Gemurre mehr oder weniger geduldig die Notwendigkeit und den Zuſammenhang der Maurerarbeiten ins Treffen zu führen ſuchte, ſo hatte er den Schein der Wahrheit für ſich, aber auch nur den Schein, und die alte Perſon hieb keineswegs ins Blaue, wenn ſie meinte, daß er darum doch nicht das ganze Münſter einzureißen brauche, außer wenn er ein völlig neues bauen wolle, aber ſoviel ſie wiſſe, ſei eine Ausbeſſerung im Werk, kein Neubau. Wenn er alſo die Gemeinde einen Sonntag wie den andern im nachgelaſſenen Maurerſtaub zwiſchen groben Gerüſten und umgeſtürzten Altären auf dem bloßen Erdboden knien laſſe — denn auch die Platten waren allenthalben aufgebrochen —, ſo müſſe man doch ſagen, daß eine Kirche für den Gottesdienſt da ſei, und ſie ihrerſeits pfeife ihm auf ſeinen gebildeten Architekten, der ihn nur noch mehr verführe, und auch auf die alten Meßgewänder, die man unter den Platten gefunden habe, Gott möge ihr die Sünde verzeihen. Ihr ſei die Andacht verdorben, und wenn ſie während des Hochamts welt-

liche und zankſüchtige Gedanken beſchlichen, ſo trage er daran die Schuld.

Nun war er nicht der Mann, dergleichen Einſprüche auf die leichte Achſel zu nehmen, und die Zweifel einer gläubigen Seele hatten ihm je und je ſtarken Eindruck gemacht. Aber hier handelte es ſich nachgerade um eine Leidenſchaft. Wo er hinguckte, da ſah er geſchichtliche Niederſchläge und Kunſt oder Unkunſt aber keine göttlichen Beziehungen mehr, und kaum noch menſchliche, wie dem Pilzſucher mit der Zeit überall Pilze aufſtoßen, ſchließlich kann er kein Stückchen Wald oder magern Raſen ſehen, ohne ihn auf Pfifferlinge und Champignons einzuſchätzen. Er hätte am liebſten auch den unendlichen Himmel abgekratzt, um zu ſehen, ob nicht Fresken darunter zum Vorſchein kamen. Sogar die Orgel hatte er abbrechen laſſen, weil nach alten Chroniken früher dort die Empore der Landgrafen oder Kurfürſten geweſen ſein ſollte; wirklich fand er an den Wänden ein paar Malereien und hinter dem Orgelkaſten einen vergeſſenen oder verlorenen Hut aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, den die Motten ſchon halb aufgefreſſen hatten. Indeſſen ſang die Gemeinde zu einem kleinen, eingeſtaubten Harmonium auch noch nicht übermäßig ſchön, und dazu blickte ſie zu unbemalten Nachbildungen aus Pappe auf, die an Stelle der entfernten Heiligen überall aufgeſtellt und -gehängt waren.

In dieſem ſtillen Haus lebte noch eine dritte Perſon, ein junges Mädchen namens Linde, das ſeine Nichte war und der alten Brigitt, lieber noch ihm ſelber zur Hand ging, aber nicht in ſeinem antiquariſchen Maul-

wurfstreiben, sondern in seinen mehr menschlichen und seelsorgerlichen Angelegenheiten. Linde empfing seine Besuche, besorgte ihm den laufenden Briefwechsel, soweit er nicht zu vertrauliche Dinge betraf, und die Armen- und Krankenpflege stand beinahe ganz auf ihren zwei schmalen Schultern. Sie trug die Last mit vielem Ernst, mit natürlicher Liebe und einigen übernatürlichen Kräften, da sie mit gleicher frommer Innigkeit zwischen den Geheimnissen der Finsternis und den Holdseligkeiten des Lichtes stand. Die Menschen fürchtete sie nicht, und vor ihrem Schmutz schreckte sie nicht zurück, so rein sie in ihrem Teil lebte. Es gab also viele Leute, die sie suchten, um sie auszunutzen, und wenige, die ihr außer ihrem Elend etwas dafür zurückgaben, und dieses erwiderte sie sofort durch Mitleid. Sie war hübsch, mittelgroß, sehr ziervoll, blauäugig, braunhaarig und zart von Gesundheit. Auch sie fand in ihrem gottesfürchtigen Herzen, daß es der Dechant mit seiner Kunstgräberei etwas zu wild betreibe, aber gegen eine kirchliche Respektsperson, die er ihr war, hätte sie nie gewagt, mit einem Wort oder einem Seufzer zu verraten, wie sie an der zerstörten Kirche litt, und nach ihrem Gefühl versündigte sich die alte Person mit ihren auffässigen Reden. Sie glaubte nicht, daß ein erwählter Diener Gottes auf die Dauer etwas ganz verkehrtes tun könne, und sah Gottes Ratschluß darin, daß nach so langer Verborgenheit die schönen alten Meßgewänder, Bilder, Kreuze, Bücher, Pokale und Monstranzen aus ihrem Schutt wieder auferstanden, um vielleicht an den frommen Werken der Längstvergangenen die Gegenwärtigen

zu ebenſolchen zu entzünden. Mit ſolchen Gedanken aber auch mit keinen andern, ſuchte ſie den Oheim zu beruhigen, wenn er ſich einmal klagend über den Unverſtand und die Bockbeinigkeit der Gemeinde und Behörden gegen ſie ausließ, und das war für ihn außer dem verwandtſchaftlichen, um nicht zu ſagen väterlichen, noch ein weiteres Verſtändnis, das ihn mit dem ſtillen, tiefgründigen Mädchen und deſſen fruchtbarem Wandel verband. Obwohl er im Lauf der ſtets breiter ausgreifenden Arbeiten im Dom gelernt hatte, mit den Füchſen zu bellen, oder auch einmal allein kräftig anzuſchlagen, um ſeinen Willen durchzuſetzen, ſo lag dies Treiben doch ſehr wenig ſeiner geiſtigen und im Grund freien Natur, und das Mädchen ſchätzte er vielleicht am höchſten deshalb, weil es ihm jene Natur rein und ungekränkt zu enthalten ſchien, ſei es als Beruhigung, ſei es als Verſprechen auf eine ſpätere Zeit, in welcher auch er dazu zurückkehren würde, und was ihm immer wieder neben aller kindlichen Unfertigkeit an ihr Achtung abgewann, das war, wenn nicht die Größe ihrer ſeeliſchen Richtung, ſo doch die Möglichkeit zur Größe.

Ein großer Charakter ohne Wenn und Aber war jedoch der Hund, der noch zum Haus gehörte, ein dunkelgrauer, lebhafter Borer von ausgeſucht raſſigen Körperformen, und mit einer Vergangenheit, die allein ſo viele Kapitel umfaßte, wie die aller andern Hunde des Städtchens zuſammengenommen, weil die Unternehmung das Element ſeines Lebens war. Jedoch das Fundament dazu gab eine unbeſtechliche Treue gegen ſeine Herrſchaft, ein angeborener Hochſinn, der ſich durch ſeine Stel-

lung als Hund einer geiſtlichen Reſpektsperſon und durch den nahen Umgang mit dieſer und der auch nicht ſehr ungeiſtlichen der jungen Nichte noch geſteigert hatte. Eine gewiſſe innere Erwecktheit war die Frucht ſeiner beſondern Anhänglichkeit an Linde. Als weitere Eigenſchaften zeigte er Stolz, Phantaſie, Verſtand, unermüdliche Aufmerkſamkeit aber nicht die knechtiſche des Hofhundes, ſondern ſozuſagen eine vergeiſtigte, die auch auf andere Dinge achtete, als die mit dem Futter- und Beſitzneid des Hundes zu ſchaffen haben, und eine vollkommene Furchtloſigkeit. Dazu kam noch eine immer frohgeſtimmte Angriffsluſt, die ihn zum unabhängigen Beherrſcher ſeines Reviers machte; ſie hätte ihm viele materielle Vorteile einbringen können, aber er bezweckte nichts mit ihr, als immer wieder ſeine Überlegenheit feſtzuſtellen, und es war noch nie vorgekommen, daß er einen Knochen von der Straße aufgenommen hätte. Seinen ausdrucksvollen, ernſten Kopf zierten unzählige große und kleine Narben und Bißwunden, und infolge eines Feldkampfes mit einem Fuchs hatte er die Sehkraft des linken Auges verloren, das grau und den Leuten etwas unheimlich in ſeiner Höhle ſtand, aber dafür blickte das andere um ſo launiger und unternehmender in die Welt.

In dieſe Hausgemeinde fuhr eines Nachmittags unvermutet noch ein fremder Geiſt herein, und zwar trug ſich der Einzug folgendermaßen zu. Es war im Herbſt. Der Dechant ſaß zur Abwechslung einmal nicht auf einem Schutthaufen und weisſagte mit dem Architekten über alte Pläne des Domes, ſondern er ſtand im Geäſt eines Birnbaums in ſeinem Garten und pflückte

Bergamotten. Er hatte einen Sack um die Schultern gebunden, in den er immer mit der gefüllten Hand hinein und mit der leeren verlangend wieder heraus fuhr. Dazu ſummte er leiſe und verſponnen die Melodie des alten Gregorianiſchen Lobgeſangs vor ſich hin, wie es ſich für einen frommen deutſchen Menſchen ſchickt, wenn er in dieſem ſtrengen Kriegslauf einen geſegneten Obſtbaum anſieht, der mit ſeinen Früchten fürſtlich am Licht ſteht. Der gegenwärtige ſah nun nicht bloß, ſondern er hing als eine andere Frucht Gottes aber eine unreife, loſe ſchwankend zwiſchen dem reifen Jahresſegen und machte unter allem ſtillen Einheimſen im Kopf den Überſchlag, wieviel davon nach der Stadt zu kriegsbedürftigen Verwandten und Freunden auf den Weg gebracht werden müſſe; es kam nicht wenig dabei heraus. Aber wenn er von ſeinem Aſt einen Umblick tat, ſo ſah er in lauter fruchtſchwere Apfel- und Birnbäume hinein, die alle in ſeinem Garten ſtanden, und über hundert und tauſend andere, die drunten in den Bürgergärten und im Tal dem Flüßchen nach und gegen den Wald hinauf ihre Habe an der Sonne gar kochten. Ab und zu ſchoß ihm ein Vogel wie ein Schatten an der Naſe vorbei oder ſank ihm ein Räupchen an langem Faden ſachte auf den Ärmel, und wenn ihm eine Birne zu Boden fiel, ſo ſagte er: „Dummes Tier, was haſt du nun davon? Eine Beule, und daß du zuerſt gegeſſen wirſt; das iſt nur weniger vornehm.“ Wenn ein Korb voll war, ſo blies er in eine Holzpfeife, und dann kamen ſeine Frauen und holten ihn. Die Viertelſtunden ſchwebten ihm verträumt wie Goldge-

ſpinſt von den nahen Türmen des Domes herab und woben ihn ſo ins Nachmittagslicht ein, als ſollte er nun ewig Birnen pflücken und den Gregorianiſchen Lobgeſang ſummen; nachher begann er ihn auch leiſe zu ſingen.

Plötzlich fuhr aber Bob den Gartenweg herab, ſauſte zweimal um den Baum, ohne den Dechanten zu finden, begann ſuchend am Boden zu ſchnüffeln, entdeckte plötzlich ſeinen Herrn im Gezweig, wo er ſonſt nur Vögel ſah, und fing, darüber aufgeregt, aus vollem Hals zu jaulen an. Er machte ſogar Verſuche die Leiter hinauf zu ſpringen, weil er ſich nichts anderes denken konnte, als daß der Dechant durch einen Unglücksfall dort hinauf gekommen ſei und ſich entſprechend übel befinde. Als er Linde denſelben Gartenweg herkommen hörte, rannte er ihr entgegen, um ſie von dem außerordentlichen Mißſtand zu unterrichten. Sie ſchien auch wirklich ſelber erregt zu ſein, wenigſtens lief ſie ſchnurſtracks zum Baum, um über und über rot hinauf zu melden, daß ein Leutnant da ſei, packte dann den halbvollen Korb bei den Ohren, und fuhr wie der Wind damit ab, ohne links und rechts zu ſehen. Ihr dunkelblonder Scheitel leuchtete golden und klug den Gartenweg hinauf. Über ihre weiße Bluſe ſpielten die freundlichen Sonnenlichter des Herbſtes. Indem ihre ſchlanke Figur um eine Himbeerhecke verſchwand, ging dem Dechanten ein Gedanke durch den Kopf, den er ſchon oft gedacht hatte, wenn er ſie irgendwo unvermutet erblickte: „Nein, ſie iſt gar nicht mehr klein," murmelte er. „Manchmal möchte man ſogar glauben, daß ſie ordentlich unters

Maß gewachſen ſei. Man muß ſie einmal an den Türpfoſten ſtellen.“ Etwas betrübt wegen der Störung kletterte er mit dem Sack über der Schulter Tritt für Tritt die Leiter hinab, erinnerte ſich drunten, daß Linde den Korb weggeſchleppt hatte, ohne einen andern dafür herzuſetzen, und verfolgte kopfſchüttelnd ihren Weg dem Haus zu. Bob gab durch einige ungeſtüme Bewegungen ſchnell zu verſtehen, wie er ſich freue, ſeinen Herrn wieder in normalen Umſtänden zu ſehen, und flog davon, Linde nach; er machte einen Buckel vor Eifer und feuerte mit den Hinterbeinen breit rückwärts heraus, daß der Kies flog. Aber ſchon kam er in langgeſtrecktem Galopp zurück, und hinter ihm her Linde mit dem leeren Korb. „Gib nur her,“ ſagte ſie betriebſam. „Daß der Leutnant nicht warten muß. Und bürſte dich vorher ein bißchen ab. Vergiß das nicht.“ Der Dechant wollte noch etwas über den Krieger fragen, aber Linde ſchob ihn mit den Worten: „Er iſt naſeweis und hat ein kurzes Gedächtnis!“ beinahe zornig den Gartenweg hinauf, und der Dechant ging leiſe ſchmunzelnd vollends dem Haus zu. „Sie iſt auch nicht anders als die übrigen Evastöchter, gottlob!“ dachte er vergnügt. Aber bevor er den Leutnant näher anſah, trat er in ſein Schlafkabinett, um gehorſam einiges Spinngeweb von ſeiner Sutane zu bürſten.

Als er dann dem fremden Militär gegenüberſtand, fand er gar keine beſondere Erſcheinung in ihm ſondern nur ſeinen von früher her wohlbekannten Neffen Heinz, den er freilich viele Jahre nicht mehr geſehen hatte; ſeit ſeinem letzten Bubenbeſuch war das

Flüßchen etwa achtmal zugefroren, ungerechnet die beiden warmen Winter, in denen es zu keinem Eis gelangt hatte. Inzwiſchen war der junge Mann durch verſchiedene Lehren gelaufen, auch in Amerika geweſen, hatte ſchon einen ordentlichen Vertrauensposten verſehen und war nach dem Ausbruch des Krieges als Heizer im Kohlenraum eines holländiſchen Schiffes nach Deutſchland zurückgekehrt, um als Reſerveoffizier ſeinen Mann zu ſtellen. Dieſe Abſicht hatte er bereits ſoweit verwirklicht, daß ſeine Bruſt beide Eiſerne Kreuze und noch dazu zwei landesfürſtliche Auszeichnungen ſchmückten, und daß er in ſeinem Regiment als eine „große Kanone" galt.

„Nun ſieh mal an," rief der Dechant dem geſunden und friſchen Offizier erfreut entgegen. „An dich habe ich gerade heute gedacht. Grüß Gott, Heinz. Haben dich denn die Engländer wirklich am Leben gelaſſen? Daran taten ſie unklug, was ihr Intereſſe angeht, obwohl ich's ſehr zu loben weiß. Es ſcheint auch auf die Linde einen gewiſſen Eindruck zu machen. Du kannſt dir etwas darauf zugute tun, daß das Mädel ohne Kopf im Garten herumſchießt; es iſt ſonſt das kapitalfeſteſte und kaltblütigſte Frauenzimmer, was das Mannsvolk angeht. Setz' dich, lieber Junge. Wirſt du ein paar Tage bei uns wohnen? Hoffentlich recht viele!"

„Na, wollen mal ſehen, wie mir das Klima bekommt," lachte der Krieger. „Aber wer iſt denn die Linde, wenn man in einem ſo frommen Haus nach dergleichen fragen darf?"

„Nun, eins von euch ſcheint ſich ſehr verändert zu haben," wunderte ſich der Dechant. „Aber ſie ſagte

ſchon, du habeſt ein kurzes Gedächtnis. Kennſt du wirklich das kleine Mädchen nicht wieder, mit dem du vor zehn Jahren hier in den Himbeerbüſchen gehauſt haſt? Gott erbarme ſich, wie hat ſich die Brigitt über euch erboſt! Und wie kam ihr nachher das Haus leer vor!"

„Wahrhaftig, ſie erinnerte mich doch an ſie," wunderte ſich nun auch der Soldat. „Aber damals war ſie ſtrohblond und pumpelrund und hieß Marie."

„Ja, dieſe Veränderung ihres äußern Menſchen iſt auch eins von ihren Geheimniſſen," nickte der Dechant ernſthaft beſtätigend. „Was den Namen angeht, ſo ſchrieb mir kurz nach eurem Beſuch ihre Mutter, daß ſie ihn aus eigener Machtvollkommenheit geändert habe. Eines Tages ſei ſie mit dunklen Augen aus dem Garten gekommen und habe erklärt, die Linde ſei ein ſehr ſchöner und heiliger Baum, und ſie wolle Linde heißen. Nun ſagte man ihr, die Mutter Gottes ſei eine noch viel ſchönere und heiligere Frau; warum ſie denn nicht mehr Marie heißen wolle? Worauf die merkwürdige Antwort kommt, Tante Klinger, ihre Patin, ſei keine ſchöne und keine heilige Frau und heiße auch Marie. Und dabei bleibt ſie. Auf den Vorhalt, Tante Marie werde ſich beleidigt fühlen, ſchweigt ſie hinterhältig. Wirklich waren die beiden auch keine beſondern Freunde; nun, das weißt du wohl ſelber, du haſt der Linde bei manchem Indianerſtück gegen ſie geholfen, als ihr alle gleichzeitig hier das Haus unſicher machtet. Eine Zeitlang nannte man ſie ſcherzhaft Linde, um ſie zu necken, wie das ſo geht in einer Familie, und dann blieb der Name an ihr hängen. Er iſt ein bißchen heid-

niſch, aber gar nicht roh, da hat ſie ſchon recht, und die Linde war von früh auf der Schirmbaum der Mutter Gottes. Nun, du wirſt noch mehr Wunderlichkeiten bei ihr finden, wenn du dir die Zeit dazu nimmſt."

„Beſondere Geſchäfte hat ſie ſeither körperlich nicht gemacht," meinte Heinz zweifelnd. „Damals war ſie handfeſter. Nicht, daß ſie eben elend ausſähe aber ein bißchen unſolid für irdiſche junge Männer. Hat ſie's denn an der Lunge?"

„Muß es ein Menſch gleich irgendwo haben, wenn er zarter regiſtriert iſt?" ſpottete der Dechant. „Sie hat einen empfindlichen Magen wie alle Ekkarde; das iſt alles. Dem einen fehlts mehr an körperlichen Organen, dem andern an geiſtigen. Es kommt alles auf die geheimen Reſerven an. Ihr ſeid ja eine ziegenfräßige Geſellſchaft, muß ich ſagen. Ich dachte, ihr würdet etwas beſcheidener aus dem Krieg heimkommen, aber hochfahrender ſeid ihr geworden. Nun, Gott mit euch, ihr Galgenvögel!"

„Aber ich habe ja nichts gegen das Mädchen einzuwenden!" lachte der junge Mann. „Gut, ich ſage nicht unſolid ſondern zierlich. Für uns läufts auf dasſelbe hinaus. Woran ſollen wir uns halten? Vielleicht hat uns der Krieg verdorben. In Frankreich gibt's wirklich hübſche Weiber. Die unſern wollen mehr von innen genommen ſein; das iſt zeitraubend. Ich glaube ja nicht beſonders an dieſe Innerlichkeit; das ſoll ein Erſatz ſein für das mangelnde Temperament. Nun, wenigſtens hat ſie Grazie; das iſt ſchon etwas. Iſt ſie denn noch frei?"

„Jedenfalls biſt du's," ſagte der Dechant doppelſinnig. „Wenigſtens gibſt du dich ſo." Doch war zu hören, daß er ihm wohlwollte, und der Ermahnte hörte es.

„Ich bin jetzt eigentlich gar nicht zu Frechheiten aufgelegt," bemerkte er beinahe nachdenklich. „Mir iſt eher ſentimental zu Mut, elegiſch wegen dem Wiederſehen mit der Heimat und ſo weiter. Denn von der Heimat hab ich noch wenig geſichtet ſeit Amerika; ich kam doch gleich aus dem Schiffsbauch in den Schützengraben. Aber was die Linde angeht, ſo iſt es mir nicht ſicher, daß du wirklich weißt, was hinter ihr ſteckt. — Ach, die Väteruhr. Sie hat immer noch ihr Ewigkeitspendel. Dann die braven deutſchen Birkenmöbel. Die blauen Seſſel. Mehr Blumen ſind da als früher; das iſt wohl die Hand des Mädchens? Die dicken Mottenvorhänge hat gewiß auch ſie abgeſchafft und Mullgardinen dafür aufgehängt. Eine Art von Übertragung des ewig Weiblichen nach außen. Zudem ſtehen ſie beſſer zu den Birkenmöbeln und ſind ſogar ſtilreiner. — Tja, ihr habt eure Atmoſphäre. Bei uns ſtinkts nach Pulver und Gas; aber einen gewiſſen Stil kann man auch uns nicht abſtreiten. — Hm, alſo das Mädchen. Wie ſie da hereinkommt und mich zuerſt ſieht, macht ſie doch eine Bewegung, als ob ſie mir geradenwegs in die Arme laufen will. Die Heimat, denke ich, denn mir iſt doch alles Heimat hier, was mir in die Arme läuft, oder wem ich in die Arme laufen kann. Im übrigen bin ich ein heimatloſer Geſell, an dem ſchon die ganze Nation Vaterſtelle vertreten muß. Sohn des Volkes. Auch gut. Alſo ſie erkennt mich ſofort, ich ſie

nicht. Das merkt ſie denn und bekommt auf den Schlag ein anderes Geſicht, ganz junge Dame und ungeheuer reſerviert. Was der Herr Leutnant wünſche. Und dann läßt ſie mich mit aller Dummheit ſtehen, und mir iſt doch ſo hinter ihr her, als hätt' ich etwas Rechts verpaßt. Derweil iſt's nur eben grade meine geweſene Spielſchweſter. Zu komiſch, was ſo aus den Leuten wird, wenn ſie auseinander wachſen. — Sag' mal, hat ſich jener alte Druck wiedergefunden, das Hohelied Salomonis, das Büchelchen mit den kurzweiligen Bildern, das auf einmal verſchwand? Es gehörte ja auch nicht gerade in ein ſo gottſeliges Milieu. Haſt du wieder etwas davon gehört oder geſehen?"

„Nein, das hat ſich nicht wieder gefunden."

„Glaubſt du noch, daß die Klingſe es geklaut hat?"

„Du meinſt die Tante Marie. Das iſt eine dunkle Sache. — Wir ſprechen eben von eurer Klingſe," wandte er ſich ernſthaft gegen die wieder eintretende Jungfrau, die mit dem Geſchirr für den Nachmittagstee kam. „Der Name enthält beinahe ein Programm, nämlich eins des Unbehagens. Es iſt eine bittere Frau; Gott mache ſie ſüßer. Heinz bringt mich darauf, daß ihr damals vielleicht Unrecht geſchehen iſt."

Sie ſtreifte die Gegend des Offiziers mit einem halben Blick, um dann das Teegeſchirr abzuſtellen.

„Vielleicht," ſagte ſie leicht errötend. „Hat dir der Herr Leutnant Anhaltspunkte gegeben?"

„Anhaltspunkte? Nein, eigentlich nicht. Es iſt mehr eine Gefühlsſache."

„Dann mußt du deinem Gefühl nachgehen."

„Nun, der Handel hat doch ſeine Tragweite," meinte er bedenklich. „Habe ich ohne klare Beweiſe ihr Unrecht gegeben, und ſoll nun wieder ohne klare Beweiſe mir Unrecht geben? Solche Dinge werden mit den Jahren ſchwerer beweglich; vollends Gefühlen nachzugehen, wird man fortgeſetzt mißtrauiſcher."

„Na, dieſe liebe Verwandte iſt auch wirklich kein beſonders begeiſternder Menſch," warf Heinz lachend ein. „Seid froh, daß ihr ſie los ſeid. Ihr tut ja ſo, als ob ihr euch nach der Möglichkeit ſehntet, euch wieder einmal recht ausbündig zu ärgern und euch am Leben ſtören zu laſſen."

Wenn Heinz mit der Bemerkung bezweckt hatte, Lindes Augen auf ſich zu ziehen, ſo erlebte er jetzt allerdings einen Erfolg aber nicht in der gewünſchten Richtung. Sie wandte ſich einigermaßen fragend nach ihm um und dann mit bemerklicher Würde ihrem Oheim zu.

„Kannſt du den Herrn nicht veranlaſſen, wenn er mit dir ſo gut bekannt iſt, ſich auch mir vorzuſtellen?" erkundigte ſie ſich, vom Kopf bis zu den Füßen eine einzige Verwunderung. „Vorher möchte ich mich nicht auf ein ſo ernſtes Thema mit ihm einlaſſen."

„Donnerwetter!" ſagte der Soldat verblüfft und erhob ſich, um ihr eine halb ſcherzhafte, halb verlegene Verbeugung zu machen. „Verzeihung, Heinz Ekkart. Die junge Dame hat ſich etwas unerwartet entwickelt, darum erkannte ich ſie nicht gleich wieder — wenigſtens nicht mit den Augen, wenn auch das Gefühl ſprach."

„Dann mags weiter ſprechen," erwiderte ſie, noch wenig beſänftigt. „Aber was die Tante Marie angeht, ſo weiß man entweder nichts Beſonderes und läßt die peinliche Sache auf ſich beruhen, oder man weiß und findet dann für ſeinen Anteil etwas warmherzigere Ausdrücke. Vor dem Unfrieden der Tante Marie habe ich keine Angſt, aber ſchwerer weiß ich mich mit wirklichem Unrecht abzufinden. Lieber Onkel, ich glaube, wir ſind uns allen nun etwas Großmut ſchuldig und müſſen Tante Marie bitten, uns auf ein paar Wochen zu beſuchen."

Dabei blieb ſie, und keine Einrede, auch nicht des nun völlig verdutzten Leutnants, brachte ſie davon ab. Der Dechant ſuchte ſich noch eine Weile zu entziehen, denn wenn Linde behauptete, keine Angſt zu haben vor dem Unfrieden der Tante Marie, ſo hatte er um ſo mehr; die zehn Jahre, in denen er ſeine Schwägerin nicht mehr geſehen hatte, dünkten ihn beſonders friedlich und ungeſtört. Aber über dieſe Sache gab Linde noch eine beſondere Anſicht ab.

„Wenn ich einen wirklich ſchlimmen Verwandten hätte, einen Verbrecher zum Beiſpiel, ſo müßte ich auch meinen Verwandtenanteil an ſeinem Verbrechen tragen. Hier handelt es ſich, wie du ſelber ſagſt, um eine Unglückliche; darf man ſich von einem Unglück ausſchließen?"

„Das Unglück iſt nicht direkt mit uns verwandt," wendete der Dechant ein. „Es iſt angeheiratet."

„Da muß es doch irgendwie verwandt ſein, wenn es ein Verwandter von uns geheiratet hat, ſonſt hätte er es eben nicht geheiratet."

„Es iſt ja gar nicht geſagt," verſuchte ſich der Leutnant wieder, „daß ihr etwas daran liegt, euch wieder zu ſehen. Dieſe Dummheit hat ſie ſicher längſt vergeſſen. Vielleicht iſt es ihr gerade ſo wohl bei der Trennung wie euch."

„Mir iſt nicht wohl dabei," ſagte Linde ſtreng und ſichtlich verſtimmt. „Ich kann mich auch nicht erinnern, daß es damals auf Dummheiten abgeſehen geweſen wäre, wenigſtens konnte ich es die ganze Zeit nicht ſo auffaſſen. — Will ſie aber nicht kommen, ſo haben wir wenigſtens das unſrige getan."

„Verzeihung, aber das ſieht doch verflucht nach Selbſtkaſteiung aus," platzte der Soldat nun heraus. „Das läßt ſich ja alles brieflich erledigen. Liebe Tante, dir iſt Unrecht geſchehen. Wir habens heute miteinander ausgeknobelt. Willſt du's in der Zeitung leſen, ſo ſetzen wir's hinein. Wie immer deine und ſo weiter. Aber im übrigen kann ich euch vor dieſer Frau nur warnen; das iſt keine Geſellſchaft für euch."

„Aber du biſt eine Geſellſchaft für uns?" fragte Linde mit aufblitzenden Augen und nun ein wenig lachend. „Du kannſt nur einen guten Einfluß ausüben, keinen beunruhigenden und aufſtörenden. Nun, auch das muß ſich weiſen."

„Wieviel Zeit willſt du mir dazu bewilligen?"

„Keinen Tag länger, als bis wir darüber ins klare gekommen ſind."

„Dann will ich mich nur mit meinen Erklärungen verſehen," meinte er doppelſinnig. „Angenehme Bekanntſchaften, beſonders weibliche, ſoll man nicht durch ſolche Demonſtrationen abkürzen."

„Ich glaube kaum, daß du dir das Leben durch ſie ſchon ſehr verbittert haſt; wenigſtens ſiehſt du nicht ſo aus."

„Nun, du ſiehſt auch nicht aus, als ob du deine Rechnung ſehr darauf geſetzt hätteſt," wandte er den Spott in einen Lobſpruch. „Wenigſtens iſt mir noch kein Mädchen vorgekommen, das es ſo gut ohne den Mann zu machen weiß."

„Du weißt viel," ſpottete ſie errötend. „Iſt erſt fünf Minuten im Haus und hat ſchon alles weg."

„Nun alſo, da habt ihr ja wieder Bekanntſchaft gemacht," ſchloß der Dechant dieſe Auseinanderſetzung. „Was dann die Tante Marie angeht, ſo will ich dir die Angelegenheit in die Hände legen. Ladeſt du ſie ein, ſo will ich mich darein ſchicken. Wenn nicht, dann iſt's nicht nötig, und ich kann beruhigt ſein. Und jetzt will ich eine ordentliche Begrüßung unter dem jungen Volk ſehen. Der Mann kommt aus dem Feld und hat Anſprüche zu machen."

Das war nicht ganz gegen Lindes Meinung geſprochen. „Wir werden ihm nichts ſchuldig bleiben, was ihm zuſteht," ſagte ſie nun freundlich lächelnd und ging ihm mit dargebotener Hand entgegen. „Ich hatte mich viel um dich geängſtigt und bin recht froh, daß du heil daſtehſt. Du ſelber, nicht?" fügte ſie ſcherzhaft hinzu, um eine Verlegenheit zu verbergen. „Ich kann mir's vorſtellen. Was werdet ihr ſo über uns Schwätzer und ofenwarmes Stubenvolk denken? Man ſollte uns wirklich ſo lange den Mund zubinden, denn was Geſcheites kommt doch nicht heraus. Wie iſt's dir jetzt, da du das ganze ſoweit hinter dir haſt?"

„Gar nicht beſonders," kopfſchüttelte er. „Wie ſoll mir ſein? Ich bin doch im Schützengraben jetzt heimiſcher als in der Heimat. Hier kenne ich mich ſchwer aus. Wenn ich ſo ſehe, wie hier eine friedliche Menſchheit ſich weiter dem kleinen Handel und Wandel nachtreibt, ſo iſt's mir direkt, als ob ich in den Traum eines andern Menſchen hineinguckte. Ich will ja nichts gegen den Frieden ſagen, aber ich verſtehe nicht mehr, wie ich früher gelebt habe, ohne vor Langeweile einfach einzugehen. Seht doch unſre Kerls an, was die für Farbe und Wucht bekommen haben. Weltgeſchichtliche Haltung haben ſie. Das gibts im Frieden nicht. Jetzt bin ich ſchon vier Tage ſchlafen gegangen, ohne wenigſtens einen Engländer hinter der Schießſcharte weggeblaſen zu haben. Das kann man nämlich genau kontrollieren. Wenn man abdrückt, und es fliegen gleich darauf zwei Hände in die Höhe, ſo weiß man Beſcheid. Geradezu komiſch iſt das manchmal. Wie in der Schießbude. Ich hab' ja ſonſt mit dem Gewehr nichts zu tun, aber man will doch eine Unterhaltung haben, wenn nicht was Beſonderes los iſt. Dieſe Engliſhmen liebe ich geradezu; ſie ſind ſo koloſſal zuverläſſig. Sich nun vorzuſtellen, daß eines Tages der Friede ausbricht und die ganzen intereſſanten Beziehungen plötzlich aufhören ſollen — lächerlich. Wirklich lächerlich. Manchmal iſt's geradezu eine Panik. Na, vorläufig ſind wir ja noch für 'ne Weile ſicher. Tja, Mariechen, ſo iſt das Leben. Auf welcher Seite der Hund in den Dreck fliegt, auf der wird er ſchmutzig. Zu ſchnurrige Leutchen ſeid ihr da in eurem Biedermeierzimmer aus Birke und mit den alten

Großmuttertaſſen und -Kännchen, dem ernſthaften Familienſofa und den Bildern von längſtverſtorbenen Verwandten an den Wänden. Na, immerhin will ich dafür ſorgen, daß ihr beizeiten auch eins von mir bekommt; es muß ſich da nicht übel hängen. Und ſo rahmt uns, wenn wir tot ſind, und verwöhnt uns, derweil wir leben. Seid recht nett zu uns, beſonders ihr Mädchen, ſo nett ihr könnt ſogar, nämlich ſolang ihr uns habt. Wollen ſehen, Kuſinchen, was du in dieſer Richtung leiſten kannſt."

Linde hatte dieſen kriegeriſchen Ausführungen mit erſt vergrößerten und dann vertieften Augen zugehört, und nach und nach war ihr eine Röte der Anteilnahme oder der Erregung in die Wangen geſtiegen. Denn indem ſie dieſen hübſchen jungen Menſchen mit den roten Lippen und den blauen, kühnen Weſtfalenaugen betrachtete, wußte ſie nicht, was bei ihm größer war, ſeine Grauſamkeit oder ſeine Unſchuld, ſein Selbſtbewußtſein oder die einfache Beſcheidenheit, mit der er in einer einmal geſtellten Aufgabe aufging, und wenn ſie noch ſo dumpf oder fürchterlich war. Indem ſie ihn dann inmitten einer Welt von Leid und Jammer intereſſiert und munter tätig an ſeinem Schießſtand erblickte, ſeiner Mutter, ſeiner Kindheit und ſeiner eigenen Sterblichkeit vergeſſend, ſo überkam ſie ein ſo heißes Mitleid mit ſeiner lebendigen Seele, daß ſie ihm nicht anders antworten konnte, als mit ergriffenem Gefühl:

„Du armer, armer Menſch!"

Seine Verblüffung über dieſen Eindruck war ziemlich groß. Sonſt war er gewöhnt, daß ihn die Mädchen

bei ſolchen Reden bewundernd und in allem Grauſen vor ſeiner hartherzigen Kriegerbruſt gerade nach dieſer als nach einem verläßlichen Fels verlangend anſahen, und daß er dann nur ſeine Wahl zu treffen und keine andere Sorge zu haben brauchte, als daß er nicht neben die rechte griff. Er hätte es auch noch verſtanden, wenn Linde eine Lebensbetrachtung wie die geäußerte ſchroff abgewieſen oder verſpottet hätte, ohne darum von ſeiner Selbſtbewunderung etwas aufgeben zu müſſen. Aber daß etwas Bedauernswertes an ihm ſei, das war ihm bisher weder von jemand geſagt worden, noch vollends von ſelber eingefallen. Ganz verdutzt von dem Wort machte er: „Nanu? Wieſo denn?“ und ſchlug eine verlegene Lache auf, da aber niemand mitlachte, Linde auch offenbar zu weitern Auskünften nicht bereit war, ſo gab er's achſelzuckend auf.

„Ihr ſeid wohl immer noch die alte ſeltſame Geſellſchaft!“ meinte er gutgelaunt. „Alſo gut, bedaure mich; es ſoll mir auch recht ſein. Warum haſt du mich eigentlich noch nicht gefragt, weshalb ich keinen Degen trage, ſondern ein gewöhnliches Seitengewehr? Das wollen ſonſt alle Mädchen wiſſen. Den Degen braucht man nämlich im Schützengrabenkrieg nicht. Er kommt einem höchſtens zwiſchen die Beine und macht einen ſtürzen, oder er verrät einen bei den gegneriſchen Schützen, die auf Offiziere beſonders erpicht ſind. Und dann iſt das Seitengewehr eine ganz gute Handwaffe, nicht zu verachten. Hat mir ſchon einigemal gute Dienſte geleiſtet. Sonſt“ — er ſagte es mit einem einfachen und liebenswürdigen Lächeln — „ſonſt ſäßen wir hier nicht ſo hübſch beiſammen.“

Dem Dechanten wurden die Augen trübe. „Du ſtehſt etwas tief im Blut, mein Junge!“ ſagte er ernſt. „Ich weiß nicht, ob die Heimat ſo viel von dir verlangt.“

„Was denn? Krieg iſt Krieg. Was ſoll die Heimat ſonſt verlangen? Ich vergeſſe meinen Erſten meiner Lebtage nicht. Es war ein netter junger Engliſhman. Höchſtens neunzehn Jahre. Er ſah mich mit ganz großen erſtaunten Augen an, ein bißchen vorwurfsvoll und traurig. Ein paar Tage liefs mir doch nach. Das zweitemal ſah ich nicht lange hin; das iſt viel beſſer. Und dann — heute dir, morgen mir. Da hilft ſchon nichts.“

„Die Liebe würde helfen. Aber wer hört heute darauf? Obwohl keiner im Grund ſeines Herzens nach etwas anderem verlangt. Kannſt du während ſolcher —Vorgänge oder gleich nachher an Jeſus Chriſtus denken?“

„Na, dazu iſt er wohl auch nicht da!“ meinte der Soldat verdutzt. „Daran denkt wahrſcheinlich immer nur der, den's trifft. Und da es nacheinander alle trifft, wenns nur lang genug dauert, ſo — Tja, das iſt noch eine Vorſtellung. Thema für eine Predigt, lieber Onkel. Aha, da kommt die Brigitt mit dem Kaffee. Grüß Gott, alte Dame. Obwohl ſie kein bißchen älter geworden iſt die Jahre durch, das muß wahr ſein. Nicht einmal den Rücken beugt ſie tiefer. Schade, daß nun ſowas keinen Jungen daſtehen hat. Das kommt von der übergroßen Keuſchheit. Man ſollte alles mit Maß treiben, meinſt du nicht auch, Brigitt?“

„Du übertreibſt die Keuſchheit jedenfalls nicht,“ erwiderte die alte Perſon halb erboſt, halb lachend. „Die Mäuler, die die jungen Herren aus dem Krieg heim-

bringen, ſind ſchlimm genug, aber ſie ſind immer noch nicht das ſchlimmſte an ihnen. Gott beſſere ſie zeitig, ſonſt wird's bald zu ſpät ſein."

„Amen!" ſagte Heinz. „Aber du mußt zugeben, daß manchmal auch ganz brave Dinge von uns verrichtet werden. Nicht?"

„Wenn ihr nachher im Frieden halb ſo große Kerle ſeid, ſo will ich euch loben," meinte ſie vorſichtig. „Ich habe gefunden, daß manchmal mehr Mut dazu gehört, ſeinen Gott zu bekennen, als einen auf Kommando totzuſchlagen. Warſt du verwundet? Nein? So wird's Zeit dazu, daß du endlich wieder zum Denken kommſt. Siehſt gut aus. Na, Gott mit dir."

Mit dieſen Worten ließ ſie ihn und ging aus der Tür, gerade ſo gemeſſen, aufrecht und geſammelt, wie es einer alten Frau in ihrer Stellung und mit ihren Lebensgewohnheiten zukam. Übrigens trug ſie ein blaues Waſchkleid von heſſiſchem Leinen, das ihren tüchtigen Rücken feſt umſpannte, aber weit um die Hüften und Beine fiel, und ſtarke ſchwarze Lederpantoffeln, mit denen ſie bei jedem Schritt den Rockſaum hinten etwas in die Höhe ſtieß. Dieſe erlaubte ſie ſich ſeit etwa zwei Jahren, weil ihre alten Füße hohe Schuhe nicht mehr gut vertrugen; in der Kirche mußten ſie's freilich dennoch.

Übrigens war Bob mit dem jungen Mädchen ins Zimmer gekommen, hatte den Soldaten berochen und mit einem Blick auf Linde mitgeteilt, daß man ihn anerkennen könne, und darauf ſeinen Platz auf dem Fenſterbrett aufgeſucht, um von dort aus den Zuzug oder Durch-

gang fremder Hunde auf dem Domplatz zu bewachen. Jetzt rief ihn Brigitt, um mit ihm auszugehen. Er wedelte einen kurzen Abschied und fuhr aus der Tür.

Zweites Kapitel

Linde entwickelt sich. Ein Soldat bekommt Zweifel und löst sie praktisch. Die Tante tritt an.

In der Folge sah niemand einen Grund, verhindern zu sollen, daß die beiden jungen Leute wieder so gute Freunde wurden, wie sie vorher gewesen waren, auch nicht die alte Brigitte, obwohl nach ihrer Meinung der junge Soldat es mit der Keuschheit nicht genau nahm, aber Linde wußte sie in guter Hut, denn sie ging mit den Engeln schwesterlich um. So wandelte diese denn mit ihrem frühen Jugendgespielen und ihren spätern Schutzgeistern die Gartenwege des Dechanten auf und ab und nachher, als sie etwas kühnlicher wurde, auch die Gassen und Stiege der alten kleinen Heiligenstadt, vergaß bald ihre Engel über dem Soldaten und bald den Soldaten über den seligen Geistern, die ihr zuflüsterten, aber doch immer etwas häufiger und länger die Engel. Die Engel konnte sie auch wirklich nachher, wenn der Soldat weg war, wieder genug haben, aber den Jugendgespielen hatte sie bloß vier oder sechs Tage, je nachdem es ihm bei ihr gefiel. Sie legte es nicht gerade heraus, doch stillbesorgt und mit gütigem Herzen

darauf an, daß es ihm jedenfalls nicht mißzufallen brauchte, zündete jeden Morgen in ihren ernſten Augen ein neues Lichtchen an und manchmal auch ſchon abends, wenn ſie mit der Überzeugung ins Bett ſtieg, daß er in gar keinem Fall ein ſchlechter Menſch ſei und in dieſem und jenem ihr ſogar den Eindruck eines lieben und von Gemüt wahrhaft freundlichen Knaben gemacht habe, gottlob, denn das Gegenteil hätte ihr leid getan. Sie trug ſogar nach und nach ein wenig friſche Farbe auf ihre Wangen und Lippen auf nicht mit dem Pinſel, ſondern mit dem holden Engelsfinger der erlaubten Lebensfreude und auch nicht zu haſtig, aber immerhin ſo beſeelt aus ihrem dankbaren Sinn heraus, daß er es merkte und ſie den Tag über manchmal daraufhin anſah.

Es ging von ihrer tiefen Gehaltenheit etwas auf den irdiſchen jungen Mann über, das ihn ergriff und rührte. Manchmal meinte er, es ſei ihre zarte Geſundheit, dann glaubte er, es komme von dem muſikaliſchen Seraphim, der in ihrer Stimme wohnte, dann von dem beſondern aus ſich ſeligen Strahl, der oft aus ihren blauen Augen brach, und wiederum ſchien es ihm, die Wirkung rühre her von Qualitäten und innerlichen Kräften, die ihm zur Zeit und vielleicht für immer verborgen bleiben müßten, denn er war ein Weltkind aber ſie ein Kind Gottes und nicht nur dem Geiſt nach. Wenn er ihre reinen, langen Hände betrachtete mit den leichten und vornehmen Fingern, die ſo wenig von ſich ſelber wußten, ihre fromme Stirn, hinter der neben aller Erdenklugheit ſo unirdiſche Gedanken wuchſen,

und die ganze freundliche Geſtalt auf dem feinen Knochengerüſt, die ihm, dem geſunden Soldaten, doch eher hinfällig als ſtark erſchien, ſo viel Federkraft und Leiſtungsfähigkeit ſie auch ſonſt entwickelte, ſo überkam ihn ebenſo oft etwas wie Sorge, daß ſie am nächſten Morgen etwa plötzlich nicht mehr da ſein könnte, wie Verwunderung darüber, daß ſie's dann doch immer wieder war, ſich nie auf müden Stimmungen oder Abweſenheiten ertappen ließ und neben allen gemeinſamen Jugenderinnerungen, die er vergeſſen hatte, noch ſo mancherlei Einfälle und Reize aufbrachte, die zu ſeiner Sinnlichkeit ſprachen und offenkundig aus Sinnlichkeit kamen, ſo daß ihm ſchließlich nichts anderes übrig blieb, als ſie auf eine wachſame und etwas verlegene Art zu verehren, und ohne vieles Gefrage zu nehmen, was ſie ihm bot, und wie ſie's bot.

Darüber hinaus mußte er zugeben, daß aus dem Mädel von einſt in der Tat ein vollgültiges Fräulein geworden war, mit dem man ſich ſehen laſſen konnte, und das jeden zur Aufmerkſamkeit reizte, ſobald ſie den Mund auftat, manchmal ſogar ſchon vorher, wenn ſie lächelte oder nachdenklich den Kopf neigte. Immer ſah ſie aus wie jemand, der ſich etwas denkt oder dies und das ſchon ſelber erfahren hat, und wo ſie hinkam, da verbreitete ſie Vertrauen um ſich. Immer häufiger wurden auch die Momente, in denen er ſie geradezu reizend fand. Sie, Weib genug, um das zu merken und zwar ſofort, freute ſich darüber, gab errötend ein weiteres Stück ihres ſcheuen Jungfernweſens heraus, das er dann ſofort ebenfalls bewunderte, und ſo kam es, daß

ſie in Wahrheit in kurzer Zeit derart an Lieblichkeit und Weibergut von Gottes Gnaden zunahm, daß es auch die andern Leute merkten, und man ſie ſogar damit necken konnte. Das beſorgte der Dechant, der als ein erfahrener Freund aller Schönheit das Auge dafür hatte. Ihm ſchien ſie ein Stück wiedererſtandene leibhafte Gotik, und manchmal war es ihm, als müſſe er in ſeinem Münſter oder im Schuppen, wohin er ſeine Figuren und Bilder während der Renovation untergebracht hatte, nachſehen, ob ihm nicht eine aus einem Rahmen oder von einem Sockel verſchwunden ſei. Denn um falſchen Vorſtellungen zu begegnen, ſo fehlte ihr keine von allen Leibesliebenswürdigkeiten, die auch die wunderſamſten Geſtalten der Gotik an ſich hervorbringen, und die das Auge desliebefähigen Mannes je nachdem mit melodiöſer Sehnſucht oder mit Formen- und Linienglück erfüllen. Die der beredeten Männer füllte ſie nun mit Glück, zumal ſie einiges von ihrer gottſeligen Strenge aufgab und jetzt mehr geneigt war, die Natur reden zu laſſen, als den Geiſt der reinen Lehre. Die alte Brigitt ſah vieles und dachte ſich, was zu denken war, aber ſie ſagte nichts, dagegen lebte ſie manches in ihrer alten Seele mit, wie Mütter bei ihren Töchtern zu tun pflegen. War ſie nicht Lindes Mutter, ſo fühlte ſie ſich doch ſo, da ſie's aber trotzdem nicht war, ſo ergab ſich als Effekt der mütterlichen Veranſtaltung bei ihr eine gewiſſe altmädchenhafte Verweltlichung auf eigene Rechnung. Es war ihr wichtig, daß die ſchöne und ſtille Zeit nicht durch „Unflätigkeiten" von ihrer Seite, durch „Schmutzereien" und „Liederlichkeiten" geſtört und der

Jüngling vielleicht durch ſie verſtimmt oder gar vertrieben würde. Nicht daß ſie ihm um den Bart ging, dazu beſaß ſie ſchon nicht das Temperament, ſondern wenn ſich die Gelegenheit bot, ſein Großmannstum ein wenig zu ducken und ihm ſeine ſittliche Minderwertigkeit zu Gemüt zu bringen, da verſäumte ſie nichts, dagegen ſetzte ſie zeitweiſe allerlei alte Garderobe außer Gebrauch und erſchien in neueren, hübſcheren Sachen, und ſchließlich dachte ſie auch, daß man ſich an ihren Pantoffeln ſtoßen müſſe und zog wieder Schnürſtiefel an. Da ſie aber um den Abend gar zu mühſelig daherhumpelte, wurde Linde darauf aufmerkſam und verbot ihr die Hoffart. Brigitt gehorchte dankbar, und die Stiefel wurden wieder nur dem lieben Gott geweiht.

Der Garten fiel mit ſeinen Büſchen und Bäumen ſteil zwiſchen alten Mauern zum Bach hinab; man beging ihn meiſtens auf Treppen außer den Querwegen, auf die die hängenden Beete ſtießen, und den Raſenplätzen, auf die man ſich ſetzen konnte, um zu träumen oder nach Gefallen zu wachen. Die jungen Menſchen taten immer beides durcheinander. Die Zwetſchen waren reif und ſahen amethyſtblau aus dem grünen Laub hervor. Heinz half Linde ſchütteln und aufleſen. Dann half ſie ihm Gravenſteineräpfel pflücken und einbringen. Einmal wollten ſie auch der alten Brigitt bei ihrer Gemüſeernte zur Hand gehen, aber ſie war ſehr kurz und hieß ſie ihre eigenen Wege ſuchen. Das taten ſie denn auch, etwas verlegen über die behördliche Erlaubnis und zufrieden über die Möglichkeiten, die ſie ihnen eröffnete. Es ſtellte ſich heraus, daß Heinz

in der Fremde manches von dem alten Städtchen vergeſſen hatte. Was er ſich am wenigſten verzeihen konnte, war, daß er das Stück Stadtmauer und den runden Turm nicht mehr gewußt hatte, woran der Garten Anſtößer war. Dort ſtanden große, ehrbare Holunderbüſche. Auch den reifen Holunder pflückten ſie miteinander; Brigitt kochte Suppe davon, und den Reſt machte ſie ein. Heinz holte eine Leiter herbei, und ſie ſtiegen nacheinander zum Turmloch hinauf, um zu ſehen, ob Eulen drinſäßen. Sie fanden ihrer vier, aber Linde erlaubte nicht, daß Heinz ſie ängſtigte. Inzwiſchen litten ſie ohne das ſchon genug Angſt.

Mit dem Dechanten gingen ſie manchmal den Fortgang der Kirchenarbeit beſehen. Das hübſche gotiſche Sakramentshäuschen war eben wieder von den Gerüſten frei geworden und ſtieg nun mit ſeinen Säulchen und Blumen ſo rein und leicht wie der Liebesſeufzer einer frommen Jungfrau zur Wölbung des Mittelſchiffes hinan. Die Ehrfurcht und das religiöſe Grundgefühl, aus denen der ganze ernſte Bau gewachſen war, vermochten freilich auch die Steinhobel und Hebeiſen der Maurer nicht aus den ſonſt entkleideten Bogengängen zu vertreiben; ſie wallten mit dem Staub und den Sonnenſtrahlen feierlich in alter Weiſe vor den farbigen hohen Fenſtern auf und ab und umdämmerten unerfaßlich und mit dem Charakter der Ewigkeit das ewige Licht, das uns die Wiederkehr des göttlichen Menſchen und des menſchlichen Gottes verſpricht. Der Dechant beklagte ſich bei Heinz darüber, daß auch Linde im geheimen an ſeiner Frömmigkeit zweifle, weil er den notwendigen Mut gefunden habe,

mit Schaufel und Karre in das geweihte Lokal einzuziehen, aber Linde hatte heute nicht genug ſtrenge Heiligkeit im Leib, um dies Thema zu ſpinnen, und wich ihm aus. Heinz ſprach ganz weltlich von dem Bedürfnis eines alten Gebäudes nach Pflege und immerwährender Fürſorge, keinem ganz zur Zufriedenheit und keinem geradehin zum Unbehagen; ſie ſpürten beide, daß er ihnen zu Gefallen auf fremde und ihm gleichgültige Dinge einging, und ſo ließ auch der Dechant den Gegenſtand fallen. Als er aber ſeinen Neffen in ſein kleines Muſeum führte, wo die aufgefundenen heiligen Geräte und Gegenſtände ſich wieder ans Tageslicht gewöhnten, hatte der moderne Soldat ganz ordentlich mit der ſeltſamen Empfindung zu ſchaffen, die uns immer überkommt, wo wir einen leibhaften Zeugen von mehr theoretiſch bekannten alten Hiſtorien vor die Augen bekommen.

Eine perſönliche Verwirrung hatte Linde mit ſich ſelber abzumachen. Am zweiten oder dritten Tag, als Heinz noch nicht wieder ganz vertraut mit ihr war und auch ſchon nicht mehr ganz unvertraut, hatte er in der Nähe des Mauerzahns im Garten ein kurzes Geſpräch mit ihr. Was dieſe Ruine angeht, ſo kann man ſagen, daß Heinz ſich von ihr allgemein und beſonders angezogen zu fühlen ſchien, während Linde ſie lieber umging und, in ihrer Nähe angekommen, ſtets Zeichen von Unruhe und Befangenheit gab, die Heinz eher zu vermehren Luſt hatte als zu vermindern. Als ſie ſogar einmal errötete, ſprach er ſie mit etwas ſpöttiſch verzogenen Lippen darüber an.

„Wie iſt das nun eigentlich?“ ſagte er andeutend mit einer Kopfbewegung nach der Mauer. „Alles beim alten? Konſervativ wie immer? Oder in aller Stille in Ordnung gebracht? Zwar dann hätte ich etwas davon gehört. Wie ſteht's?“

„Wie ſoll's ſtehen?“ erwiderte ſie mit weggewandtem Blick. „Frage dich ſelber.“

„Alſo noch beim alten. Bewahrte Erinnerung. Sag' mal, warum weiß er nichts davon? Das iſt doch unter Umſtänden inzwiſchen eine Gewiſſensfrage geworden, wenn man bedenkt, wie er daran hing. Haſt du's wenigſtens gebeichtet?“

„Nein.“

„Nun ſeht einmal dies verſtockte Herzchen an. Nicht einmal gebeichtet hat ſie's. Und haſt immer nett und gut die Kommunion mitgemacht mit der ungebeichteten Sünde im Gewiſſen? Du, wie machſt du das dem lieben Gott plauſibel?“

„Wieſo iſt das jetzt eine Sünde?“ fragte ſie unzufrieden. „Als du kamſt, war's noch eine Dummheit.“

„Nun, was denn iſt's? Alſo ein gutes Werk! Na, die Bilderchen waren ja wirklich etwas draſtiſch. Wenn du's ehrlich und feſt dafür anſiehſt, ſo mag's angehen, obwohl du neulich nicht danach geſprochen haſt und augenblicklich auch nicht danach dreinſiehſt. Es iſt dir ins Gewiſſen gewachſen, und du haſt dich ſchon ordentlich tief darein verſtrickt.“

„Ich konnte nichts tun, ſolange ich mich nicht mit dir verſtändigt hatte. Wir haben doch gemeinſam daran Teil.“ Dieſe Worte ſagte ſie beinahe heftig, aus einer

Erregung heraus, aus der Heinz die jahrelange Spannung zu vernehmen glaubte.

„Haben wir?“ fragte er aufmerksam. „Überlege dir das noch einmal, Mariechen. Haben wir nicht, so fällst du zwar dem Gericht deines Gewissens und so weiter unters Urteil, aber du hast's doch nur mit der höhern Macht zu tun. Haben wir aber, so bist du in die Hand eines Menschen gegeben, und ich bin nicht immer sauber. Siehst du nun, wohin solche Kinderstreiche führen, wenn man sie konserviert? Ach, ihr Leutchen da in der Heimat, wie seid ihr so deutsch und so tiefsinnig und so gewissenhaft. Und so gar nicht amerikanisch! Warum hast du nicht einen guten Sport draus gemacht und ‚es‘ ihm ganz einfach eines Tages gesagt, ihm zum Geburtstag die Schwarte stillvergnügt auf den Tisch gelegt? Du konntest ja die Schuld auf mich schieben.“

„Ich sagte dir schon, daß wir das zusammen besitzen.“

„Ach, besitzen. Ich besitze gar nichts, Mariechen, außer wenn ich damit etwas anfangen kann zu meinem Vorteil oder zu meinem Vergnügen. Werde ich also eine Erinnerung besitzen? Rechne einmal. Aber wenn ich heute oder morgen mit diesem Handel ernst mache, so werde ich dich besitzen, das ist das Lange und Breite. Wie willst du mir nun eine Sünde verreden, wenn ich Lust dazu bekomme, nachdem ich dich selber in einer bis an die kleinen hübschen Ohren sitzen gefunden habe? Ich will mich noch besinnen, ob ich dich herausziehen werde. Es kommt alles darauf an, ob ich dich reizend finden werde oder nicht. Sei also Weib oder Betschwester, was dir besser vorkommt. Danach wird sich alles richten.“

Sie ſagte nichts mehr dazu, da ſie außerdem einſah, daß mit Worten hier wenig zu richten war. Dagegen ſchien es dem weltlichen Vetter bald, daß Linde ſich dafür entſchieden habe, Weib zu ſein, und das bereitete ihm unter allen andern die größte Überraſchung, ja beinahe eine Art von Beſtürzung, denn was ſollte er mit einer ſolchen Beute machen, wenn ſie ihm in die Hand fiel? Das war doch kein landläufiges Liebchen, ſondern eine Jungfer mit Beziehungen und Qualitäten, und zur Hälfte gehörte ſie ſogar ſchon dem Himmel; mit dem trat er aber am allerwenigſten gern in Konkurrenz. Es wurde ihm immer gewiſſer, daß ſie ziemlich genau wußte, was ſie tat und welchen Weg es mit ihr nahm, ebenſo, daß ſie anderſeits der Entwicklung ſelber rat- und hilflos gegenüberſtand, ohne die Möglichkeiten, ſich dagegen zu wehren, weil im Grund alles ſeltſame, gefährliche und liebliche Weſen aus ihrem heimlichſten Blut erblühte. Bedachte er dann dieſe ihre Zwangsläufigkeit, ſo fühlte er beinahe Mitleid mit ihr. Etwas Gefährlicheres konnte er gar nicht fühlen, denn es weckte zu gleicher Zeit ſeine Begehrlichkeit und Abenteuerluſt, und ſein Blut trieb ſich bunt ſchäumend und voller Mannsträume durch ſeine Adern, aber es machte ihm auch ſchwermütige Stunden und einſame Nächte voll Furcht und Grillen, für einen jungen Mann mit einer ſo handlichen Philoſophie recht ſeltſame Stimmungen und Gemütszuſtände. Bei jeder andern hätte er ſich auf den Kopf zugeſagt, daß er verliebt ſei, und keine andern Folgerungen daraus gezogen, als daß man nun eben ſuchen müſſe, ihrer habhaft zu werden. Und

dann hätte er ſie erwiſcht, oder ſie wäre ihm entwiſcht, und er hätte ſich in jedem Fall mit verſchärftem Appetit nach der nächſten umgeſehen. Daß hier ſein lohnender Turnus ſo peinlich geſtört war, wollte ihm am allerwenigſten gefallen, und manchmal dachte er verärgert: Laß doch das ganze preziöſe Perſönchen zum Teufel gehen oder in den Himmel fahren, und ſieh, daß du noch ungeſchoren davon kommſt, ein honetter junger Mann, der du biſt. Aber dann mußte ihm nur einfallen, wie ſie ſich drehte oder wie ihre Stimme klang, ſo war es um den ganzen honetten jungen Mann wieder geſchehen und war er entſchloſſen, ſich weiter ſcheren zu laſſen. Was in dieſer Schur fiel, das waren ſeine ſündigen blonden Locken, und es wäre eine unnötige Gewalttätigkeit, behaupten zu wollen, daß er dieſem leiſen Schneefall der Eitelkeit nicht mit der allertiefſten Wehmut beigewohnt habe.

Indeſſen hatte dieſe Art von Leben für ihn auch angenehme, ja ſchöne Stunden. Wenn er mit dem zutraulichen Kind, zu dem ſie aus einer wachſamen Jüngerin der Gottſeligkeit geworden war, die ſteilen Gaſſen und Treppen der alten Stadt auf und ab ſtieg und in ſeinem Gemüt wie in einem Brennglas der Hoffart alle Ehrungen einfing, die ihm zuflogen, teils als Begleiter einer ſo geehrten und frommen Jungfer und andernteils doch auch aus eigenen Verdienſten, nämlich als Beſitzer und Träger beider Eiſerner Kreuze und von zwei kleinen Fürſtenorden dazu, ſo fand er die heſſiſchen Giebelhäuſer, die bunt und quer auf ſeine moderne Exiſtenz herabſahen, genau ſo originell und

hübſch, wie Linde es wünſchte, und er ſprach nicht einmal davon, daß es drinnen doch recht niedrige und enge Buden habe. Und tatſächlich ſchwebte auch ſoviel ſilbernes Geſpinſt nicht nur des Herbſtes ſondern auch der Geſchichte in der Luft, hing an Giebeln und Türmchen, machte die Brunnen heimlich und die Plätze weiſe wie alte Bücher, daß es ihm oft war, als habe er ſich aus ſeinem fortgeſchrittenen Jahrhundert in irgendeine mittelalterliche Epoche verirrt, und dann war er ſeiner unentwegten Begleiterin dankbar, daß ſie mit ihrer zeitgenöſſiſchen Figur ihn wieder mit der berühmten Gegenwart verband, in der er zu Hauſe war, und die er kannte wie ſeine Hoſentaſche, wenigſtens glaubte er's. So erlebte er ſie jedesmal in einer neuen Beziehung, und die Hauptſache: er erlebte und fühlte ſie unausgeſetzt, ob er wollte oder nicht. Sie beſchäftigte ſeine Gedanken und Sinne und war auf lange Striche der einzige Menſch, der ihn nicht bloß mit dem Augenblick ſondern mit der ganzen weiten Welt und ſelbſt mit dem hohen geneigten Schöpfer verband. Hatte er ſeine altkluge Naſe nicht oben zwiſchen den Fenſtern und Erkern der engen Bürgerhäuſer, ſo waren ſie ſicher bei ihren kleinen Mädchenfüßen, die ſie immer ſo flink und wohlgemut unter ihren Rockſäumen hervorbrachte und ſo eigenſinnig feſt aufs Pflaſter ſetzte. Redete ſie einmal ein Kind an, um es nach Geſchwiſtern oder der Mutter zu fragen, ſo blieb er wohlgeſinnt ſtehen, bis die heilige Unterhaltung zu Ende war. Und als ihn einmal ein naſeweiſer Junge am Rock zupfte und ihn andächtig fragte: „Sie, haben Sie denn immerzu geſiegt?", freute er ſich, als ob er beſchenkt

worden wäre, und er wurde es auch aus heiterm Himmel, denn so losgebunden hatte Linde die ganze Zeit noch nicht gelacht und geſcherzt wie dieſen Nachmittag. Das Geſchenk beſtand darin, daß ſie zum erſtenmal über ſeinen kriegeriſchen Charakter ſprach heiter und in verzwickten Neckereien, für die er in der Eile gar nicht genug flüchtigen Geiſt aufzubringen vermochte, aber die Scheu davor ſchien doch gebrochen, und jenes ſchmerzliche Mitleid hatte ſich zu einem launigen Bedauern für allen Schmutz, Hunger und ſonſtigen ſoldatiſchen Notſtand gemildert, den er im Feld erleiden mußte. Wenn ſie ihm auch ſeine wahre Größe nicht richtig einzuſchätzen ſchien, denn ſie ging ihm gar zu ſelbſtherrlich damit um, ſo war er's doch zufrieden, daß ſie nicht mehr als Befremdung zwiſchen dem Mädchen und ihm ſtand, ſondern ihm nun in ein allgemeines Weiberwohlgefallen aufgelöſt als Liebeslaune von ihr zurückſtrahlte, wenigſtens legte er ſich die Sache ſo aus. Den ernſten, wachſamen Hintergrund, auf dem ihre Laune leuchtete, merkte er nicht; dafür waren ſeine Augen zu roh, ſein Blick zu oberflächlich und ſein ſeeliſcher Taſtſinn noch zu unentwickelt. Etwas Niggerhaftigkeit hängt jedem Amerikaner an, auch dem nachgemachten deutſchen.

Der beſagte Nachmittag führte aber das Paar an ſehr gütigen Fäden aus der Stadt hinaus über die Felder, die ſchon friſch beſtellt wurden, an herbſtlichen Wieſen vorbei, auf denen Vieh läutete, zwiſchen Büſchen mit Schlehen und Hagebutten hin, in denen Kinder hingen. Da und dort wurden Kartoffeln ausgemacht. Feldfeuer brannten. Allenthalben ſah man gefangene

Franzoſen und Belgier zwiſchen dem eingeſeſſenen Bauernvolk arbeiten, und manche radebrechten ein wenig miteinander. Rings auf den Hügeln ſtanden neben den Wäldern die grauen Wachttürme und ſahen wie vor alters in die Täler hinab. Aber ſie hatten nichts mehr zu bewachen; das Wächteramt war an andre Gewalten übergegangen, und auch die Kriege nahmen heute andre Wege. Aber die Wolken flogen noch ihre alten heiligen Straßen. Auch die Wetter zogen noch aus den gleichen Himmelsgegenden her. Und die Geſtirne durchwandelten an ihrem Ort ihre Ewigkeiten wie von Anbeginn. Wälder wuchſen, wurden geſchlagen und wuchſen neu. Die Täler waren im Wechſel grün und weiß. Ab und zu brach irgendwo ein Feuer aus, brannte ſeine Zeit und erloſch wieder. Das war's, was die Türme noch vom Zeitlauf zu ſehen bekamen. Vom gegenwärtigen ungeheuren Krieg war ihnen nichts bewußt, und das erſchien als das Ergreifende an ihnen, obwohl niemand zu ſagen vermochte, warum.

Zu einem von dieſen uralten Türmen wanderten die beiden jungen Menſchen hinaus. Linde ſang leiſe vor ſich hin und dachte, ſie wußte nicht, woran. Sie fühlte ſich jung und kräftig wie noch nie und bereit, das Leben der Liebe in ſich aufzunehmen, und dieſem rätſelhaften Leben blickte ſie mit vertrauenden, beinahe klaren Augen entgegen doch mehr dem künftigen als dem gegenwärtigen, von dem ſie doch noch ein leichter Schleier von Scheu und Angſtlichkeit ſchied. Im künftigen war alles ſchon geſchehen und erfüllt, was ſie am gegenwärtigen noch ſchreckte und erregte;

das Heute war in aller Süßigkeit voll Unruhe und widersprechender Empfindungen, die sie manchmal einschüchtern wollten. Sie trieb im Ungewissen und konnte sich nicht aufhalten, und wenn ihr Tod darauf stand, so war es ihr unmöglich, von den beiden Wegen, die ihr Heinz eröffnet hatte, einen andern zu gehen als den hellen, auf dem er sie sehen und lieben konnte. Daneben hörte sie nicht auf, Mitleid zu empfinden für seine Lebensgier und für seine ganze innere Armut, die er mit so grober Kost und alltäglichem Kram in Bedeutung und Besitz zu verwandeln hoffte, und manchmal schwebte sie eine Geisterluft an, daß sie vielleicht dazu berufen sei, durch irgendein frommes Opfer ihn, wenn es sein mußte gegen seinen Willen, zum wirklich reichen Mann zu machen, und ihm eine Bewegung zu verursachen oder vorzubereiten, aus der dann seine wahre beseelte Persönlichkeit hervorbrechen konnte. Inzwischen sie aber so fleißig und mit aller Treue an sein Inneres dachte, versäumte sie nicht, sein mannhaftes Äußere weiterhin anzusehen, das, wie sie deutlich erkennen konnte, nicht nur ihr gefiel. So wurde aus liebendem Mitleid, freundlicher Eifersucht, Wohlgefallen und Furcht vor dem eigenen Blut wie aus vier Morgenröten, wovon eine immer die andre überschäumte oder durchleuchtete, in ihrer Mädchenwelt der erste tiefe und wildkeusche Morgen der Liebe, dem es so wenig an gottesfürchtigen Lerchen wie an naturfrommen Rehen und Hasen fehlte, und in dem sie den endlichen Regen jetzt schon deutlich voraussah, denn der Geliebte war bestimmt, nach dieser Zeit von ihr weg in den Krieg zurückzukehren, und sie

wußte, ohne fragen zu müſſen, daß er ſich auf das Wiederſehen mit ſeinem guten Gewehr freute und auf den Tag, an dem er durch das Zielfernrohr wieder den erſten Engländer viſierte.

Beim Turm angekommen, ſetzte ſich das Paar auf die verfallene Ringmauer und ließ die Blicke zunächſt ziemlich ſtill durch die Landſchaft gehen. Hin und wieder wies eins das andre wie auf ein Geſchenk auf irgendeine beſondere Erſcheinung, wie ſie das Licht gerade hervorhob. Drunten wand ſich der Fluß durchs Tal; ſeine Windungen erinnerten beide an die Inſchriftenbänder, die man oft auf alten Bildern flattern ſieht, und Linde meinte, hier würde irgendein ſchöner Spruch vom Frieden darauf ſtehen. Das Städtchen ſtand mit ſeinen Türmen und Dächern und dem hohen Dom gegen den hellen Abendhimmel wie eine Burg Gottes, in der es nur Freunde Chriſti und ſtille Prieſter gibt und gaſtliche Herbergen für Pilger. Der Dom teilte der ganzen Landſchaft eine ernſte, milde Stimmung von Ehrfurcht vor dem Unſagbaren mit, das hier als Geſchichte und Legende lebendiger als ſonſtwo und zugleich ſo einfach wie nirgends zur Seele ſprach. Hier hatte der große Heilige der Vorzeit furchtlos das Unternehmen gewagt, das Kreuz ſeines Herrn aufzupflanzen, und den verehrten Baum mit der Axt zu fällen.

„Du, mir iſt etwas eingefallen," ſagte Linde, die wie ein geiſtiger Spiegel immer alle Lagen und Zeiten ihrer Umwelt nachdenklich bewegte. „Eine alte Eiche zu ſchlagen, das muß doch damals mit den ſchwachen Werkzeugen eine ſehr ſchwere Arbeit geweſen ſein.

Man lernt das ſo leichthin: ‚Und dann ſchlug er die Eiche!‘ Ich meine, weil es äußerlich ſo ſchwierig war, ſo erhöhten ſich doch auch die geiſtigen Schwierigkeiten; die frommen Männer werden nur unterſchätzt, wenn man davon aus falſcher Scham oder aus Gedankenloſigkeit nicht ſpricht. Es hat mir den Heiligen noch viel lieber gemacht, ſeitdem ich mir denken kann, wie mühſelig und mit wie unvollkommenen Mitteln er ſich für ſeine große Idee plagen mußte.“

„Tja,“ erwiderte Heinz, „ſobald man das Dings an der Quelle ſtudiert, ſo ſchrumpfen die berühmteſten hiſtoriſchen Ereigniſſe zu Kindereien zuſammen im Vergleich mit den modernen Errungenſchaften und Vorgängen. So ein Weltkrieg zum Beiſpiel! Da ſtehen einander vielleicht vierzig Millionen Soldaten gegenüber. Wieviel werden’s in den griechiſchen Feldzügen geweſen ſein? Fünfzigtauſend Männchen etwa. Und was für Lärm haben ſie davon gemacht! Und dann unſre heutigen Kriegsmaſchinen. Ein Römer, wenn man ihn in eine moderne Schlacht brächte — glatt blödſinnig würde er. Selbſt der berühmte Julius Cäſar. Nero würde ſich vielleicht halten aus perverſem Wohlgefallen aber außer Schußweite. Bonifazius? Er tat, was er konnte; du mußt nicht zu ſcharf ins Gericht gehen mit ihm. Man ſoll überhaupt die mythiſchen Tatſachen möglichſt unbeſehen hinnehmen, ſonſt verlieren ſie an Bedeutung, und den Schaden haben wir davon. Etwas Poeſie muß man ſich zu erhalten ſuchen; ſie verſchönt das Leben. Sonſt wird der moderne Zeitlauf gar zu kahl und das Volk zu materialiſtiſch.“

Auf dieſen unerwarteten Sermon hatte Linde nichts zu ſagen, und ſie ſchwieg beinahe erſchreckt unter einer erneuerten heftigen Aufwallung ihres Mitleids. Er ſeinerſeits horchte etwas ernüchtert ſeinen klugen Ausführungen nach, und noch bevor ihm ihr Schweigen auffiel, kamen ſie ihm ſchon irgendwie dutzendmäßig und bubenhaft vor. Doch war er geſcheit genug, die Sache nicht durch erweiterte Erklärungen noch ſchlimmer zu machen, und als er nachher ſagte, daß ihm der Begriff der lärmvollen großen Welt noch nie ſo aufgegangen ſei wie hier an dieſem ſtillen Erdenfleck, während er an das Draußen denke, ſo hatte er ſogar eine gefühlte und gute Bemerkung gemacht, die ihr außerdem zeigte, daß er durchaus nicht der ſtupide Eſel war, als der er manchmal zu erſcheinen für nötig hielt. Als eine Art von Dank machte ſie ihn dann — zum erſtenmal und nicht ohne Scheu — von ſeinen Kameraden im Schützengraben reden und von ſeinen Obliegenheiten, vom Hergang eines Sturmangriffs und manchen andern Dingen, von denen ſie wirklich nur ihm zuliebe Augenzeugenbericht empfing. Sie fürchtete ſich von Herzen dabei, obwohl er ſehr zurück hielt und beſtrebt war, ſie zu ſchonen, und zwar aus einem ritterlichen Verſtändnis für die natürliche Sorge der liebenden Frau, den geliebten Mann in ſo traurigen und gefährlichen Lebenslagen zu ſehen. Was ſie ſonſt noch ſah, das war die liebende Schnelligkeit, mit der ſich ein Erdenkörper, in wenig Tagen ihren frommen Mond ganz verfinſternd, zwiſchen ſie und ihren Sternenhimmel ſchob und Gewalt über ſie bekam; während

ſie unruhvoll der Entfernung von ihrem Heil beiwohnte, tröſtete ſie ſich bald ſchwach und bald ſtark an der ſchweren Süßigkeit, die in allem Schmerz der ſeeliſchen Übermannung enthalten war, und die ſie nachgerade doch beinahe mehr förderte als leidend ertrug. Heinz konnte nun ſchon ſein Verhalten einrichten, wie er wollte, ſo diente es immer zur Schürung ihrer ganz ſterblichen Leidenſchaft. Seine Schönheit entzückte und ſeine Häßlichkeit verwundete ſie, aber ſie gehörte zu den ſeltſamen Menſchen, die an ihren Wunden ſtärker werden. Er, der weit weniger von ſeiner Seele wußte, ahnte dies und jenes von der ihren, und während er ſich zu Zartheit und zu ungewohnten Rückſichten zwang, verſtrickte er ſich tiefer in ihre verletzbaren Bedürfniſſe, ließ ſich halb willig und halb widerſtrebend von ihrem hohen Feinſinn reizen und verlor auf ſeiner Seite immer mehr Poſition, während er auf der ihren alle gewann; er bemerkte mit wahrer Zaghaftigkeit und einer ihm ganz neuen Furcht, wie ſie zuſehends reif wurde.

Als bereits der Abendrauch aus den Kaminen der Stadt aufzuſteigen begann und die Glocken in den Dörfern den Feierabend einläuteten, der mit erfülltem Frieden hinter den Wäldern dämmerte, ſagte Linde ein Wort, das Heinz ſofort naheging und ihn beinahe beſtürzte. „Morgen kommt Beſuch. Tante Klinger wird ein paar Wochen bei uns ſein.“ Sonſt nichts, aber die halbe Stimme und der ſorgenvoll ins ſcheidende Licht verlorene Blick ſagten ihm alles, was er wiſſen mußte, und viel mehr, als dem Reſt ſeiner Ruhe dienlich war. Der Name Klinger bedeutete Friedensſtörung, Übel-

laune und Verdruß, das wußte er noch ſehr gut, nicht zu reden von dem kahlen Bildungs- und Literaturweſen, dem das unglückliche Weib ſo ſehr ergeben war, daß es auch ſeine Umgebung unerbittlich in die ausgelaugte Stimmung wie in eine Krankheit tauchte. Im erſten Gefühl nahm er Lindes Hand.

„Das iſt ja jetzt nicht mehr zurückzutun," ſagte er dann tröſtend. „Man muß es hinnehmen wie ein Regenwetter. Viel Freude wird für uns nicht dabei herausſpringen. Sag' mal, Linde, würdeſt du ſie noch einmal einladen, wenn du's heute zu tun hätteſt?"

Sie ſchüttelte ſtumm den Kopf, während ihr das ſtille einſame Herz zu zittern begann und ſie mit ihrer Sehnſucht plötzlich rieſengroß aus allen bisher gewohnten und erlaubten Maßen herauswuchs. Aber bevor ſie ſich allein in eine Einſamkeit verlor, um auf einer höheren Ebene vielleicht doch wieder ihrem ſtrengen Gott zu begegnen, fühlte ſie ſich menſchlich von Armen ergriffen und an eine ſterbliche Bruſt heimgenommen, und empfand ſie die dunkel bedrängte Wonne des erſten Liebeskuſſes.

Wie ſie dann doch nach Hauſe gekommen waren, das wußten ſie nachher jedenfalls in der Eile nicht zu ſagen, und Bob konnte darüber auch weiter nichts mitteilen. Bei Tiſch glaubte man, ſie hätten ſich gezankt, ſo ſcheu gingen ſie im Licht und in der Geſellſchaft andrer Menſchen aneinander vorbei, nicht aus Kälte ſondern aus ſchwer verhaltenem Feuer der Zärtlichkeit zueinander. Einmal hatte ſie auf dem Heimweg eine Schafherde umwimmelt, und weil Bob begriff, daß ihn jetzt

niemand beachtete oder auf ſeine Wachſamkeit Anſpruch machte, kam er zur Abwechſlung an den Schäferhunden vorüber, ohne eine Rauferei anzufangen, wenn auch mit ſteifen Beinen und geſträubter Bürſte. Dann ſprach ein Kind Linde an, weil ſeine Mutter es wieder ſo ſchlimm in der Bruſt habe; ſie ſtreichelte ihm liebreich den Kopf, und die Frau mußte ſich heute ſonſtwie behelfen. Linde wußte nachher nicht einmal, welches Kind es geweſen war, obwohl ſie jeden Flachskopf in der Stadt kannte und die dunklen auch. So wenig ſie ſich auf dem Heimweg um Bob gekümmert hatte, ſo viel machte ſie ſich bei Tiſch mit ihm zu ſchaffen, und er nahm alles in charaktervoller Munterkeit hin, was geboten wurde, als Hund mit Familienanſchluß längſt an die Wandelbarkeit der Geſtirne gewöhnt. Indeſſen ließ ſich Heinz willig doch ohne Aufmerkſamkeit, obwohl er welche heuchelte, über die beſonderen Reize der frühgotiſchen Webereien unterrichten, die in der Tat auch nicht klein waren, aber er wußte ſich noch ſtärkere und zeitlich näherliegende.

Als man beinahe mit Eſſen fertig war, läutete es draußen. Nach einer Weile erſchien Brigitt und meldete wie einen Geldverluſt die Frau Profeſſor Klinger, durch welche Anzeige ſie einiges Aufſehen erregte. Die Angemeldete folgte der Magd auf dem Fuß, ſchlank, vierzigjährig, in einem eleganten Reiſekoſtüm, über mittelgroß, ordentlich hübſch, doch ſehr kühl und gerade, obwohl wieder beinahe etwas Rührendes, Mädchenhaftes an ihr war, und mit einem intereſſanten aber ſpähenden und unverbindlichen Geſichtsausdruck,

der es bewirkte, daß einfache oder nicht verbildete Naturen unwillkürlich Stellung gegen sie bezogen. Bob fuhr ihr sofort knurrend entgegen, und das galt sonst als schlechtes Zeichen. So bemächtigte sich auch der engern Familie bei ihrem Anblick eine gewisse Betretenheit, weil man sie nicht von der Bahn abgeholt hatte, und die Worte und das Lächeln, womit sie die entsprechenden Entschuldigungen abwehrte, fuhren den Fehlbaren wie ein Schnupfenfrost in die Glieder.

Die Sache stellte sich so heraus, daß Linde sie auf morgen erwartet und der Dechant in derselben Meinung heute noch einen guten Tag genossen hatte. Nun, der Genuß war kein Wahn gewesen, aber die Voraussetzung, denn als Linde nachher den Brief der Tante herbeiholte, fand es sich, daß sie richtig auf dies Datum und diesen Abend angesagt hatte, und die Tante war nicht ganz im Unrecht, wenn sie leichthin meinte, der Dechant hätte den Brief selber lesen können, zumal er sonst gegen mündliche Überlieferungen so vorsichtig sei. Linde bat verwirrt und mit wenig Hoffnung um Entschuldigung. Die Tante sagte ungerührt und mit einer überlegen lächelnden Miene, als die Dame von Welt, die sie war, man solle nun ein Verhältnis nicht gleich mit Entschuldigungen und Verzeihungen beginnen; ein Fehler sei ein Fehler, man müsse sich eben bemühen, wenn möglich keinen mehr zu machen. So schob sie mit wenig Worten, ohne sie zu berühren, die Schuldhaftigkeit und die Verantwortung für die etwa kommenden Folgen den andern zurück, und anstatt, daß ein früherer schlechter Eindruck durch einen neuen ange-

nehmen gutgemacht wurde, ſchien zur Betretenheit der Hausgemeinde jener friſch beſtätigt, ja Linde war auf einen Moment geradezu erſchüttert von der totenhaften Kälte, die aus dem Weſen dieſer Frau wehte, und von dem Egoismus und der Menſchenverachtung, die neben aller geiſtigen Bildung und Geſchmacksverfeinerung ihre wenigen guten Züge ſo mit abſtoßenden und ſchreckenden vermiſchten, daß ſie ſie beinahe zerſtörten. Heinz freilich fühlte ſich angenehm enttäuſcht und fand die Frau in Wirklichkeit nicht ſo unhold, wie ſie ihm in Erinnerung ſtand, aber er behielt dieſe Beobachtung für ſich.

Drittes Kapitel

Die Tante beweiſt ihre Bildung und führt eine neue Hausordnung ein, die nicht allen Leuten bekommt.

Von der beſagten geiſtigen Bildung und Geſchmacksverfeinerung gab die Tante gleich nach dem Nachteſſen eine Probe, als ſie mit vorgeſtrecktem Kinn und ſchmalen Lippen durchs Haus ging, um ſich wieder darin umzuſehen, von Bob, der ihr nicht von den Füßen wich, unausgeſetzt berochen und beknurrt. Das Haus des Dechanten ſtand voll hübſcher alter Möbel, die er durch viele Jahre mit Liebe und Zähigkeit zuſammengebracht hatte, Schränke, Tiſche, Kommoden und Stühle aus jenen goldenen Zeiten, in denen die Tiſchlerei noch eine perſönliche Kunſt geweſen war, und in denen

es weder Fabrikanten gegeben hatte, die dieſe zerſtörten, noch Profeſſoren, die mit großem Aufwand von Gelehrſamkeit und Prinzipien für vermögliche Leute auch noch nichts Glückhaftes an ihre Stelle ſetzten.

„Da hobeln ſie jetzt mit tiefſinnigen Theorien ein Kunſtgewerbe zurecht, das von ſämtlichen nachgerühmten Eigenſchaften nur eben die eine hat, daß es modern iſt," führte der Dechant aus, um, von einem Gegenſtand angeregt, endlich ein wirkliches Geſpräch und womöglich ein Einvernehmen in Gang zu bringen. „Sieh nur dieſe Sachen, das ſind Phantaſien, Erfindungen, Träume, Wunſcherfüllungen. Etwas Schöneres läßt ſich übrigens auch von der ſogenannten hohen Kunſt nicht ſagen, wo ſie's wirklich hoch gebracht hat. Es hängt alles davon ab, daß den Leuten etwas einfällt, daß ſie zu erzählen, zu muſizieren, zu malen haben, nicht aus Büchern und was weiß ich, woher lernen, abſtrahieren, und dann etwas aus dem Verſtand daher rechnen, das keines Menſchen Wünſche erfüllt und weder von Träumen noch von Einfällen weiß. Heut ſind ſie ſtolz darauf, daß ſie endlich wieder das ‚Material' entdeckt haben und kein Holz mehr als Metall oder Gips als Holz auffriſieren. Lieber Gott, das ſind doch ziemlich alte Fortſchritte. Betrachte das, wie dieſe Schreiner mit einem Birkenholz umzugehen wußten; da zeigt ſich ein Material immer von ſeiner beſten Seite. Jetzt brauchen ſie hohe Schulen, um wieder ſo klug zu werden, wie ihre Urgroßväter ſchon in der Lehre waren."

„Nimm mir's nicht übel," ſagte die Tante mit ihrem etwas ſingenden norddeutſchen Tonfall und aufrichtiger, als für heute nötig war: „Ich kann mir aus dieſen Antiquitäten nun gar nichts machen. Das iſt für mich nur ein künſtliches und leeres Spiel mit Formen. Ich kann begreifen, daß man dergleichen in Muſeen ſtellt, oder daß Leute in der Provinz noch dazwiſchen wohnen mögen, aber ein moderner Menſch geht mit ſeiner Zeit. Dieſer Schrank zum Beiſpiel iſt ja ganz falſch gebaut. Da iſt zuerſt ein hoher Kaſten mit griechiſchem Giebelabſchluß. Ein Abſchluß iſt ein Abſchluß, und der Schrank wäre alſo fertig. Aber nun kommt über dem Giebel noch einmal ein Kaſten, und zwar mit Säulchen, die einen zweiten, kleineren Giebel tragen. Du rühmſt die alten Tiſchlermeiſter. Nun, ich muß ſagen, man kann ſehen, daß dieſen Schrank nur ein Tiſchler gemacht hat. So kindiſch kann bloß ein Handwerker mit klaſſiſchen Formen der Architektur umſpringen. Das iſt ſo willkürlich und irrationell, daß einen modernen vernünftigen Menſchen ein Schwindel darüber erfaßt. Und dann, du ſprichſt von Echtheit. Der untere Schrank iſt ja als Sekretär maskiert, obwohl er ein Kleiderſchrank iſt; iſt das Echtheit? Ich muß geſtehen, du argumentierſt etwas wunderlich beinahe wie der Tiſchler, der dieſen komiſchen Schrank machte. Er wußte das Holz zu behandeln, das iſt aber auch alles".

Der Dechant lächelte. „Wie iſt das mit dem Wort vom Fühlen und Begreifen und dem andern von der Schulweisheit?" fragte er ſpottend. „Sieh mal an, irrationell ſind dieſe Möbel ja wirklich. Dieſer

Giebel und dieſe etwas gebauchten Säulchen kommen an keinem einzigen griechiſchen Tempel zuſammen; dafür will ich ſelber einſtehen. Aber der Schreiner wollte ja auch keinen Tempel bauen ſondern einen ſchönen, fröhlichen und recht praktiſchen Schrank. Und ich kann dir ſagen, in meinen Augen iſt ihm alles ausgezeichnet gelungen. Der Schrank ſtimmt mich zu Fröhlichkeit, wenn ich ihn anſehe, und von Schönheit gibt er mir auch jedesmal einen verſtändlichen und anſchaulichen Begriff. Was aber meine Kleider angeht, die hängen drin wie in einem Paradies. Liebe Marie, laß mich nur ungeſchoren mit eurem Rationalismus, mit eurer ſteifen, unfruchtbaren, ſelbſtgerechten Lebens- und Weltweisheit. Wo bisher Künſtler und Dichter aus ‚rationellen‘ Epochen glücklich waren, da waren ſie's durch ihre irrationellen, nicht verſtandesmäßigen, nicht meß- und nachweisbaren Einfälle. Ich habe zufällig kurz vor dem Krieg in einer illuſtrierten Kunſtzeitſchrift Abbildungen von eurem neuen Landhaus und ſeiner Einrichtung geſehen, entworfen von Herrn Profeſſor Soundſo. Ich weiß alſo Beſcheid. Es iſt alles ſehr ſchön und richtig, es ſtimmt alles aufs Haar, und es iſt nirgends ein Fehler. Die Flächen ſind Flächen und hören nimmer auf wie die Liebe. Die Käſten ſind wirkliche Käſten und die Leiſten richtige Leiſten. Sie haben das Prinzip des Rechtecks und das Prinzip des Quadrats auch. Die Prinzipe heiraten ſich und ſcheiden ſich, und die Linien laufen ewig und kommen nie an, oder ſie werden notgedrungen abgebrochen, weil auch das Landhaus des ſeligen Profeſſors Klinger

nicht der unendliche Himmelsraum iſt, obwohl ſie gut und gern weitergehen könnten, denn eine geometriſche Figur kann man ſich bekanntlich in jeder Ausdehnung vorſtellen. Dieſer Schrank dagegen, ins Unendliche erweitert, ergäbe eine ausgemachte Abſurdität, denn er iſt auf endliche Verhältniſſe für endliche Menſchen gedacht. Das iſt auch das Geheimnis ſeiner Vollkommenheit und ſein Reiz. Alle Reize ſind nämlich ſterblich, geliebte Schwägerin, auch die deinen."

„Nun," meinte ſie und ſtreckte das Kinn vor, „meine Reize ſollen eigentlich nicht das Thema eines katholiſchen Geiſtlichen ſein. Ich begreife aber, daß gerade ein katholiſcher Geiſtlicher ſich mit ſolchen Möbeln umgeben muß. Sie müßten für euch vorgeſchrieben ſein wie die Sutane. Es ſind in weſentlichen Zügen katholiſche Möbel."

Der Dechant neigte halb zuſtimmend den Kopf. „Dein Geſichtspunkt wird manchem etwas ſtreng vorkommen, wenigſtens was die deutſche Birkenmode angeht. Dies ſogenannte Biedermeier war doch auch der Stil des proteſtantiſchen, ‚aufgeklärten' Berlin, dem es für eine Generation die Phyſiognomie gab. Aber es war zugleich das Berlin des E. Th. A. Hoffmann und das Deutſchland der katholiſierenden Romantik, alſo immerhin eine ſehr fruchtbare und, wie ich gern zugebe, eine ziemlich dunkelleuchtende Ausgabe von Aufklärung. Vor allen Dingen: eben eine katholiſierende, was nicht nur meine Möbel trifft, ſondern auch deinen Rationalismus. Folgt daraus: wir ſind immer katholiſch, aber ihr ſeid nicht immer rationaliſtiſch."

„Wenn wir nur immer proteſtantiſch ſind, Klemenz, dann iſt mir für den Fortſchritt der Welt nicht bange trotz Rom.“

„Nun, mir wäre bange,“ lächelte der Dechant. „Vom proteſtantiſchen Fortſchritt hat man mich noch nicht vollkommen überzeugt. Denk' an Goethe. Seinen katholiſchen Weg zum zweiten Teil des Fauſt macht doch jeder tiefer denkende proteſtantiſche Deutſche einmal im Leben durch.“

„Ich werde ihn jedenfalls nicht durchmachen, mein Lieber.“

„Habe ich denn geſagt, daß ich dich für einen tiefer denkenden proteſtantiſchen Deutſchen halte?“ lachte der Dechant.

Sie hob die Naſe in die Luft. „Es iſt jetzt auch nicht die Rede, wofür du mich hältſt,“ erwiderte ſie kühl. „Jedenfalls bewahren wir die Welt vor dem Verſinken in den leeren Formalismus von der Art, wie du ihn da in deinem Haus herumſtehen haſt, und wie ihn eure Kirchen zeigen.“

„Ich will dir etwas ſagen, Marie: es gibt einen ſinnlichen und einen unſinnlichen Formalismus. Den ſinnlichen Formalismus ſeid ihr freilich los ſamt der ſinnlichen Form. Eure Architektur beweiſt es und nicht nur die. Dafür habt ihr die deutſche Nation in den unſinnlichen Formalismus der Ziffer geſtürzt. Da liegt ſie nun drin und erlebt wie in einem wüſten Traum, wie alles Leben zum Einmaleins wird. Die Alten da trieben ein Spiel mit Formen aber ein hoffnungsvolles und freudiges; ihr treibt ein hoffnungsloſes mit Zahlen, und

eure Freude iſt denn auch zum Amüſement geworden. So verhält es ſich mit dem Rationalismus von heute. Katholiſierend iſt er nicht; wäre er wenigſtens proteſtantiſierend! Wißt ihr noch etwas von der alten gottheiligen Kreisberechnung der Seelenkraft? Radius mal Radius mal Pi, das iſt verdeutſcht: das Ich mal das Ich mal Gottvertrauen gleich dem Kreis der unendlichen Wirkung. Nun, der fromme Menſch Hindenburg hat uns dieſe Rechnung ja wieder vorgemacht; ein Rationaliſt iſt er aber nicht."

„Wir haben ja jetzt das Biedermeier wieder," meinte die Klingſe. „Sieh nur mich an. Wenn ich meinen Koffer auspacke, ſo werde ich dir noch ganz anders kommen."

„Ja, ihr habt's, aber nicht ſelber gemacht. Importiert aus dem neunzehnten Jahrhundert. Was importiert ihr nicht alles! Es iſt gut, daß es mit der Importiererei zunächſt ein Ende hat, ſo beſinnt ihr euch wieder auf eure deutſche Fruchtbarkeit und Schöpferkraft. — Was iſt übrigens aus dem Landhaus geworden?"

„Was wird geworden ſein? Sollte ich allein das große Haus bewohnen? Sobald ich einen guten Käufer fand, ſchlug ich's natürlich los. Ich bin wieder in die alte kleine Villa gezogen. Eben wird ſie friſch hergerichtet; ſo bin ich ſozuſagen heimatlos."

„Und die modernen Unendlichkeitsmöbel?"

„Die Möbel ſind ſelbſtverſtändlich ins Haus komponiert und im Haus geblieben. Was willſt du dich über Möbel luſtig machen, die du bloß in der Zeitſchrift geſehen haſt! Was aber das Importieren angeht, ſo finde

ich dich hier doch auch ziemlich fleißig dabei, ſogar aus allen Jahrhunderten, wenn ich mich nicht irre. Haſt du etwa dieſe Mahagoniſachen ſelber geſchaffen? Und warum läßt du die alten Fetzen und Geräte nicht im Schutt liegen, ſondern hebſt ſie auf und richteſt ſie wieder her? Import, mein Lieber! Wir ſind ein Volk von Kaufleuten. Das iſt's."

„Ja, das Wort geht jetzt durch die Zeitungen," bemerkte der Geiſtliche, der ſeine Verwandte kannte, etwas trocken. „Es iſt bequem zu handhaben, und nach allen Richtungen zu konjugieren."

„Was du ſagſt, ſteht allerdings nicht in den Zeitungen," erwiderte die Tante ein wenig ſpitz und tat dann vor Bob einen nervöſen Seitenſchritt. „Willſt du nicht den häßlichen Hund an dich nehmen; es iſt nicht erfreulich, ſtändig berochen und beknurrt zu werden."

Der Dechant rief das Tier zu ſich. „Er wittert nur nach Wohlwollen," ſagte er. „Wenn er keins findet, ſo knurrt er."

„Das heißt, du ſprichſt dem Tier Seele zu?"

„Nein, ich denke nicht daran," erwiderte er verwundert. „Kann ich dir Augen zuſprechen? Du haſt ſie, ob ich ſie beſtätige oder nicht. So verhält es ſich mit der Seele eines Tieres. Du bildeſt dir vielleicht ein, bloß ihr, du und die andern ſechs Neunmalklugen in Berlin, hättet Seele. Seid froh, daß man euch nicht daraufhin unterſuchen kann."

„Das ſind Fragen des geiſtigen Hochſtandes!" ſagte ſie und hob die feine Naſe. „Gegenüber einem Tier habe ich Herrengefühle. Es erfüllt ſeinen Zweck, und

ich laſſe es abſchlachten oder verkaufe es. Was darüber hinausgeht, ſind Sentimentalitäten."

„Hoffentlich haſt du noch andere Unterlagen für dein Herrengefühl," bemerkte der Dechant. „Aber nun bewundere ein immerhin ſeelenloſes Tier, das dir dieſen geiſtigen Hochſtand ſofort abgerochen und beknurrt hat."

„Da würdeſt du wohl auch keine Nachtruhe für ein Tier drangeben?" fragte Linde, die bisher ſchweigend zugehört hatte, mit etwas feindlichen Augen. „Voriges Jahr iſt er nämlich überfahren worden. Brigitt brachte ihn in einem Korb blutend und halbtot nach Hauſe. Er hatte Lungenverletzungen und konnte kaum mehr atmen. Der Tierarzt wollte ihm Gift geben, aber ich ließ es nicht zu. Wir trugen ihn auf mein Zimmer hinauf. Damit er ſich nicht verkroch mit ſeinen Schmerzen, verſtellten wir ihm alle Möbel. Nun ſaß er da traurig Stunden und Stunden und kämpfte um Luft. Seine Lunge ging wie eine Raſſel. Liegen konnte er nicht, weil er ſofort Erſtickungsanfälle bekam. Schließlich begann er vor Schwäche umzufallen. Da baute ich ihn ganz mit Kiſſen ein und unterſtützte ihm auch die Bruſt. Ab und zu hielt ich ihm ein Tellerchen mit Milch vor, weil er durch den Blutverluſt durſtig wurde; davon nahm er immer ein bißchen. Wenn ich mich bewegte, ſo blickte er ſofort mit ſeinen großen, dunklen Augen nach mir hin, weil er fürchtete, daß ich ihn verlaſſen wolle. So verbrachten wir die erſte Nacht. Als der Tierarzt am andern Morgen kam, wunderte er ſich, daß der Hund noch lebte, aber er glaubte immer noch nicht, daß er durchkommen werde. Nun, er iſt durchgekommen.

Seither iſt das Tier von mir unzertrennlich, und von dem Unglück an hat es ein ganz anderes Verhalten zu mir."

Die Tante verzog den Mund etwas. „Das iſt mir in der Tat zu hoch," achſelzuckte ſie. „Du hätteſt dem beest eine qualvolle Zeit erſpart, wenn du es ſofort hätteſt töten laſſen. Mehr kann ich dabei nicht ſehen. Eine inferiore Kreatur dürfte mir keine Unbequemlichkeiten verurſachen."

„Du ſagteſt, der Hund ſei häßlich," erwiderte Linde mit roten Wangen. „Vielleicht erſcheinſt auch du ihm — abſtoßend. Wenigſtens hat er ſich noch nie gegenüber einem Gaſt ſo verhalten."

In der Tat ſaß Bob neben ſeinem Herrn, das eine Auge unausgeſetzt auf die fremde Frau gerichtet, und knurrend, ſobald ſie ſich regte oder zu ſprechen begann; ab und zu ging ein erregtes Zittern über ſeinen Leib, weil er ſeinen Platz nicht verlaſſen durfte, und in ſeinen treuen, mutigen Zügen drückte ſich ein unverkennbares Leiden aus, das ihm das Mißtrauen gegen dieſe parfümierte Perſon erregte. Die Klingſe zuckte wieder die Achſeln.

„Jetzt fehlt nur noch, daß ihr den Hund zum Richter über euren menſchlichen Wert macht," ſagte ſie hochmütig und ſelber ein bißchen erregt, weil ihr die ſo rückhaltlos geäußerte Abneigung des Tieres immerhin peinlich war.

„Auch das wäre zu denken, daß wir unter Umſtänden durch ein Tier gerichtet werden," verſetzte der Dechant ernſthaft. „Wir werden ja auch durch Tiere gerettet.

Sicher gibt es viele Beziehungen zwiſchen dem Tierreich und uns, von denen wir nicht einmal etwas wiſſen. Alles Unrecht und alle Grauſamkeit, die an Tieren verübt worden ſind, leben als Handlungen und als Wirklichkeit ebenſo weiter wie die Guttaten und die erwieſenen Barmherzigkeiten ſowie jene Beweiſe der Großherzigkeit und des Edelmutes, den andrerſeits wieder unſre Freunde aus dem Tierreich uns geliefert haben. Vor Gottes Auge ergibt das eine Summe, die nicht wenig gelten kann. Vielleicht gibt es ſogar Gerechte, die die Prüfung durch die Armen und ſelbſt durch die Kinder beſtehen, und die am Tier ſcheitern. Aber wollen wir nicht noch ein wenig in mein Zimmer treten? Bob wird ſich ſolange auf ſein Bett im Korridor legen. Haſt du gehört, Bob?"

Bob hatte gehört. Durch einen ernſten, kummervollen Blick auf ſeinen Herrn und dann auf das junge Mädchen teilte er noch mit, wie ſchwer ihm in dieſem Fall das Gehorchen werde und wie wenig er den Befehl verſtehe; darauf begab er ſich widerſtrebend mit geſträubter Rückenbürſte und ſteifbeinig wie vor einer Rauferei auf den kommandierten Platz, nicht ohne unterwegs noch einmal zu knurren, als die Klingſe mit ihrem ſeidenen Unterrock rauſchte.

Der Soldat hatte von der ganzen gebildeten Unterhaltung wenig begriffen. Er hörte, daß es ſich um modern oder altväteriſch handelte, und da er ſich als junger Mann, der in Amerika geweſen war, zu einer weltmänniſchen Geſinnung verpflichtet hielt, ſo leuchtete ihm eigentlich das, was die Tante ſagte, beſſer ein. Als

moderne Frau nahm er aber noch einen beſondern Augenſchein von ihr, der wiederum nicht ungünſtig ausfiel, und im großen Ganzen fand er, daß der Dechant ſie wohl gelten laſſen könnte, und daß Linde einen Fehler begehe, ſich ſo feindlich zu ihr zu ſtellen, nachdem ſie ſie doch einmal eingeladen hatte, abgeſehen von dem Beiſpiel, das ſie ſich in vielem an ihr nehmen konnte. Aber auch von dieſen Erkenntniſſen verlautete er nichts.

Das waren die Begleiterſcheinungen, unter denen ſich der Einſtand der Tante vollzog. Für den Reſt des Abends ſprach man nur noch von unverfänglichen Dingen, ſo daß die Klingſe nicht mehr nötig hatte, auf Zeitungsartikel und gehörte Kunſtvorträge zurück zu greifen. Aber am nächſten Morgen trat ſie mit vorgeſchobenem Kinn und ſchmalen Lippen das Hausregiment an. Zuerſt, noch droben im Hausgang, ordnete ſie an, daß die Möbel in ihrem Zimmer umgeſtellt würden, weil ſie nicht genug zum Friſieren ſehe und nachts durch das Rauſchen der Bäume geſtört werde. Als ſie etwas ſpäter zum appetitlich hergerichteten und nicht eben ängſtlich beſetzten Frühſtückstiſch kam, überblickte ſie ihn im Niederſitzen mit unbeſtechlichen Augen; darauf, während ſie die Serviette nahm, ſagte ſie etwas ſingend, doch immerhin Ärgernis nehmend:

„Ihr habt ja Eier und Butter. So üppig ſind wir's lange nicht mehr gewöhnt. Ich finde, ihr könntet euch bedürfnisloſer einrichten; es gibt jetzt ſoviel Elend. Ihr wißt ſo ſchöne Dinge über die Hunde zu ſagen; denkt auch ein wenig an das deutſche Volk."

Die Hausgemeinde fühlte ſich von dieſen Worten ſo auf ihrer Unanſtändigkeit betroffen und bloßgeſtellt, daß niemand wagte, mit einer klugen oder feſten Entgegnung das Hausrecht zu behaupten. Man erkundigte ſich beſtürzt nach der Not in der Hauptſtadt, bemerkte kleinlaut dies und jenes Allgemeine über den Gegenſtand und fragte die Tante ſchüchtern, ob denn ſie nicht auch ein wenig gehamſtert habe, worauf ſie einigermaßen verwundert antwortete: „Aber warum denn? Man kann ſich ja für Geld noch genug kaufen!“ Vom nächſten Tag an kam nur noch Marmelade auf den Tiſch, zwar auch keine ſchlechte, und die Tante fand ſie viel zu ſüß, aber das war nun nicht mehr zu ändern. Zum erſten Mittageſſen ſagte ſie noch nichts, aber beim Tee nahm ſie an den ſchneeweißen Brötchen Anſtoß und erklärte es als ein Vergehen an der Allgemeinheit, jetzt ſo weiße Brötchen zu eſſen. Nun war es wirklich unmöglich, dunkleres Kleingebäck zu bekommen, aber um die Stimme des Gewiſſens zu beſchwichtigen, aß man künftig grobes Schwarzbrot zum Tee, obwohl dem Dechanten und beſonders Linde ſo ſchwere Koſt übel bekam; ſchon der Abgang der Butter und des friſchen Eies am Morgen bedeutete für Linde eine rechte Lebensverſchlechterung, und die Folgen ſtellten ſich bald als Magenſchmerzen ein, aber ſie ertrug ſie ſtill.

Am zweiten Tag ließ ſich die Tante über das Abendeſſen aus, am dritten über den Mittagstiſch. Es ſah niemand ein, welches Intereſſe das verwünſchte Weib daran hatte, ſich ſelber die Koſt zu verſchlechtern. Das Nachteſſen war die Hausgemeinde warm gewöhnt; man genoß einige leichte,

angenehme Dinge, die den Schlaf nicht beſchwerten und am andern Morgen ein erquicktes Erwachen verſprachen. Damit räumte die Klingſe auf. Man aß jetzt Brot mit Schmierkäſe zu Nachgewärmtem oder zu Tee, auch etwas Aufſchnitt und hinterher einen Apfel; auch liebte die Klingſe Weintrauben und Nüſſe. Dem Hund wurde der Speiſezettel ebenfalls nachgeprüft und nach Menge und Gehalt ſtreng beſchnitten. Man briet nicht mehr mit Butter, obwohl die Bauern ſie willig und reichlich ins Haus brachten und die alte Brigitt läſterlich ſchimpfte, ſondern mit Schmalz, und im weiteren zeigte ſich, daß die Tante überhaupt gegen die Braterei war; man ſolle mehr kochen und ſieden, um das Fett für das deutſche Volk zu erhalten.

Allmählich führte ſie der Reihe nach die verſchiedenen Erſatzſtoffe ein, die von der Chemie oder auch nicht von der Chemie hergeſtellt wurden. Sie beſtand darauf, daß man das Milchpräparat Milfix oder die Kuh in der Tüte koſtete, um einen Begriff davon zu bekommen, wie das Großſtadtvolk lebte. Man fand es zur allgemeinen Beſchämung nicht eben wohlſchmeckend. Sie ordnete an, daß ein Kuchen damit gebacken würde, in den anſtatt Ei Eifix kam, ein Präparat aus Gott wußte was, das ſträflich gelb machte und nicht die Spur nach irgend etwas auf der Welt ſchmeckte. Anſtatt Weizenmehl verordnete ſie ſolches von Kartoffeln, anſtatt Zucker Sacharin, und von Butter war überhaupt keine Rede, nur daß eben der Backnapf etwas mit Butterol beſtrichen wurde, damit der Kuchen nicht anſetzte; aber er ſetzte unerbittlich an, wie ſich nachher zeigte. Brigitt ſchmiß das Zeug

mit Tränen in den Augen in den Backofen, und wenn die Klingſe nicht vorausahnend danach geſehen hätte, ſo wäre es zu Staub verkohlt, denn die alte Perſon hatte ein Höllenfeuer darunter geſetzt. Das nächſtemal war der Ofen kalt, und die Klingſe mußte ſelber nachheizen, wenn ſie ihren Kuchen bekommen wollte.

Heinz fraß alles ziemlich gehorſam und etwas bewundernd. „Wie gut muß dein Kuchen erſt ſchmecken, wenn es ein wirklicher Kuchen iſt!“ ſagte er gläubig und ſteckte ſich ein neues Stück in den Mund.

„Greif nur zu, Heinz,“ nickte ſie wohlwollend. „Du mußt nachher wieder dein Leben für uns einſetzen. Man könnte noch viel mehr für die Armee tun.“

Anſtatt Öl kam eine Art von dicker, gelber, ſäuerlicher Brühe ins Haus, die nicht ein Tröpfchen Fettgehalt beſaß und jeden Salat verdarb. Puddings wurden aus Iß-nur hergeſtellt und ſchmeckten nach Tinte. Es gab bald keinen natürlichen Stoff, den ſie nicht verwäſſerte oder mit Zuſatzmitteln ſtreckte. Was man früher in guter Qualität kaufte, erſtand man jetzt in geringerer. Kurz, das Eſſen hörte im Haus des Dechanten auf, ein Vergnügen zu ſein. Aber zum Vergnügen eſſe man jetzt auch nicht, ſagte die Klingſe, ſondern nur um ſich zu erhalten. Da ſie einen ledernen Magen hatte, erhielt ſie ſich ganz ordentlich, aber der Dechant mußte viel Kräuterſchnäpſe zu ſich nehmen und wurde ein kleiner Trinker über der Aſkeſe; doch ſah er ein, daß die Nation vorging und der Einzelne zurückſtehen mußte, zumal an einem ſo ſichtbaren Platz. Auch Linde begriff, aber da ſie ſich

nicht durch Kräuterſchnäpſe weiter helfen konnte, ſo ſah ſie bedenklichen Zeiten entgegen. Die brave Brigitt überfiel in ihrer Küche täglich das heulende Elend, und ſie ſchwur jeden Abend, davon zu laufen, um jeden Morgen in tiefer Ergebenheit gegen Linde einen ſchlechten Erſatzkaffee zu brauen, nach dem das ganze Haus ſtank, denn Bohnenkaffee war auch nicht mehr geſtattet. Sie beſchwor das Mädchen, nur zum Schein zu eſſen, und ſich von ihr etwas Beſonderes machen zu laſſen, das ſie beſſer vertragen konnte, aber Linde ſagte, im Feld hätten ſie auch nichts Beſonderes, und lehnte jede Heimlichkeit ab. Sie nahm dieſes Übelwetter als gerechte Strafe für das Unrecht, das ſie an der Frau begangen hatte, und ihr eigentlicher Kummer war dabei, daß Unſchuldige mit ihr getroffen wurden.

Viertes Kapitel

Linde tritt mit gutem Erfolg öffentlich auf, aber mit immer geringerem innerlich. Die Tante gewinnt Spielraum mit einem geſchenkten Ring.

Eins wurde bald klar: die einzige Perſon, für die die ſchlanke Weltdame im Haus ſich erwärmte, und die ſie anerkannte, war der Leutnant. Erſtens ſtachen ihr ſeine Dekorationen in die Augen; an Kreuze und Orden läßt ſich immer befriedigend glauben. Dann fand ſie in dem jungen Mann mit ſcharfem Blick den Angelpunkt, auf dem ſie ſich bewegen

und von dem aus sie die andern beherrschen konnte. Er war einfach organisiert, eitel, oberflächlich und uniform und darum ein gefundenes Fressen für jedes ehrgeizige Weibsbild, das sich seiner bemächtigen wollte. Von ihren Beweggründen ahnte er zwar den einen oder andern, nicht zu seinem Stolz, und wenn Linde ihn mit der neuen Verehrerin neckte, so wurde er verlegen und suchte die Ehre abzulehnen, aber sobald er in den Bannkreis ihrer selbstsichern, gebildeten Unterhaltung oder nur unter ihren egoistischen, schwermütigen Blick geriet, so schlich sich, ob er wollte oder nicht, ein geschmeicheltes Gefühl unter seinem Magen hin über den Vorzug, den sie ihm vor den andern Hausgenossen gab, sie, eine weltbefahrene Frau, die doch etwas gewöhnt war, und Linde erschien ihm neben ihr dann immer etwas hausbacken oder kleinstädtisch, jedenfalls nicht als das glänzende und reich ausgestattete weibliche Wesen, das er gern an seine Seite träumte, seitdem er sich solchen Spekulationen hingab. Die Klingse bemerkte und bestätigte alles, was er sagte, während Linde dazu still war oder mit wenig Worten schwierig widersprach, und der Dechant väterlich spöttische Bemerkungen daran hing, die ihn in seiner Würde kränkten, denn er war kein Junge mehr, sondern hatte zwei Jahre Krieg hinter sich, von Amerika nicht zu reden. Dieser Erwägung gab er auch neuerlich Ausdruck, indem er Rechtfertigungen mit den Worten einleitete: „Wenn man zwei Jahre im Feld gestanden hat, so weiß man, was los ist.“ Die Klingse übernahm die Redensart von ihm, wenn es darum ging, ihm zu helfen.

Übrigens war ſie mit ihren dünnen Lippen und ihrem kalten Blick noch eine ſehr gangbare Frau, der Heinz unter andern Umſtänden nicht durchaus abgeneigt geweſen wäre, zumal ſie ſich mit großer Sorgfalt modern kleidete und mancherlei hübſche Spitzen und Schmuckſtücke an ſich ſehen ließ, wovon man an Linde wenig bemerkte. Gezeugt war ſie in England von einem deutſchen Vater, aber geboren dortſelbſt von einer engliſchen Mutter, und bis zum Krieg hatte ſie ſich Mary nennen laſſen, was von den Lippen ihrer Verwandten durchweg als Mehrie klang. Jetzt hieß ſie Malva. Unterweilen war ſie längſt nach Deutſchland zurückgekommen und die Taufpatin Lindes geworden, ohne daß dieſe das Verhältnis nachträglich von ſich aus beſtätigte, vielmehr begann das merkwürdige Kind eine gewiſſe Reihe von moraliſchen Unternehmungen damit, daß es jenes, das nie innerlich beſtand, auch äußerlich durch die bekannte Namensänderung löſte, eine Feindſeligkeit, die die Frau einigermaßen erleichtert quittiert hatte, freilich ohne etwas zu verzeihen oder zu vergeſſen. Noch weit vom Matronenalter entfernt, fand ſie ſich neuerlich dem Mädchen gegenüber außerdem im Zuſtand einer gewiſſen Rivalität, mit der aber Linde wahrſcheinlich ſchon damals begonnen hatte. Die Erkenntnis gereichte der reifen Frau zunächſt nicht zur Steigerung ihres Selbſtgefühls, und ſie hielt es bereits für einen Fehler, der Einladung gefolgt zu ſein. Dazu kam, daß die Klingſe benannte Frau Profeſſor und Witwe eines berühmten Augenarztes einen außerordentlich mißtrauiſchen und einſamen Charakter beſaß und in dem richtigen Gefühl, ſich bei

ihrem unglücklichen Temperament auf niemandes Liebe verlaſſen zu können, höchſtens auf die Untertänigkeit der Kreaturen, die ſie wohltuenderweiſe um ſich verſammelte, wenig Zufriedenheit im Leben genoß. Sie war eine wahrhaft tragiſch veranlagte Natur, vor der Linde aus guten Gründen Angſt empfand, ſo große Angſt, daß es ihr ſogar unmöglich war, das Gefühl von Mitleid, das ſie während der Entfernung für jene erfüllt hatte, in ihrer Gegenwart zu erhalten und ſinnenmäßig zu betätigen, ſo ſehr ſie auch immer wieder von ihrem Gewiſſen getrieben darum rang. Solange die Klingſe da war, empfand Linde nur Panik, Kummer und bodenloſes, ganz urſprüngliches Lebensweh. In der Anteilnahme am Leben ihres erwachſenen Jugendgeſpielen, die jetzt noch außerdem zwiſchen den beiden Frauen ſtand, ſteigerte ſich ihr alles wie in einem Vergrößerungsglas oder einem Schallbecher zu verwirrendem Tumult und zu Feſtſtellungen von peinigender Bedeutung, denn die Frau hatte tauſend Möglichkeiten, Menſchen zu tyranniſieren und zu verderben, aber Linde hatte nur einen einzigen Geliebten auf der weiten Welt, beſaß ihn erſt ſeit wenig Tagen, und mußte ihn nach einer bereits feſtgeſetzten kurzen Reihe von Stunden wieder laſſen, ohne ſeinen Lieblichkeiten und guten Tiefen ganz auf den Grund gekommen zu ſein.

Um von Brigitt zu reden, ſo verfolgte ſie das fremde Frauenweſen mit einem ſichern, ingrimmigen Haß. Daran hinderte ſie auch ihr ſonſtiges warmes Chriſtentum nicht, denn erſtens ſtörte die Klingſe den Frieden der Menſchen, die ihr auf der Welt die liebſten waren,

und zweitens war ſie proteſtantiſch und ſtammte aus England, und die Sprache, die ſie redete, war norddeutſch. Was ſie in der Stille tun konnte, um die Frau zu ärgern, das verſäumte ſie nicht, was ſie aber von Dingen unterlaſſen konnte, die jener Befriedigungen verſchafft hätten, darum machte ſie einen weiſen und erfahrenen Bogen. Sie genoß dafür auch die Ehre, einer der ganz wenigen Menſchen zu ſein, die das verwöhnte Weib wirklich fürchtete, und die es leiden machten, während die Klingſe ſonſt in der Übung hatte, die Menſchen leiden zu machen. Das widerfuhr ihr, weil der Haß dieſer meiſt aus Trieb und Natur handelnden Leute ſie in einem tiefen Grund verurteilte, wohin keine verſtandesmäßigen Selbſtrechtfertigungen drangen, und weil ſie gegen deren ganz unmittelbare und natürliche Äußerungen als konventioneller und literariſcher Menſch, der ſie von ihrem Ehrgeiz verführt im Lauf ihrer geſellſchaftlichen Bildung geworden war, gar keine Hilfsmittel beſaß. Der Haushälterin gegenüber half ſie ſich von einem Tag in den andern mit einer kühlen Verachtung; ſie ſchien ſie nicht zu ſehen, und wo ſie ſie als Dienſtboten packen konnte, da tat ſie es. Einer ſolchen feinen Niedertracht gegenüber war dann wieder Brigitt hilflos, weil ſie an die Verachtung wie das Nichtſehen glaubte. Da ſie aber doch nicht ihre Pflichten als Hausmagd gröblich verletzen konnte, ſo ſammelte ſie ſtill ihre Wut zu einer Art von ſtehendem Gewitter auf, mit dem ſie ſtumm oder gelegentlich in der Tiefe grollend am Horizont lauerte und auf ihren Tag wartete. Um den betete ſie vorläufig aus ganzem Herzen, denn

ſie hielt das calviniſtiſche Weib ehrlich und aufrichtig im allgemeinen für eine Verbrecherin und im beſondern für eine Spionin, mit welchem populären Verdacht ſie ſich denn auf einem ſchiffbaren Fahrwaſſer und in großer Geſellſchaft befand.

Dem Dechanten erging es noch verhältnismäßig am beſten; entweder er trieb ſich in Münſter herum, oder er ſtand in ſeinem Muſeum vor den gefundenen Altertümern, um die Geſchichte des Domes, die er im Kopf zu Faden ſchlug, wieder in einigen innern Beziehungen zu fördern, und die übrige Zeit des Tages verbrachte er auf ſeinem Arbeitszimmer, wo er unangreifbar war. Den Garten mied er, ſo lieb er ihn hatte; nur wenn er ſeinen Beſuch ſicher in der Stadt wußte, lief er geſchwind hinunter und erging ſich auf ein Stündchen zwiſchen ſeinen Bäumen und Büſchen und unter dem offenen Licht eines Gottes, in deſſen Geheimniſſen er zurzeit doch bei weitem nicht ſo tief ſteckte, wie in denen der Biſchöfe und Künſtler, die den hieſigen Platz durch die Jahrhunderte herauf und herunter gebracht hatten, um alles dann ihm als dem wahren Kundigen und Genießer zur endgültigen Reinigung und Zuſammenfaſſung zu hinterlaſſen. Indeſſen wurde der Gott freilich unbehaglicher und bitterer.

Die Klingſe zwar fand den Dechanten zu katholiſch und zu fanatiſch, und das war die größte Verblüffung, die er ſeit langer Zeit erlebt hatte. In der ſichern Erwartung, ihn an einem ſchwachen Zipfel packen zu können, beſuchte ſie ſchon am erſten Sonntag das Hochamt mit der anſchließenden Predigt. Da gerade auf den Tag das Thema vom

Phariſäer und Zöllner fiel, ſo ſagte er vieles über den falſchen Ehrgeiz, die Nichtigkeit von Bildung und geſellſchaftlichem Stand, die Wertloſigkeit des übereingekommenen Mitleids und des öffentlichen Wohltuns, und was ſich ſonſt ſo über die verſchiedenen Kategorien von Heuchelei ſagen läßt; dagegen hörte man allerlei Gutes über die Armut, die Niedrigkeit, das ſtille Werk im Namen Gottes, die beſcheidene Liebe von Menſch zu Menſch, das meiſte nicht beſonders ergreifend und erweckt, aber doch weit urſprünglicher und anſchaulicher, als man dergleichen ſonſt kirchenmäßig betreibt. Es war ihm, während ſeine Blicke immer wieder prüfend nach möglichen Verſtecken neuer Altertümer ausflogen, nicht weiter bewußt, auf einige Gedankengänge unmittelbar durch die Klingſe verfallen zu ſein, und vollends merkte er nicht, daß er im Grund gegen ſie predigte, daß die geſellſchaftliche Eitelkeit und das leere Getue mit Wohltäterei, worüber er ſich pflichtgemäß zum hundertſtenmal verbreitete, diesmal ihre Geſtalt und ihre Züge wies, und daß ſeiner Predigt ſoviel Gegenſtändlichkeit und Beweiskraft innewohnte wie ſeit Monaten nicht. Er hatte nachher nur das Gefühl, daß ſie ihm gut geraten ſei, und war befriedigt darüber, daß ſich auf lange Strecken in der Kirche keine Maus gerührt hatte.

Der Anſtoß zu dieſer Regung beſtand aber in einer Vorſtandsſitzung des Roten Kreuzes, die einige Abende zuvor beim Dechanten ſtattgefunden, und an der die Klingſe als bedeutende Rote-Kreuz-Dame, wenn auch einer andern Provinz, handelnd teilgenommen hatte,

denn immerhin war ſie eine erfahrene Wohltäterin und hatte ſchon viel in „Organiſation“ gemacht. Zur Verhandlung ſtanden diesmal die untröſtliche und andauernde Kaſſenleere des hieſigen Vereins und das Angebot eines amerikaniſchen Komitees, das Lazarett aus amerikaniſchen Mitteln zu übernehmen und mit amerikaniſchen Ärzten, Inſtrumenten, Geldern und ſo fort unter der fortdauernden Oberhoheit des Roten Kreuzes unendlich glanzvoller weiter zu betreiben. Es ſchien ein ſehr glückhaftes Angebot und beinahe eine Rettung in der höchſten Not. Man hätte zwar die Übernahme des Lazaretts durch den Fiskus oder wenigſtens eine ſtaatliche Beihilfe beantragen können, aber beide Auswege wären nach der einſtimmigen Auffaſſung einem moraliſchen Bankrott des hieſigen Roten Kreuzes gleichgekommen, während die überſeeiſche Löſung den Bankrott unerwartet in Ruhm und Reichtum verwandelte, denn nun konnte man ſich auf eine muſtergültige Einrichtung, ein herrliches Inſtrumentarium und beinahe unermeßliche Mittel und ſozuſagen geradezu auf Luxus einrichten.

Auch der Dechant ſah in dem Angebot eine gute Wendung und war nicht unzufrieden, eine Beunruhigung auf vorteilhafte Weiſe loszuwerden, um ſich deſto ungeſtörter ſeiner Kunſtgräberei hingeben zu können. Die Vorſteherin des Vereins, ein redliches, aber ein wenig törichtes altes adliges Fräulein, weinte himmelblaue Freudetränen. Ihr bedeuteten ihre Verwundeten ihren ganzen Lebensinhalt und ſie konnte ſich nicht vorſtellen, was ſie nach Beendigung des Krieges mit ſich ſelber anfangen ſollte. Sie fand den Krieg ja ſchrecklich, aber ſie genoß

doch in aller echten Menſchenliebe die große Zunahme an Bedeutung, die er ihr plötzlich eingebracht hatte, und auf der Fürſorge für ihre Verwundeten ſchwamm ſie mit verſchämt geblähten Segeln daher als eine freudig bewegte Fregatte des Mitleids. Wie ſie nun mädchenfromm und überlang in ihrem altmodiſchen Kleidchen daſaß und im Reden und Rühmen den ſchwarzen Rembrandthut mit der ſchönen Straußenfeder, der ihr ſo unwahrſcheinlich hoch über dem Haarbau ſchwebte, hin und her ſchwang, die blaugrauen kleinen Augen beſeligt und feucht von einem zum andern richtete und es jedermann ans Herz zu legen ſtrebte, wie ſehr man dieſem edlen Volk, den Amerikanern, unrecht getan habe, und wieviel Urſache man beſitze, ihre Freundſchaft zu erwerben, war da außer Linde, die als jüngſtes Mitglied des Vorſtandes auch im Kränzchen ſaß, nicht einer, der ihr nicht beſchämt recht gegeben und bereits für die endgültige Abſtimmung das Jawort gezückt hätte. Auch die Klingſe fand kühl, daß man alle Urſache habe, ſich zu gratulieren, beſonders nach der etwas reichlichen und unbefangenen Wirtſchaft, die hier geführt worden ſei. Da ſollte man einmal ſehen, wie es an andern Plätzen zugehe, und wie da gerechnet werde. Natürlich, man wolle es ja überall den Verwundeten ſo angenehm machen als möglich, aber deshalb dürfe man doch nicht das Ganze aus den Augen verlieren und vor lauter Mitleid die „Organiſation" vergeſſen. Nun, man ſei jetzt gerettet, und daß der kommende Überfluß einer innern Neigung entſpreche, werde man wahrſcheinlich mit beſonderer Befriedigung feſtſtellen. Die gnädige Bemerkung wurde

mit einem etwas verſchämten Gelächter quittiert, und auch die Klingſe lächelte nachſichtig, und ſo war das ganze Geſchäft zur Abſtimmung reif, als Linde ums Wort bat.

Die Klingſe, die alles ſah, hatte längſt bemerkt, daß Linde ihre beſondern Empfindungen über den Fall hütete, aber im Traum nicht erwartet, daß ſie verſuchen würde, ſie zur Geltung zu bringen. Auch dem Dechanten war ein beunruhigter und beinahe trauriger Ausdruck ihres Geſichts aufgefallen, während alle andern wie die Erlöſten ſtrahlten und vor lauter Ausſicht auf Ruhm und Luxus ſchon faſt immerzu ſchlucken mußten, und er hatte ſich einige Male gefragt, was ihr wohl fehlen könne, aber nicht zu ernſthaft, obwohl ſie ſein Gewiſſen war, oder vielmehr eben deshalb. Linde in der Zeit ſaß da in einer wachſenden Angſt und in einem zunehmenden Zorn, Angſt um die kranken und wunden Soldaten, um die Reinheit eines Werks — auch ſie dachte ans Ganze —, und Zorn über die billigen und käuflichen Seelen, die ſie hier umringten, und über die ſchlaffen Gewiſſen, die in einem bedrohten Land das Werk der Daheimgebliebenen ſo lau und kleinmütig betrieben. Dem adligen Fräulein, das Zeit ſeines Lebens noch niemals einem Menſchen etwas Übles getan hatte, ſonſt hätte es längſt einen Mann ergattert, war ſie geradezu gram, und daher wandte ſich ihre Rede auch ganz ausſchließlich an dieſes, und zwar mit einem ſolchen düſtern Geſichtsausdruck und einer ſo ſchmerzlich bebenden Stimme, daß das gute Weſen bis auf die Knochen davor erſchrak.

Sie könne die Anſchauung des Vorſtandes nicht teilen, redete Linde das Fräulein an, zunächſt unter großen Anſtrengungen, ihre Scham zu überwinden. Es ſcheine ihr nicht, daß man keinen andern Ausweg hätte, als das Werk abzutreten. Gewiß, man habe vielleicht etwas aus dem Vollen gewirtſchaftet und immer zuerſt an die Soldaten gedacht. Aber ſie ſeien auch die Hauptſache. Sie kämen hilflos und traurig an und dächten nicht, daß hier das oberſte Intereſſe die „Organiſation" ſei. Man ſei ſchon ſo lange bankrott geweſen, und es ſei weitergegangen; es werde auch weitergehen, wenn man nur nicht den Glauben verliere. Man dürfe nicht die Soldaten, die ſich auf ihre Brüder und Schweſtern im Land verließen, den Meſſern amerikaniſcher Ärzte ausliefern. „Was ſind unſre armen, frommen Soldaten den Amerikanern? Sie lernen und probieren an ihnen, und gehen dann nach Amerika zurück mit der Reklame, daß ſie ein Jahr lang in einem deutſchen Lazarett gearbeitet haben. Sie ſind dann gewiegte Chirurgen und die Patienten kommen gelaufen. Was geht uns das an? Jetzt iſt jeder verwundete deutſche Soldat unſer Bruder oder Sohn, und unſre Söhne und Brüder müſſen wir ſelber pflegen. Wir werden die Mittel dazu bekommen wie bisher, auch wenn wir ſchlecht wirtſchaften und zu freigebig ſind."

Das war die kurze Rede, die ein ſo großes Aufſehen machte und eine ganze kluge Bereitſchaft über den Haufen warf. Luxus und Ruhm, ein prachtvolles chirurgiſches Inſtrumentarium, Geld und Hilfsmittel, alles zerſtob vor ein paar herzlichen und zornigen

Mädchenworten zu nichts, und wie vorhin alle Damen gerührt und begeiſtert geweſen waren, ſo waren ſie jetzt von ihrem eigenen einfachen und menſchlichen Weſen ergriffen, das ihnen aus Lindes Darſtellung entgegenſah. Jawohl, das war ja ihre wirkliche Art: wohlwollend, gütig, verſchwenderiſch, ein bißchen fahrläſſig, voll Liebe und Mitleid und lebendiger mütterlicher Beziehungen zu den lebendigen verwundeten Soldaten, immer bankrott, immer hoffnungsvoll, viel beredet und viel geliebt, ein herzlicher, treuer, gottgefälliger Klüngel, der ſich den Teufel um Prinzeſſinnen und Fürſten ſcherte und ſich bisher glücklich alle Protektoren vom Hals gehalten hatte, nach dem weiſen Rat und unter der diplomatiſch geſchickten Leitung desſelben Dechanten, den heute ein plumpes materielles Angebot mit dem ganzen Kränzchen beinahe über den Haufen geworfen hätte. Er ſchämte ſich bereits, und alle Damen ſchämten ſich, ſo glücklich ſie ſonſt auch waren, ihrem bisherigen lieben, warmen Werk zurückgeſchenkt zu ſein. Nur fand in der Geſchwindigkeit keine den Bogen, das alles in Worten auszudrücken. Aber es brauchte auch weiter keiner Worte; einig war man immer geweſen. Die Klingſe allein war nicht zufrieden.

„Ich kann den Damen nur noch einmal raten, das amerikaniſche Angebot anzunehmen," ſagte ſie wie jemand, der mehr weiß, als er für jetzt verlauten will, und gefliſſentlich über Linde hinweg. „So üppig iſt es Ihnen ja hier doch nicht ergangen, daß Sie mit Vorteil für ſich und die armen Verwundeten ſogenannten hohen Idealen nachjagen dürften. Mein Gott, wie

arbeiten Sie denn! Sie entlaſten die Schweſtern vom Putzen und Scheuern und ſtellen dafür bezahlte Frauen an. Wo finden Sie das noch? Nicht einmal im reichen Frankfurt. Sie ſchicken nach Marburg geſchloſſene Fäßchen mit Hahnen für den Kaffee an die Militärzüge, weil Ihnen die offenen Eimer unäſthetiſch ſind. Gewiß, es wird einmal ein Stäubchen Ruß hineinfallen; im Feld fällt noch mehr hinein, und man trinkt es auch. Aber die Hahnen ſind zu eng, und das Auf- und Zudrehen nimmt Zeit weg; es geht ja faktiſch viel langſamer als aus den offenen Eimern. Und was tun Sie, meine Damen? Sie kaufen ganz große teure Meſſinghahnen und laſſen die an die Fäßchen anbringen. Nun ja, jetzt funktioniert die Sache. Es fällt kein Ruß in den Kaffee. Es ſieht auch appetitlicher aus. Aber was hat das nun gekoſtet! Und gerade Sie, meine Damen, mit Ihren Mitteln! Darum ſage ich Ihnen noch einmal, nicht immer können die Soldaten die Hauptſache ſein. Das Rote Kreuz muß auch leben. Es iſt nicht jedermanns Geſchmack, ewig bankrott zu ſein. Der Geſchmack unſrer Oberleitung iſt es jedenfalls nicht, das muß ich Ihnen ſchon bemerken. Ihr Kultus, den Sie mit den Verwundeten treiben, iſt ja auch höhern Orts bekannt und gibt viel zu reden. Da iſt keine Wäſche weich genug und keine Decke genügend warm. Und die Soldaten müſſen dies eſſen und jenes haben. Meine Damen, im Feld haben ſie das alles auch nicht, und ſie ſiegen dennoch. Es beſteht höhern Orts die Meinung, daß man auf dieſe Weiſe das Material nur verwöhnt. Mütterlichkeit iſt ſchön in der Familie, aber dies hier iſt

eine Sache der Organiſation. Durch Organiſation wird Deutſchland dieſen Krieg gewinnen, wenn man das denn immer wieder ſagen muß. Tun Sie, was Sie wollen, aber ſagen Sie nachher nicht, daß Sie nicht gewarnt ſeien. Fragen Sie ſich auch, ob es politiſch ratſam iſt, die amerikaniſche Öffentlichkeit durch eine Abſage zu brüskieren. Das wäre vielleicht warmherzig, aber wenig ſtaatsklug. Aber natürlich ganz wie Sie wollen; ich bin hier nur Gaſt."

„Liebe Tante," erwiderte Linde ſofort und tief erregt, „wenn dich ein Verwundeter hören könnte, ſo würde ihm ein furchtbarer Schreck oder eine Traurigkeit in die Glieder fahren, die er nie mehr verlöre. Ich möchte dir beinahe wünſchen, daß du einmal mit einer Wunde zu Bett lägeſt, um dich zu fragen, ob dir nun etwas Verwöhnung lieb ſei oder nicht; und dann würden wir dich nicht mit der Bemerkung abfinden, daß du im Feld auch nicht verwöhnt würdeſt. So iſt das. Ich finde, daß du ſehr zu bemitleiden biſt. Ihr alle ſeid zu bemitleiden ſamt euren Auszeichnungen und Titeln."

Da ſich Linde völlig ſelbſtvergeſſen einem fremden Bedürfnis hingab, gelang ihr ebenſo ſelbſtvergeſſen ein Sieg über die kaltherzige Frau gerade durch jenes tiefe, geheimnisvolle Mitgefühl, zu dem ſie ſonſt im perſönlichen Umgang ihrer Patin gegenüber nicht mehr frei zu werden vermochte. Dieſe in den Augen der Klingſe ganz verrückte und dilettantiſche Vorſtandsſitzung entwickelte ſich denn auch ganz in der Richtung, die ihr Linde gewünſcht hatte, und die in der

Tat die natürliche für alle Teile war. Die Amerikaner wurden samt ihrem wundervollen Instrumentarium höflich bedankt und wandten sich an eine andere Stadt, und da nicht überall so helle und kühne Wächterinnen der nationalen Würde und der wahren Nächstenpflicht saßen, so fanden sie auch eine. Das ganze Ereignis gab aber eben die unbewußte Unterlage und den Anstoß zu der Sonntagspredigt her, die wieder der Klingse die Unterlage für einen Vorstoß gegen den Dechanten verschaffte. Und zwar war es gleich beim Mittagessen, daß sie das Gespräch auf das Predigtthema lenkte.

„Ich kann ja solche Seligpreisungen der Dummheit und Inferiorität nur vom politischen Standpunkt aus verstehen," erklärte sie mit kühlem Lächeln. „Wahrscheinlich willst du auch so aufgefaßt sein. Es wäre ja auch zu altfränkisch, im Ernst die hohe Bedeutung und die Verdienste der Gesellschaft leugnen zu wollen. Obwohl mir auch für politische Zwecke die Predigt immer noch fanatisch genug war. Ein enger Kopf bleibt ein enger Kopf, wenn er noch so gläubig ist, und ein Zöllner behält der Gesellschaft den Wert eines Zöllners, selbst wenn Christus mit ihm verkehrt hat. Wohin kämen wir, wenn auf einmal der Unsinn und die Beschränktheit den Ton angeben wollten! Zum Beispiel im Feld, Heinz, was macht einen Sieg dort aus, die sogenannten Gemütskräfte, Glaube und Liebe, oder die technisch vollkommene Kriegsmaschine, die Fähigkeit der Teilnehmer, a good sport zu sein?"

„Natürlich der gute Sport," sagte Heinz sofort. „Die größere Schlauheit und Firigkeit. Das neuste

Gas. Das ſchwerſte Kaliber Feldgeſchütz. Die Mechanik mit einem Wort. Der Menſch iſt nichts. Wolle, was du willſt, das iſt ſo viel, wie wenn eine Feder fliegt.“

„Alſo die Organiſation der Materie,“ überſetzte die Klingſe. „Wir hier im Land wiſſen gar nichts. Wir müſſen dieſe da reden laſſen. Das ſind jetzt die wahren Herren unſeres Schickſals. Wenn einer ſchon im Heizraum eines Schiffes ſich nach Europa durchſchlägt, um ſeinem Vaterland zu dienen, der hat Anſpruch auf Beachtung. Auch wenn er über Dinge des Friedens redet, denn der Krieg iſt der Vater aller Dinge. Ein Volk wird niemals groß durch gläubige Zöllner und bekehrte Sünder ſondern durch Leute, die in die Welt paſſen, wie die jetzige Generation, Techniker, Induſtrielle, Kaufleute, Amerikaner und Juden. Jawohl, Juden. Das ſind ſogar die Leute, die am wenigſten Vorurteile haben. Es iſt ſonderbar, daß man euch das noch klar machen muß, nachdem unſre herrlichen Unterſeeboote und Luftſchiffe ſchon ſo lange an der Arbeit ſind. Von Seele habe ich in dieſem Krieg noch nichts gemerkt; du vielleicht, Heinz?“

„Nein, ich auch nicht,“ lachte Heinz verlegen; es war ihm ſchon nicht mehr ganz wohl bei dem Spiel. „Aber vom Leib, und das tüchtig,“ fuhr er mit knabenhaftem Eifer fort. „Kinder, wie haben wir ſchon gehungert und gefroren, und wie waren wir ſchon müde, verlauſt und dreckig! Eſſen und ſchlafen und mal wieder ein Bad, und die ganze menſchliche Herrlichkeit iſt repariert. Das Schönſte iſt aber die Entlauſung, das kann ich euch ſchon ſagen. Wenn einen das Läuſevieh ſo ein paar

Wochen recht vorgehabt hat, und dann alles auf einen Tag loszuwerden: das iſt Wiedergeburt."

„Seht ihr, ſo tönt das bei den modernen jungen Leuten," triumphierte die Klingſe kühl und verzog ihre Lippen. „Wir ſind auch nicht anders als die andern, die Franzoſen und Engländer, und könnten ſogar vieles von ihnen lernen. Wenigſtens haben die begriffen, daß der Egoismus die Quelle alles Lebens und das Geſchäft das Ziel aller geiſtigen Spekulationen iſt. Es wäre beſſer, wir hätten ein Bündnis mit den Engländern als mit den Bulgaren und Türken; dort blüht bloß die Roheit und der Aberglaube. Schön, ihr habt nationale Eigenart, und die andern beſitzen die Welt."

Dem Soldaten war ſchließlich wie vor den Kopf geſchlagen; denn ſo laut und feierlich ſeine ſchadhafte Wäſche als Mannskraft ausrufen zu hören, iſt nicht jedermanns Sache, und keinesfalls hatte er ein Intereſſe daran, Linde in dem Licht zu erſcheinen, in das ihn die weltliche Frau mit Kunſt und Weiberliſt hineinpraktizierte. Seine Genugtuung über die gehörten Lobſprüche war daher nur klein, und das wenige, das ſich ſeine Eitelkeit davon aneignete, wurde ernſtlich von ſeinem ſchlechten Gewiſſen angegriffen. Nach ſo langer Zeit fühlte er überhaupt zum erſtenmal wieder Gewiſſensregungen, und zwar durch den Beſitz eines deutſchen Mädchens von Wert und Kühnheit, eines Mädchens, dem nun einmal die Gabe verliehen war, jedem, der ſich damit einließ, als eine Art von kühler Morgenluft in die Seele zu ziehen und dort Erwachen und Aufſtand zu verurſachen. Heinz war freilich vorläufig erſt beim

Fröſteln angekommen, und ſeine Gemütsſtimmung zeigte daher einen etwas weinerlichen und katzenjämmerlichen Anſtrich, während er ſehr unbehaglich vor ſich auf ſeinen Teller blickte und auf die Entgegnungen wartete, die ihm in den Unterſtand fahren mußten.

Der Dechant war weiter nicht erſchüttert von den Offenbarungen ſeiner Schwägerin; er kannte noch größere, wenn er zur Zeit auch keinen zu heftigen Gebrauch von ihnen machte. Sehr gelaſſen ſagte er:

„Wenn's dann nur jedem bei ſeinem Beſitz wohl iſt; denn immerhin hat Hinz wie Kunz etwas, worauf er ſich wenigſtens eine Weile verlaſſen kann. Leid tun mir aber die Leute, die bei uns gezwungen ſind, mit leeren Händen auszugehen, weil ſie weder unſre Eigenart noch jene Welt beſitzen, die ja die andern haben und ausbeuten. Ich habe deshalb immer darauf gedrungen, daß wir in Gegenwart dieſer wirklich Armen und Leeren jedes Auftrumpfen mit unſerm Beſitz vermeiden müßten einerſeits aus Feingefühl, andrerſeits aus Gewiſſenhaftigkeit; denn ein Beſitz wie Eigenart iſt ein ernſtes und unerbittliches Geſchenk. Ihr, die ihr nicht damit belaſtet ſeid, tut unrecht, uns darüber zu beſchreien, und ſeid zu tadeln; denn ihr ſolltet ja dank eurer Modernität den größern Überblick haben. Nun, dergleichen Talente liegen nicht in den Zeiten ſondern in den Perſonen. Ich lege dir aber ans Herz, künftig nicht mehr die Unmündigen zu mißbrauchen, wenn du gern einen perſönlichen Beweis führen möchteſt, auch wenn ſie alle Eiſerne Kreuze und Orden tragen, die ihrer Jugend zugänglich ſind. Was dann das eigentliche

Thema angeht, die Seligpreiſung der Armen, ſo wundere ich mich etwas, daß du im Haus eines katholiſchen Geiſtlichen daran Anſtoß zu nehmen erklärſt. Ich dachte, du wüßteſt, zu wem du auf Beſuch kamſt. Nun, in der Großſtadt vergißt ſich wohl dies und das, und es iſt gut, daß ihr von Zeit zu Zeit darauf kommt, daß wir auch noch da ſind."

Mit dieſen lächelnd geſprochenen Worten hob er die Tafel auf. Indem er im Vorbeigehen dem Soldaten leicht und väterlich die Hand auf die Schulter legte, ſagte er zum Mädchen: „Daß du dich jetzt auf eine Stunde legſt, Linde, und wenn zehn Leutnants gute Unterhaltung in Ausſicht ſtellten. So ein Luftibus darf doch nicht gleich alle Hausregeln über den Haufen werfen." Ihr freundlich zunickend, ging er ſcheinbar ganz unangefochten hinaus. Innerlich war er's weniger, denn mit allen weltmänniſchen Läſterungen hatte ihm die Schwägerin doch einige Bedenken aufgeregt. Daß ſie in ſeiner Predigt Fanatismus fand, beunruhigte ihn noch am meiſten, nicht weil er darin einen liberalen Vorwurf erblickte, den er ſehr ruhig ertragen hätte, ſondern weil es beim genauern Zuſehen als ein unverdientes Lob herauskam; denn er wußte doch am beſten, auf welchem Weg ſeine Predigten neuerlich entſtanden, und wo ſeine Gedanken in der Zeit, während er ſie hielt, ſich manchmal herumtrieben. Er hatte in ſeinem Gott immer einen klugen Pädagogen gefunden; nun war es dieſem ſogar gelungen, ihn durch das ungewollte Lob eines ungläubigen Weibes ernſtlich zu tadeln und zu mahnen. Mit einem Anflug von

echter Beſorgnis bemerkte er wieder die zuwartende Langmut Gottes, und für dieſen Nachmittag jedenfalls dachte er weniger an die Geſchichte des Domes als an die ſeiner Seele und der myſtiſchen Bindungen, die er andern Seelen und jener höchſten, an die keiner ohne Erſchütterung denkt, ſchuldig war und zum großen Teil ſchuldig blieb. Nebenher rückte er doch auch ſeine Domgeſchäfte und die Geſchichte des frommen Platzes wieder um einen Schritt näher unter den göttlichen Geſichtspunkt, ein zäher Ringer, der er war, und ging ſo nicht ganz ohne Vorteil für ſeine Lieblingstätigkeit aus der Affäre hervor. Den verdienten Mittagsſchlaf verpaßte er freilich über aller Spekulation, ſo daß er ſpäter beim Tee etwas müde ausſah.

Heinz und Linde waren beide dem Vorgang des Dechanten gerne gefolgt, um dieſen Tiſch, an dem es ihnen ſo wenig wohl war, zu verlaſſen. Mit einem überlegenen Lächeln blieb die Frau allein noch eine Weile ſitzen, horchte prüfend ihren Worten nach, ſuchte ohne Wohlwollen und darum umſonſt, ſich ein wahres Bild von dieſen Menſchen zu machen, verlor darüber ihr Lächeln, ärgerte ſich über die empfangene Abfertigung, dachte mit einer etwas bittern Regung von Eiferſucht an den jungen, blühenden Leutnant und mit Abneigung an das Mädchen und fühlte ſich alles in allem ziemlich einſam mit der Tragik ihres Lebens und ihrer kalten, unfruchtbaren Natur. Unterweilen kam Brigitt herein, um abzuräumen, hochbefriedigt darüber, den ungeliebten Gaſt rechtmäßig mit einer häuslichen Pflichterfüllung aus einer Behaglich-

keit auftreiben zu können. Sie erhob ſofort ein überaus kriegeriſches Geklapper mit Tellern und Gabeln, bewegte ſich breitſpurig ordentlich unter der feinen Naſe der Frau hierhin und dorthin und nahm ihr, ohne viel zu fragen, die Kaffeetaſſe weg, obwohl ſie noch Kaffee darin und die Hand am Löffelchen hatte. Wirklich erſtaunt über ſoviel völkiſche Niedertracht, blickte die Klingſe auf und ſah zur Abwechſlung das rabiate Frauenzimmer wirklich einmal näher an.

„Warum nehmen Sie mir das fort?“ fragte ſie mit hochgezogenen Augenbrauen. „Sie ſehen doch, daß ich noch nicht fertig bin. Warten Sie mit dem Abräumen, bis alle Herrſchaften den Tiſch verlaſſen haben.“

„Die Herrſchaften, was Herrſchaften ſind, haben ihn verlaſſen,“ erwiderte die Haushälterin patzig und räumte weiter.

„Sie werden ja anmaßend,“ wunderte ſich die Geärgerte. „Was ſoll denn das alles heißen?“

Brigitt zog ihr auch das Tiſchtuch unter den Händen fort, ſo daß ſie jetzt am nackten Tiſch ſaß. „Was es eben heißen ſoll.“

„So werde ich mir meine Frage ſelber beantworten,“ erklärte die Klingſe errötend und erhob ſich. „Es heißt, daß Sie der unverſchämteſte Dienſtbolzen ſind, der mir zeit meines Lebens vorgekommen iſt. Man nennt Ihresgleichen bei uns Pfarrerskathel, und man weiß, daß ſolche Rechte, wie Sie ſich anmaßen, allgemein nicht nur durch häusliche Dienſtleiſtungen erworben werden. Aber es wäre beſſer für Sie, wenn Sie die guten Beziehungen zu

Ihrem Herrn nicht in dieſer öffentlichen Weiſe ausnützten.“

Damit ging auch ſie und ließ den alten redlichen Menſchen in einer maßloſen Betroffenheit zurück, in einer Verblüffung, die ſich dann langſam zu ungefaßtem Ärger und zur Wut ſteigerte in dem Tempo, in dem die Magd die Infamie begriff, die ihr geſagt worden war. Daß Brigitt aber zum Begreifen ſo viel Zeit brauchte, war für diesmal das ganze Glück der Klingſe, denn in dieſem Fall hatte ſie ihre Gegnerin unterſchätzt; als aufgeklärte Perſönlichkeit beſaß ſie weder Verſtändnis für menſchliche Ideale noch Reſpekt vor perſönlichem Anſtand.

Um noch einmal vom Nachmittagstee zu ſprechen, ſo ſervierte ihn Brigitt in kochendem Haß und in vollem Bewußtſein der erfahrenen Niedertracht, mit einer tiefen Falte über der redlichen gebogenen Naſe und feſt geſchloſſenen Lippen. Dieſer Handel war nun ganz ausſchließlich ihre Sache wie auch die Abrechnung im Namen der Hausehre und der beſchimpften geiſtlichen Perſon, der ſie diente. Von der landläufigen Verunehrung ihres Standes ſowie von den ſummariſchen Verleumdungen des einſamen, vor Gott geſtellten Mannes hatte ſie ja ſchon zu ihrem Verdruß gehört, und ſie wußte auch, welche Schicht der Geſellſchaft und welche politiſchen Parteien ſich in ſolchen weltläufigen Allgemeinheiten gefallen; aber den Feind im eigenen Haus zu haben, war ihr ein ungeheures Erlebnis, mit dem ſie nicht ſo in der Schnelligkeit fertig zu werden, und deſſen Tragweite ſie auch noch nicht von fern zu überblicken vermochte.

Linde verbrachte dieſen Nachmittag traurig und bedrückt obwohl in Geſellſchaft ihres Geliebten und, das war der einzige Troſt, wenn auch ein kummervoller, denn dieſer Geliebte war zu gewiſſen Zeiten und Teilen auch der Mann ihrer Feindin. Nicht nur, daß ſich das unſelige Weib ſeiner minderwertigen Qualitäten und ſeiner Torheiten bemächtigt hatte, um ihn von dem gottesfürchtigen Umgang zu ſich, der Weltdame, zu ziehen, und noch abgeſehen davon, daß ſie ihm durch ihren Verſtand und ihre geſellſchaftliche Überlegenheit imponierte und geiſtig die geringe Einheit ſtörte, die ſich zwiſchen den jungen Leuten bisher gebildet hatte, machte ſie auch, noch weniger ſichtbar als fühlbar, ganz äußerlich als Weib einen gewiſſen Eindruck auf ihn, dem er ſich nicht zu entziehen vermochte. Sie betraf ihn ſtets mit größerer Scham über Blicken nach gewiſſen Geheimniſſen der Tante, die bei dem Schnitt ihrer Kleider und Bluſen nicht allzu ſtreng verborgen waren, und als er eines Tages ſich über ſeine Vorliebe für Parfüm erklärte, wußte ſie auch, was das zu bedeuten hatte; denn von der Tante ging fortwährend ein feiner, geheim erregender Duft aus. Alles in allem glaubte ſie nicht, daß Heinz ihr an die Gegnerin untreu werden könnte; eine ſolche Niedrigkeit traute ſie ihm mit keinem Gedanken zu. Allein der ganze Einfluß, der von der ſtädtiſchen und äußerlichen Frau auf ihn überging, veränderte ihn wenigſtens zeitweiſe in einer ungünſtigen und für Linde ſchmerzlichen Richtung. Sie ſah deutlich, wie er jedesmal nach einem Zuſammenſein mit der

andern auf einer neuen Seite sozusagen anverdorben zu ihr zurückkam wie ein gefallener oder gedrückter Apfel. Er wurde eitler und gefallsüchtiger, kaufte sich Manschetten und weiße gestärkte Halsringe, die dann sehr kavaliermäßig unter seinem ernsten Armel- und Kragenaufschlag hervorblinkten, dazu feine Handschuhe und Lackstiefel, und die kriegerisch verbeulte Feldmütze vertauschte er mit einer neuen, ganz korrekten und steifstehenden. Daß ihm die vorige kriegerische Abgeschlissenheit viel besser und männlicher gestanden hatte, wußte er nicht, und er glaubte es auch nicht, als es ihm Linde sagte.

Das schlimmste Leiden floß ihr aus dem Gewissen. Es war nicht mehr allein das jener Frau zugefügte und noch nicht wieder gutgemachte Unrecht um das entwendete Buch, das ihr auf der Seele lag, sondern das Schuldgebiet war weit über die von Heinz gezogene Grenze hinausgewachsen, und zwar schon an dem Abend, an dem die bittere Frau auf Lindes bußfertige Einladung leiblich erschienen und von dem bestürzten Mädchen so niederschmetternd abstoßend und auf den ersten Blick unversöhnlich feindlich empfunden worden war. Linde erlebte diesen Mißerfolg wie eine Katastrophe. Es war ihr jetzt klar, daß sie sich im Grund schon damals gegen die Frau um Heinz gewehrt hatte, wenn auch mit törichten und verwerflichen Mitteln; denn anstatt alle frei zu erhalten, hatte sie alle in eine geheimnisvoll drohende Verwicklung gebracht, den Dechanten, die Frau, den Geliebten und am tiefsten sich selbst. Sie meinte daher nicht

mit Unrecht, daß es nötig ſei, Schritte zu unternehmen, um ihre ſittliche Freiheit zurückzugewinnen und zugleich der Leugnerin aller ſeeliſchen und moraliſchen Impulſe die Hoheit des Gewiſſens und das Wirken der lebendigen Seelenkräfte zu beweiſen. Aber dies Mittel erforderte eine ſo übermenſchliche Selbſtüberwindung, daß ſie ſich nicht fähig fühlte, es aus freier Hand anzuwenden, jedenfalls nicht ohne die Hilfe und den innern Beiſtand eines Freundes. Beides ſuchte ſie im Lauf des Nachmittags, müde von allem Denken und von der Bemühung, ihrem Geliebten nicht durch Traurigkeit ſchwer zu fallen, bei ihm ſelber ohne beſondern Mut, nur um einen Verſuch nicht ungewagt zu laſſen.

„Haſt du auch ſchon bemerkt, daß die alte Geſchichte mit dem Buch wieder lebendig geworden iſt und als Geſpenſt umgeht?“ fragte ſie aus einem Schweigen heraus ſchüchtern ihren Freund. „Ich meine nicht die Entwendung an ſich,“ fuhr ſie haſtig fort, als ſie mit einem Streifblick ſein verſtändnisloſes Geſicht bemerkte. „Gewiß, die Tante iſt furchtbar verletzt und will ſich rächen. Und es ſcheint, daß ſie ſehr an ihrem Ehrgeiz leidet. Aber es iſt da noch anderes; ich kann es nicht ſo ſagen. Ich meine, ſollten wir nicht einen — ehrlichen Entſchluß faſſen?“

Heinz ſah immer noch gleich verſtändnislos aus. „Einen Entſchluß faſſen?“ wiederholte er verwundert. „Wir haben über die Sache doch ſchon geſprochen. Ach, du meinſt wohl unſern Vertrag? Aber liebes Kind, das war doch eine Neckerei. Wer wird doch gleich alles ſo tiefgründig nehmen. Du biſt vollkommen freiwillig

meine Freundin geworden; das hat mit der dummen Büchergeſchichte doch nichts zu tun. Fühle dich nur ja in keiner Weiſe gebunden, ich bitte dich. Wir ſind doch erwachſene Leute."

„Ich fühle mich dir gegenüber auch frei," ſagte Linde. „Aber du mußt verſtehen, daß ich dieſer Frau ein Unrecht angetan habe."

„Lieber Gott, doch nicht wiſſend!" ermahnte Heinz wohlmeinend. „Damals warſt du noch ein Kind! Da könnte ich mir ja auch Gedanken machen!"

„Ich wußte ganz genau," kopfſchüttelte Linde. „Ich hatte ein Gewiſſen, und wenn ich dort die Wahrheit geſagt hätte, ſo brauchte ich mich jetzt nicht vor Geſpenſtern zu fürchten."

„Nun, bei der großen Beliebtheit, die ſie ſich damals bei uns erwarb!" erinnerte Heinz mit einem Verſuch, ſie zu erheitern. „Aber was iſt denn ſo Schlimmes geſchehen? Sie hat doch die Sache längſt vergeſſen, ſonſt wäre ſie nicht hier. Na alſo. Obwohl ihr ſie ſicher alle falſch beurteilt," platzte er dann plötzlich heraus. „Sie iſt eine ſehr gebildete und feinſinnige Frau, nur etwas verbittert. Sie wird zu wenig geliebt, wie es ſcheint."

„Gewiß," ſtimmte Linde mit ernſten Augen doch erleichtert zu. „Wir wollen eine offene Ausſprache herbeiführen; vielleicht lernen wir uns dabei verſtehen, und jedenfalls machen wir allen das Herz frei."

„Aber gerne, natürlich," ſagte Heinz lachend. „Es wird einen rechten Spaß geben. Verfluchte Blaſe, die wir auch waren! Laß mich nur machen, ich werde dieſe Sache ſchon einfädeln."

„Vielleicht beſſer nicht," bat Linde, erſchreckt von ſeiner abſoluten Verſtändnisloſigkeit. „Es wird doch nicht gehen. Wir wollen es lieber laſſen. Ich bitte dich. Vielleicht ſpäter. Jedenfalls nicht, bevor wir wieder darüber geredet haben."

„Na — was alſo? In den Kartoffelacker 'rin oder aus dem Kartoffelacker 'raus? Schön. Wenn du nicht willſt, ſo wird eben nicht darüber geſprochen. Ich meine nur —"

„Ich — kann ihren Blick nicht ertragen, nicht einmal in der Vorſtellung," ſuchte ſie zu erklären, verſtummte aber bedrückt und machte auch keinen Verſuch mehr, ihm ihre Empfindung näherzubringen.

„Tja, da muß ich wiederholen, daß du ihr unrecht tuſt," meinte er, ſelber verſchüchtert. „Sie mag ihre Härten haben, aber ein übler Menſch iſt ſie nicht. Wenn man zwei Jahre ſo draußen geweſen iſt und dann mal wieder ins Land ſchneit, ſo hat man für alles Weibliche einen ganz andern Nerv, auch für das Männliche, verſteht ſich. Und da kann ich nur ſagen —"

Er ſprach nicht aus, was er nur ſagen konnte, und auch Linde ließ ein Geſpräch fallen, bei dem ſie bloß Verluſte und Enttäuſchungen erlebte. Gleich darauf klingelte Brigitt zum mehrfach berufenen Nachmittagstee, der ziemlich ſtill und gemeſſen verlief. Nachher belegte die Tante den Soldaten mit Beſchlag, um mit ihm zu muſizieren. Er ſpielte ganz hübſch Klavier, und ſie brauchte ihre dünne Stimme mit Geſchmack; darauf ſpielten ſie vierhändig, womit ſchon manche ſchwere Not begonnen hat. Später ging ſie mit ihm ſpazieren, und er zeigte ihr

die ſchöne Gegend. Zum Nachteſſen erſchien er mit einem Ring ihres verſtorbenen Mannes, den ſie ihm geſchenkt hatte. Als ſpäter unter vier Augen Linde eine Bemerkung darüber machte, meinte er, er wiſſe nicht, was ſie gegen die Frau habe; er könne ſich doch von einer reichen Verwandten, die dazu ihre Patin ſei, etwas ſchenken laſſen. Ob ſie denn an Eiferſucht leide? Sie ſagte, ſie leide nicht, und mußte dafür auch ihre Empfindlichkeit unterdrücken und ihre Trauer verbergen, und er war zufrieden, daß ſie es wieder ſchien.

Fünftes Kapitel

Der Abſchied des Soldaten und der Kampf um ſeine letzten Stunden führt zu überraſchenden Ergebniſſen; faſt alle Leute ſtehen nachher auf einem andern Fleck.

Mit ſolchen und andern Geſchehniſſen ging der Urlaub des Soldaten zu Ende; indem er am Mittwoch zum Kaffeetiſch herunterkam, hatte er bereits ſeinen letzten Tag angebrochen. Linde erwartete ihn mit einem heitern Geſicht und trüben Augen; ſie hatte die Nacht geweint. Heinz ſchnupperte in die Luft, und ſie lächelte.

„Heute gibt's echten Kaffee," ſagte ſie. „Ich verantworte ihn. Und überhaupt einen Tag, wie wir ihn früher gewöhnt waren. Willſt du hören?"

Er wollte, und ſie zählte ihm auf, was ſie für das Abſchiedsfeſt vorbereitet hatte. Er war gerührt und

ſchien nachdenklich, hatte eine dumpf beunruhigte Nacht hinter ſich und war mit dem Tagesgrauen wach geworden wie im Schützengraben; aber geweckt hatte ihn nicht ein Kanonenſchuß ſondern der Gedanke an Linde und den Abſchied. Er konnte noch zu ihr ſagen: „Wir gehen nachher zum letztenmal zur Warte hinaus!“ da trat die Tante ein, und gleich erſchien auch der Dechant. Die Klingſe hatte ebenfalls ſchlecht geſchlafen; ſie zeigte dunkle Ränder unter den Augen und ſchien ſo mit ſich und ihren Gedanken beſchäftigt, daß ſie nicht einmal einen Laut über den echten Kaffee verlor und über die Butter, die heute auf dem Tiſch ſtand. Sie zeigte ſich jedem guten Wort zugänglich, gab freundliche Antworten, ſtellte unverfängliche, teilnehmende Fragen und ſchien alles in allem ſo weich, wie ſie hier noch niemand geſehen hatte. Dazu trug ſie einen blauſeidenen, ſilbergeſtickten Kimono, den ſie noch nie angehabt hatte, und der ihr ſehr gut ſtand. Sogar der Dechant mußte innerlich zugeben, daß ſie immer noch ihre Stärken hatte mit dem weißen ſchlanken Hals, dem ſäuberlich modellierten Anſatz in den zarten Brüſſeler Spitzen, den feinen Armen und dem delikaten rötlichen Haar. Freilich gab er nicht eine Strähne von Lindes blonden Zöpfen dafür her, und dieſer Meinung war ſchließlich Heinz auch, wenn denn ſchon unterſchieden ſein mußte; ſonſt war er mehr dafür, jede in ihrer Art zu nehmen. Obgleich er eben mit ſeiner jungen Freundin ein zärtliches Rendezvous ausgemacht hatte, verlor er doch immer wieder die Augen an die weltbedeutende Dame im Morgenkleid, und außerordentlich beſchäftigte ihn ihr

goldenes Armband am Handgelenk, das ſie auch noch nicht getragen, ſowie das lange grüne Ohrgehäng, das ſie zur Feier des Tages vorgenommen hatte. Mit einem Wort, Heinz konnte nun ſehen, was es mit einer ausgewachſenen Frau auf ſich hatte, und er ſah alles, was es zu ſehen gab; übermäßige Zurückhaltung war ſeine Sache ohnehin nicht.

Darüber hinaus lagen ihm noch die Träume dieſer Nacht in den Knochen. Er hatte ſich ſelber ſterbend „auf blutiger Wahlſtatt" — dieſe Worte tönten ihm unausgeſetzt in den Ohren — liegen geſehen und war darum traurig und etwas tiefſinnig. Für eine ſolche Gemütsverfaſſung ſchien ihm Linde eher der geeignete Umgang zu ſein als die überlegene und ungläubige Frau, und darum kehrte er von ſeinen Augenausflügen immer reuig zu ſeiner ſtillen Freundin zurück. So ging er auch nach dem Frühſtück verabredetermaßen redlich mit ihr ſpazieren, und Bob durfte mit. Der Dechant hatte noch angezeigt, daß heute nachmittag um Fünf die neuaufgeſtellte Orgel probiert werde, und zwar durch einen bekannten Organiſten aus Köln; wer ſich dafür intereſſiere, möge ſich einfinden. Es intereſſierten ſich alle, ſogar Bob wedelte erfreut mit ſeinem kurzen Schwanz, und das Ereignis wurde zu einem Programmpunkt des Tages gemacht.

Dieſen etwas bedeckten aber gnädigen Vormittag benützten die Liebenden dazu, noch einmal alle Dinge zu nennen und redend lebendig zu machen, die ihnen wert und lieb waren. Jedes ſprach gütig und rein die innern Vorzüge des andern an und auch das, was ihm

an ſeinem Äußern die Sinne bewegte und die Gedanken mit Freude erfüllte. Was ſie verſchweigen mußten, das zitterte deſto kühner als Sehnſucht in ihnen. Sie wandelten dahin, glaubend und hoffend als zwei edle Kinder der Erde, an denen keine Falſchheit war, und die ſich ſo treu und in der Hand des natürlichen Gottes geborgen fühlten, daß ſie nichts ſahen, was ihnen nicht erlaubt geweſen wäre, nicht weil ſie nun als kleine Frevler mit ſchlauer Logik die Hände nach verbotenem Gut ausgeſtreckt hätten, ſondern weil ſie annoch wirklich nur nach Erlaubtem begierig ausblickten, und darin ſich vor dem anrückenden Abſchiedsweh bargen. Sie machten ſich die Erde zum Bild, in dem ſie ſicher von ihrer Treue umrahmt nebeneinander ſtehen, und den Himmel zur Melodie, die ſie einander aus jeder Ferne zuſingen wollten. Heinz war ganz offen, ganz kinderreich und hörte und ſprach mit feſtlich erregten Organen. Er verſtand das meiſte und glaubte alles, was ſie ſprach, und was er ſagte, das hatte Hand und Fuß und konnte ſich in ziemlich guter Geſellſchaft bewegen. Er vergaß, was ihn ſonſt dumm und ledern machte, die Klingſe, die moderne Zeit, ſogar den Schützengrabenjargon, und war dieſen Morgen wirklich nur Lindes frommer und ſanfter Geliebter, ein innerlich wohlgewachſener junger Mann ohne jede Eitelkeit, dem die nahende Trennung von ſeiner Geliebten ſchwer zu ſchaffen gab, und der mit Sorge bemerkte, wie die ſilbernen und goldenen Fäden ſchon ſich zum Zerreißen anſtrafften. Die ſtill gewordene, kühle Flur ſagte ihm Lebewohl. Die Türme ſagten ihm Lebewohl. Das

Tal, die Wälder, der Fluß, der Kalvarienberg drüben mit ſeinen Leidensſtationen, das Geläute des weidenden Viehs, alles ſagte ihm gläubig und heimatlich Lebewohl. Nur einmal hörte er die Klingſe ſagen: „Du mußt wieder dein Leben für uns einſetzen," und das Wort klang ihm ſchlecht, er wußte nicht warum. Dann wandelte es ſich ihm zur Unruhe, weil er den Tod darin ahnte, und mit dem ganzen Gefühl drängte er ſich noch näher an den Menſchen, der ihm und dem er in dieſen Stunden alles war, Beſitz und Zuflucht, Verheißung und Erfüllung. Von ſo viel Wärme und kindlich-männlicher ernſter Hingabe überwältigt, verlor Linde auf eine kurze Zeit die mühſam beherrſchte Faſſung und lag ihm wortlos weinend an der Bruſt, aber als ſie ſich wieder aufrichtete, lächelte ſie ihm erneuert zu, und das war der Höhepunkt ihres Jungfrauenlebens, auf dem ſie das Frauenleben begriff und es auf eine keuſche, zagende Weiſe, aber unwiderſtehlich begann. Die höchſte geſellige Leiſtung des liebenden Weibes für den Mann und zugleich ſeine Beſtätigung durch ſie iſt die Kameradſchaft, und vom Kameraden fühlte Linde von dieſem Augenblick an viel in ſich. Auch Heinz fühlte es, und es ſteigerte ſeine Achtung für ſie und ſein Gefühl von ihren Werten, die ſich immer noch aus ſich ſelber ſummierten. Er merkte wieder einmal, daß ſie mit der Ausſtrahlung und Befreiung ihrer Kräfte noch lange nicht zu Ende war, und das erfüllte ihn ebenſo mit Bewunderung als mit Erſtaunen, denn bisher hatte er von deren Vorhandenſein im Weib noch nichts bemerkt, auch nicht durch ſeine Kameraden im Schützen-

graben gehört. Darunter hin ſchämte er ſich ein wenig, aber es tat ihm wohl, weil ihn das Gefühl letzten Endes reicher machte, und weil er davon gleich wieder in der Form von neuen Liebesbeweiſen mitteilen durfte, ohne über deren Herkunft Rechenſchaft geben zu müſſen. Mit der Seele zweier Liebenden verhält es ſich ohnehin wie mit den beiden klingenden Perſonen der Terz, die ſingend und anſchauend und immer neue Melodien bildend durch das weite ſchöne Tonreich wandeln und zu keinem Ende kommen.

Bob ſuchte in der Zeit Mäuſe, kam ab und zu fragen, ob es nicht bald wieder weiter gehe, und als Linde weinte, ſtand er plötzlich dicht vor Heinz und ſah ihn mit dem einen Auge ſehr aufmerkſam und prüfend an.

Indeſſen kam doch dieſer gütige Vormittag mit allem Frieden zum Ende, als die Mittagsglocken in der Stadt und in den Dörfern zu läuten anhoben. Noch einmal umarmten ſie einander herzlich und voll von jenen bräutlichen Gefühlen, die mit den Begriffen Unendlichkeit und Ewigkeit und mit allen göttlichen Geheimniſſen unzertrennlich ſind, in der Meinung, für ſie beide nun ein unzerſtörbares Abſchiedsmal aufgerichtet zu haben, an deſſen großherziger Endgültigkeit bis zum Wiederſehen niemand etwas verändern konnte, kein Menſch und kein Geiſt, wenn er mit noch ſo großen Gewalten ausgeſtattet war, denn das fromme Herz iſt unbeſiegbar, ſolang es unbeſiegt bleiben will. Unterwegs ſchenkte ein Bauer Linde einen wunderſchönen Apfel von einem ganz ſeltenen Baum, und als er hörte, daß Heinz wieder ins Feld mußte, ſchenkte er auch ihm einen, obwohl

der ganze Baum bloß drei getragen hatte. Beide dachten ganz unwillkürlich: „Der dritte gehört dem Tod!" Aber keins ſprach den Gedanken aus.

Der Dechant, der heute einmal nicht in ſeinem Getrümmer ſteckte ſondern ſich mit ein paar aufgefundenen alten Kirchenſchmökern hinter ſeinen Schreibtiſch verſchanzt hatte, konnte ſich den ganzen Morgen nicht helfen: er mußte ſich immer auf das Mittageſſen freuen, wenn ihm ein Windchen den guten Duft aus der Küche in die Naſe trug, dergleichen er ſeit zwei Wochen nicht mehr gerochen hatte, nämlich ſeitdem die Klingſe im Haus den Ton angab. Von Heinz war zu den urſprünglichen acht Tagen immer noch einer zugeſetzt worden, ſo daß er ſchließlich gegen die erſte Abſicht ſeinen ganzen Urlaub im Pfarrhaus verbracht hatte. Immerhin war auch dem Dechanten der Grund dazu nicht verborgen geblieben und hatte ihm gelegentlich zu denken gegeben. Auch heute, wenn ihm nicht gerade der Mund wäſſerte, gingen ſeine Gedanken hinter den jungen Leuten her, und er erkannte von ungefähr die Notwendigkeit, mit Heinz noch ein allgemeines ernſteres Wort zu reden, ehe er wieder in ſeinen Schützengraben zurückkehrte, damit er nicht ganz ohne ein geiſtliches Gaſtgeſchenk ſchied. Indeſſen kamen die beiden eilfertig an, als bereits aufgetragen wurde, und das Geſpräch mußte mindeſtens bis nach dem Braten und Wein verſchoben werden.

Brigitt ſtrahlte ſozuſagen auf eine grimmige Art, denn da ſie wieder einmal anſtändig kochen durfte, ſo zeigte ſie nun auch, was es mit einer chriſtlichen heſſiſchen

Pfarrküche auf ſich hat, im Gegenſatz zu einem magern norddeutſchen Hungertiſch. Es troff alles von Butter und gewürzigen Wohlgerüchen, und außerdem hatte ſie gleich für acht Tage im Vorrat gekocht und gebraten, denn um ihre heutige Beſcherung aufzueſſen, war mindeſtens eine Schulklaſſe oder ein gefüllter Schützengraben nötig. Es gab erſtlich Aſchen, einen charaktervollen, ſchneefriſchen Flußfiſch, dann Reh, wovon Brigitt zwei Schlegel und einen Rücken, alſo beinahe das ganze Tier, angeſchafft hatte, weil es für Linde zum bekömmlichſten Fleiſch gehörte, und in Gottes Namen noch gebratene Gans, obwohl es dafür ein bißchen zu früh war, aber was man hatte, das hatte man, und man hatte zweie. In die Küche war heute außer ihr den ganzen Vormittag keine Menſchenſeele gekommen; ſo wußte auch niemand, wie ſie es fertig gebracht hatte, auf einem Herd und mit nur zwei Händen Aſchen zu kochen, Rehſchlegel zu ſchmoren und Gänſe zu braten, der Suppe nicht zu vergeſſen, des Sauerkrauts und der Kartoffeln, ſowie der Maronen und der Äpfel, mit denen die eine Gans gefüllt war, und der Sauce, die auch gemacht ſein wollte. Und daneben hatte das gute begeiſterte Tier noch zwei Dauerkuchen gebacken aus wirklichem Weizenmehl, wirklichen Eiern und der beſten Butter, die zu haben war, alles echte Ware und alles auf Wochen haltbar. Nun mochte jeder eſſen, was er konnte, den Reſt wollte ſie nach dem Ratſchluß ihrer Liebe verwalten. Und da doch heute der Tag der Erlaubnis war, hatte ſie weiße Semmeln zum Nachmittag beſtellt in der Erwartung, daß ſie ihren Leuten auch morgen früh

bekommen würden; Semmeln frisch zu halten verstand sie aber wie keine. Zum Nachtessen hatte sie noch einmal eine besondere Mine gegraben und sie reichlich mit Schinken und Würsten geladen; ein paar Hühner lagen auch drin. Eigentlich hätte sie einen Anbau an das Pfarrhaus benötigt, aber sie wußte im Keller und auf dem Boden noch viel gewissere Unterkünfte. Und über dem ganzen Krieg kam sie so in Schwung und Begeisterung, daß sie schwor, von heute ab überhaupt wieder ihren Stil zu kochen, und wenn Linde sie auf den Knien bat, der Klingse zu gehorchen. Es sollte nichts mehr gehorcht sondern gebraten und geschmort werden, wie es die zarten herrschaftlichen Mägen verlangten, und wie es die Pflichten geboten, die sie von Gott gegen diese übernommen hatte.

Die weiche Stimmung der Klingse hielt an und steigerte sich beinahe bis zur Träumerei. Sie begann sogar aus ihrem Leben zu erzählen, von ihrem verstorbenen Mann, wie berühmt er gewesen sei, und was für Honorare er genommen habe. Einmal war die Rede davon, daß vor ihrem Landhaus eigentlich die Bäume etwas die Aussicht hinderten, besonders eine schöne hohe alte Tanne, die vor den Fenstern des Wohnzimmers stand. O, die stehe längst nicht mehr da, erzählte sie mit einem leichten Lächeln ihrer dünnen Lippen. Nachdem sie lang genug mit ihrem Mann darum gezankt habe, daß der Gärtner sie schlagen solle, habe sie sie heimlich vergiften lassen, immer eine Wurzel nach der andern, bis dann der Baum scheinbar von selber eingegangen sei. Später war die Rede von einem Nach-

barhund, der nächtens manchmal etwas Lärm gemacht hatte, aber ſonſt ein ſehr hübſches, kluges Tier geweſen war. „Ach, ihr meint den Neger?“ erinnerte ſie ſich angeregt. „Der lebt nicht mehr. Erſt war er zu meiner großen Freude blind und taub geworden, und dann mußte man ihn natürlich abtun.“ Man ſagte nicht viel zu dieſen Nachrichten, aber Linde ging jedes Wort davon wie ein Meſſer durch's Herz, ſo daß ſie eine ganze Zeitlang die Freude am ſchönen Eſſen und dem guten Wein verlor und nur an ihrer Angſt vor dieſem Weib würgte. Heinz lachte ein bißchen über die in einem trockenen, humoriſtiſchen Ton vorgetragenen Berichte, wurde aber gleich darauf verlegen und ſah ſchuldbewußt und abbittend nach Linde. Der Dechant ſagte nur: „Schade um den ſchönen Baum!“ und: „Der arme Kerl! Hoffentlich iſt ihm der Tod nicht zu ſchwer geworden!“ „Was weiß ich davon!“ achſelzuckte ſie gutgelaunt. „Ich denke, man hat ihn erſchoſſen. Mir hat er ſechs Jahre lang das Leben ſchwer gemacht.“

Darauf wandte ſie ſich wieder dem Thema des Tages zu und fing aus dem Gefühl des Abſchieds an, Geſchichten zu erzählen, die ſich in ihrer Geſellſchaft zugetragen hatten; die meiſten handelten von Soldaten, die aus dem Urlaub wieder in den Schützengraben zurückgekehrt und gleich am erſten Tag von der tödlichen Kugel ereilt oder von einem Granatſplitter erfaßt worden waren, ſo daß man beinahe von einem Geſetz reden könne. Einer ſtehe zwei Jahre im Feld und es paſſiere ihm nichts; dann bekomme er einen kurzen Urlaub, und es ſei um ihn geſchehen. Überhaupt, um aus einem guten

Soldaten einen ſchlechten zu machen, ſei ein Urlaub das beſte Mittel; nachher könne man mit Menſchen auf lange Zeit hinaus nichts mehr anfangen, die früher ganz ſichere Leute geweſen ſeien, beſonders wenn ſie etwa eine Liebe zurückgelaſſen hätten. Heinz werde das beſtätigen können. Indem ſie dabei an ihre Einſamkeit dachte, richtete ſie auf Heinz einen ſchweren, dunkeln, begehrlichen Blick, unter dem er errötete und der mit ſeiner ehrgeizigen Selbſtheit Linde beinahe aufſchreien machte. Heinz beſtätigte alles, auch jenes unheimliche Geſetz, obgleich ihm ſehr wenig wohl dabei war. In dieſer Weiſe fuhr ſie wohlunterhalten und befriedigt fort, das Opfer zu bekränzen, und je mehr es zum Opfer wurde, um ſo gegenwärtiger entfachte ſich in ihr jene eiskalte Leidenſchaftlichkeit, vor der Linde zitterte, und von welcher ſich der Soldat unwiderſtehlich angezogen fühlte wie nach der Sage der kleine Vogel, der in den Blick der Schlange gerät. Und da waren auch alle Mittel des Dechanten, das Geſpräch und die Aufmerkſamkeit auf andre Dinge zu lenken, umſonſt, zumal es ihr immer wieder gelang, in Heinz die Luſt am Prahlen zu wecken, wodurch ſie ihn zu ihrem Helfershelfer machte. Als der Dechant endlich im Anblick der Leiden, denen Linde beinahe erlag, geradezu eingriff und ſagte, man wolle doch von andern Dingen ſprechen, es ſei noch früh genug, daran zu denken, wenn Heinz wieder draußen im Feuer ſtehe, antwortete ſie mit gerechter Verwunderung:

„Aber warum? Ihr hört doch, daß Heinz ſelber ſehr gern davon ſpricht. Er iſt Soldat mit Leib und Seele, und wenn ihm das Thema gefällt, ſo werden wir's

wohl auch ertragen können, die wir nicht hinaus müſſen, um unſer Leben für die Daheimgebliebenen einzuſetzen. Iſt's nicht ſo, Heinz?"

Der Heroismus verlangte es, daß Heinz zuſtimmte, aber von dem ſchönen Mahl hatte niemand den erhofften Genuß. Die Männer tranken in ihrer innerlichen Erregung um ſo mehr, und ſogar Linde, als ſie das Mittel der Zuflucht erkannte, das jene anwandten, gab ihr Glas immer öfter und williger zu einem gütig gemeinten ſtillen Anſtoßen nach rechts und nach links her, ſo daß bei aufgehobener Tafel außer der Klingſe alle etwas von Wein und Traurigkeit angetrunken waren und keinen Gegenſtand mehr ſicher vor den Augen hatten.

Der Dechant und Linde mußten notwendig ſchlafen gehen, beſonders dieſe, die ſonſt kraftlos hingeſunken wäre, aber den Soldaten nahm die Klingſe an ſich; ſie hatte nicht mehr ſo viel Zeit, daß ſie welche davon verſchlafen oder ihn verſchlafen laſſen wollte, ſo herzlich gern er's getan hätte, denn er war vom Abſchied ganz unterhöhlt und ſchwer von Müdigkeit und Alkohol, ſo daß er jeden Moment einzubrechen fürchtete. Aber Mitleid gehörte nicht zu ihren Trieben, und ſo mußte er im Salon, wohin ſie ihn mitnahm, zuerſt von ſeinem Leben und ſeinen Liebſchaften erzählen, ob er wollte oder nicht, beſonders von den letzteren, und für eine Zeitlang kam er richtig wieder ins Schleudern und Prahlen. Sie legte ihm nahe, was für ein liebreizender Kerl er und was für eine ganz ſelbſtverſtändliche Sache es ſei, daß einſame Frauen nach hübſchen jungen Män-

nern von ſeinem Schlag ausſähen. Ob er ſchon reifere Frauen geliebt habe? Nein, die kannte er noch nicht. Nun, dann ſei es Zeit dazu, daß er ſie kennen lerne; die beſäßen beſondere Mittel, aus einem Jüngling einen Mann zu machen, und wendeten ſie nirgends lieber an, als bei ſo idealiſtiſch angelegten Naturen.

Die idealiſtiſche Natur war ihr Stockernſt, und er hielt ſich aufrichtig ſelber für eine; aber für diesmal hing ſie ihm eng mit Linde zuſammen, und an dieſe hielt er ſich auch getreu und noch faſt ganz ſo warm, wie er von ihr kam. Inzwiſchen glitt ihm auch von ſeiner Prahlerei ein öder Geſchmack auf die Zunge; ſie wurde ihm mit dem ganzen dargeſtellten Treiben ſchal, und ſchließlich ſchlief er beinahe ein. Da wünſchte ſich die Klingſe von ihm, daß er ihr Soldatenlieder ſinge; er ſolle ſich dazu auf dem Klavier begleiten. Er wandte ein, daß man die Leute im Mittagsſchlaf ſtören werde. „Wenn du meinſt," ſagte ſie und ſtreckte das ſpitze Kinn vor. Da ſetzte er ſich hin und fing an zu ſingen von den Vöglein im Walde und der Heimat, in der es ein Wiederſehen gibt, von dem Mädchen, das ſeine Tränen trocknen ſoll, weil ja nicht jede Kugel trifft, von den deutſchen Soldaten, die alle gut ſchießen, und vor denen ſich das Franzoſenblut hüten ſoll, und was ſonſt ſo gegenwärtig auf Märſchen und in den Quartieren ſang und klang. In der Ecke gegenüber, ihm gut im Geſichtsfeld, ſaß die Klingſe mit übergeſchlagenen Beinen und in dünnen grauſeidenen Strümpfen. Ihm war, er wußte nicht wie. Die Lieder regten ihn auf, wie ſie es noch nie getan hatten. Gefahr und Liebe, Unſchuld und Blut-

vergießen, Verlockung und Tod, alles floß ihm zuſammen zu einem rotblühenden Rauſch des jungen Blutes, auf deſſen Grund ſich in großer Beſtimmtheit eine laſtende, dunkle Traurigkeit ausbreitete, welche die Berufung zu haben ſchien, ſein Heiligſtes vor Beſudelung zu bewahren. Die Einſicht davon erſchreckte ihn ebenſoviel, als ſie ihn beruhigte. Manchmal war es ihm, als ob er um ſein Leben und dann wieder, als ob er bloß für Linde ſänge, die jetzt vielleicht droben in ihrem Zimmer weinend auf ihrem Bettchen lag und alles auf ſich bezog, wenn ſie ſich auch wunderte, daß er ihr damit den Schlaf raubte, aber wahrſcheinlich dachte ſie, daß er es vor Traurigkeit nicht aushalte.

Nach einiger Zeit merkte zwar die Klingſe, daß er aus dem aufgeforderten Singen ins leidenſchaftliche gekommen war, aber ſie ließ ihn dabei, weil ſie wohl fühlte, wie mit jedem neuen Lied auch ſeine innerliche Ratloſigkeit zunahm. Er ſang und ſpielte ſich ihr ſelber in die Hände; je weniger er die Empfindung hatte, von ihr ergriffen zu ſein, deſto freier bewegte er ſich dahin, wohin ſie ihn haben wollte, in ihre dünnen Arme und an ihr bitteres heißes Herz. Vorläufig erfüllte er ſich in ſeinem offenen, vom Abſchied erregten Zuſtand immer höher mit ihrem gepflegten Frauenweſen, ihrem Parfüm, ihrem Seidenglanz, dem Schimmern ihrer Spitzen und dem Blitzen ihrer ſündigen Steine. Sie ſelber ſaß mitten darin wie eine Spinne in ihrem Netz, ruhig und kühl lächelnd, und wartete auf ihre Stunde, die jetzt noch nicht ſchlug. Sie brachte es ſogar fertig, ihn, als er endlich ſchwieg, ohne vom Klavier aufzu-

ſtehen, auf ſein Zimmer zu ſchicken, um noch etwas zu ſchlafen. „Riegle dich ein, daß dich niemand ſtiehlt," ſagte ſie lächelnd.

„Mich ſtiehlt niemand," erwiderte er erhitzt und etwas wirr. „Und einriegeln, das iſt nicht für einen Soldaten," ſetzte er mit einem Verſuch, zu ſcherzen, noch hinzu.

„Ja, es iſt auch nicht," ſtimmte ſie bei, indem ſie ihn mit einem prüfenden Blick betrachtete. „Aber ſieh zu, daß du nicht einmal unerwarteten Beſuch bekommſt!" Ein zweifelhaftes und etwas verlaſſenes Lächeln begleitete dieſe Worte, und das war der Eindruck, mit dem Heinz ſie für diesmal verließ. Zum Schlafen ließ ihn ſein inneres Feuer freilich nicht kommen.

Linde lag genau ſo, wie Heinz ſich dichteriſch vorgeſtellt hatte, nämlich weinend, auf ihrem Bett, bloß daß ſie die Lieder nicht als eine Huldigung an ſich betrachtete. Sobald er begann, wußte ſie, daß er für die Feindin ſang, und ſie hörte auch im Fernern die Wärme, in die er ſich hinein muſizierte und vielleicht nicht nur muſizierte. Dann griff ihr auch der Inhalt der Lieder, unter ſolchen Umſtänden geſungen, doppelt ans Herz, denn jedes ſprach von Gefahren und hatte den Tod vor Augen, und alle miteinander waren geradeſo tiefſinnig und voll naiven Selbſtgefallens wie die erſchütternden Menſchen, die ſie ſangen. Sie ſah wieder alle Sicherheit wanken, die ſie heute aufgerichtet zu haben glaubte, und ahnte zum erſtenmal, daß ſie, um den Geliebten endgültig dem ſchlimmen und verderblichen Einfluß zu entreißen, vielleicht ein viel verwegene-

res und entſcheidenderes Mittel gebrauchen müſſe, als es Küſſe und Liebesworte waren; wenn ſie nicht ſeine Natur beſaß, ſo beſaß ſie wenig von ihm. Ein Mädchen ihres Schlages, dem dergleichen klar wird, iſt vielleicht nicht ſo entſetzt, wie manche denken, weil es entſchloſſener iſt, als es wohl den Anſchein erweckt, aber auch ſchwermütiger, als ſich irgendein Menſch vorſtellen kann, nicht wegen ſeiner ſondern wegen des andern, den es ſtändig mit Liebe und Mitleid umgibt, und deſſen menſchlich-göttliche Geſamtheit es keinen Augenblick aus den Augen verliert. Will es für den Geliebten um ſeines irdiſchen Glückes willen gern Seele ſein, ſo wird es auch nicht auf die Dauer zaudern, für ihn Leib zu werden, wenn es hoffen kann, damit ſein Unſterbliches zu erobern. Daß dieſem kühnen Gedanken ſeine geſunde ſinnliche Ausſtrahlung, ihr eigenes paſſioniertes Wohlgefallen an dem Mann und das Abſchiedsleid auf weite Strecken vorgearbeitet hatten, wurde ihr dann wieder nicht klar, und das war der holde Sophismus daran, den ihr Gott wohl in dem Augenblick verzieh, in dem ſie ihn beging.

Zum Tee erſchienen alle ein bißchen verkatert und mit trockenem, ſehr dürſtendem Gaumen und die jungen Leute mit trüben Augen, die einander ſchüchtern und mit tiefer drängendem Blick als ſonſt, beinahe ein wenig wühlend, ſuchten, weil beide in der Notwendigkeit waren, um ihre Liebe nun ſchon aufs äußerſte zu kämpfen. Der Organiſt, der inzwiſchen angekommen war, ſaß mit zu Tiſch und war nebenbei ein guter, kindlicher Menſch, der allen wohltat. Weil die Klingſe ihn als eine Autorität kannte, ſtellte ſie ſich mit ihm auf gleich

und gleich und ſuchte es ſo einzurichten, daß die andern daneben als Leutchen zweiter Wichtigkeit erſchienen. Da es dem Organiſten an jeder geſellſchaftlichen Übung fehlte, war er dagegen machtlos; je mehr wohlgemeinte aber ungeſchickte Verſuche er unternahm, den Ring von Autorität zu durchbrechen, in den ſie ihn ſchmiedete, deſto ſchlimmer machte er nur die Sache, und deſto mehr glänzte ſie neben ihm mit ihren muſikaliſchen Kenntniſſen. Sie gehörte zu jener Sorte von Geſellſchaftsweibern, die ſich mit Zielbewußtſein und Beharrlichkeit auf irgendein Bildungsgebiet oder auf zweie werfen, um dort zu lernen, was zu lernen iſt, und mit ihren Wiſſenſchaften nachher über die Laien zu herrſchen und bei den Wiſſenden zu thronen. So hatte ſich die Klingſe in die Muſiktheorie gründlich eingearbeitet, und ihr zweites Gebiet war die Literaturgeſchichte. Da ſie den nötigen Ehrgeiz beſaß und nicht dumm war, gelang es ihr immer, den Eindruck einer muſikaliſch und literariſch tiefgebildeten Frau zu machen, obwohl ſie im Grund ganz unmuſikaliſch war, und dem Leben der andern viel zu teilnahmlos gegenüberſtand, um Sinn und Herz für Dichtung zu haben. Aber ſie beſaß für alles die Theorie und war daher ſattelfeſt.

Dem Leutnant imponierte ſie ſehr, und er wurde von ihr als ebenfalls muſikaliſcher Menſch mehrmals ausgezeichnet, ſo daß er ſich ſchließlich auch ſelber ein bißchen wichtig vorkam; denn ſie drehte es mit großem Geſchick ſo, daß er bedeutende Dinge geſagt hatte, die ihm nie in den Sinn gekommen waren. So geſellig belebt, und die es nicht waren, wenigſtens durch

den Tee etwas aufgefriſcht, begab man ſich zur Orgelprobe ins Münſter hinüber. Der Organiſt ließ es durch alle Regiſter laufen, brauſen, ſäuſeln, weinen, erhaben ſchreiten und liebreich aufſchweben, und wenn man meinte, die Erſcheinungen hätten ſich im Blau verloren, ſo ſanken ſie auf ſichern Engelsflügeln wieder herab. Nun merkte Heinz wohl, daß das eine andere Art von Muſik war, als die er wohlgeartet ſo vortrug, um Damen zu beſtricken; das waren Töne und Klänge, denen Gott zuhörte, und er fühlte ſich ziemlich unbedeutend und alltäglich. Mit dieſem beſcheidenen Gefühl hätte er gern Zuflucht bei Linde geſucht, aber die Klingſe ließ ihn nicht aus der Kur, ſondern nahm ihn mit auf die Orgelempore, um ihm auch dort mit Bedeutung angetan zu erſcheinen. Als der kindliche Meiſter ſich für's erſte ausgetobt und ausgeſpielt hatte, bat ſie ſich für ein Weilchen ſeinen Platz aus, den er ihr etwas verblüfft überließ. Da zeigte es ſich, daß ſie auch über die Orgel Beſcheid wußte. Sie hatte nicht umſonſt in jeder Sommerfriſche die Dorforgeln geſchunden und den Einwohnern Konzerte gegeben. Heinz ſperrte nun wirklich Mund und Augen auf, und der Organiſt brummelte einmal verwundert: „Schau mal an, ſo ein Beſen!“ Da ſie ein eiſernes Gedächtnis beſaß, brachte ſie auch etwas Richtiges vor ſich, wenigſtens hörte es ſich danach an, aber der kleine Herr aus Köln hatte bald heraus, wo es bei ihr haperte. Sie ſpielte wie eine wohlunterrichtete, feinſinnige Schreibmaſchinendame, ſaß aber darüber mit einer Gebärde, wie man ſie auf gewiſſen Bildern der heiligen Cäcilia ſieht, und daraus war ſie auch bewußt

übernommen. Dem Leutnant, der von allem natürlich nichts merkte und wußte, ging ſie doch wieder ſehr auf die Phantaſie, und er dachte, daß ein Mann mit einem ſolchen glänzenden, kühnen und überall zuſtändigen Stück von Weib gut bedient ſein müſſe; nur jünger und etwas milder wünſchte er ſich die ſeine, aber die Richtung leuchtete ihm hölliſch ein.

„Nun, Meiſterchen, was ſagen Sie mir zu meinem Orgelſpiel?“ fragte ſie den kleinen Herrn, als ſie das letzte Stück ordentlich hatte ausbrauſen laſſen. Heinz lief es noch kalt den Rücken hinunter wegen ihrer Größe. Sie hatte ſich auf dem Orgelbock nach dem Organiſten herumgedreht und ſah, die Hände gemächlich zwiſchen den Knien, jovial zu ihm hinunter.

„Ganz ordentlich! Ganz brav!“ kicherte der berühmte Mann, indem er ſeine Brillengläſer putzte. „Sie haben Gedächtnis, da hilft nun nichts. Und die Regiſter — na ja, ſie laſſen ſich ja gerne ziehen. Dafür ſind ſie auch da, die Regiſter, nicht wahr. Tja. Aber meine Gnädige, das Orgelſpiel, das fängt mit dem Pedal an. Sonſt iſt's eben Harmonium.“

Die Klingſe nahm die Hände zwiſchen den Knien heraus und legte ſie neben ſich auf den Bock. „Das können Sie von einer Dame nicht verlangen!“ ſagte ſie etwas ſpitz und ſchob das Kinn vor. Dann glitt ſie vom Bock herab und ließ den kichernden Herrn mit ſeiner Brille ſtehen. Der lachte über dieſe Antwort noch etwas lauter, putzte die Brille zu Ende, ſetzte ſie auf die ſtarke, gebogene Naſe, ſchwang ſich wieder auf den Bock, und ließ nun zunächſt einmal eine ganze Weile die Pedale

brummen, daß die Kirchenmauern zitterten. Dann ſtellte er obendrauf eine Manualſtimme, nach einiger Zeit wieder eine, und ſchließlich eine dritte, fing an zu weben und zu ſchweben, immer über dem unabänderlichen Pedalgang, und als alles fertig war, ſo war's ein Orgelſatz, wie ihn Bach nie beſſer geſchrieben hatte, aber er hatte ihn immerhin geſchrieben, und er klang auch in einem katholiſchen Münſter von einer katholiſchen Orgel ſo herzbewegend, daß Linde beinahe den Atem darüber verlor; aber ſie hatte heute überhaupt nicht viel. Es gibt religiöſe Erſcheinungen unter der Sonne, die weder proteſtantiſch noch katholiſch ſind ſondern der weiten tiefen Menſchheit entſpringen, wie ein Strom der lebendig wirkenden Erde, die ihn vom Himmel hat, und dann gibt es noch einige, die als Erzengel Tag und Nacht dienend vor dem alleinigen Gott ſtehen. Wer will dort kommen und ſagen: „Ich bin nämlich proteſtantiſch?" oder: „Ich möchte nur daran erinnern, daß ich gut katholiſch — ich meine —" „Da kannſt nun nix machen, Bach bleibt Bach!" murmelte der kleine Herr zwiſchen den Zähnen und lächelte beglückt. Und der Dechant ſaß in einer Bank und machte ſich Gedanken über eine einige, ſtarke, fromme deutſche Nationalkirche. Aber er kam nicht zu Schlag damit; beizeiten erhob ſich vor ſeinen Augen der warnende Finger Roms. Linde blickte aus großen, ganz trockenen Augen ins Weite und ſah merkwürdig reif aus. Die Klingſe ging, muſikaliſch völlig unintereſſiert, die Glasmalereien betrachtend von einem Fenſter zum andern. Und Heinz ſtand vorn in der Kirche, wo ihn die Klingſe hatte ſtehen

laſſen, und wußte auf einmal nicht mehr, wo er hinge-hörte. Es war ihm nicht entgangen, daß der kleine Herr ihr moraliſch ein wenig auf die Achſeln geklopft hatte, aber andrerſeits mußte er ihr darin recht geben, daß man das von einer Dame auch nicht verlangen konnte. Darüber hinaus ergriff ihn die Einſamkeit, die ſich mit ihrer unzufriedenen Geſtalt überall hinbewegte, und fand er in ihrer Abſonderung etwas ſo Drohendes, daß er nicht wagte, zu Linde zu gehen, obwohl er ſehr deutlich fühlte, wie einſam auch ſie war, und wie ſie jede Minute und jeden Atemzug nach ſeiner Nähe ver-langte. Vor Ratloſigkeit begann er ſchließlich ebenfalls, Fenſter zu betrachten.

Der Organiſt aß abends noch mit, und er wäre gern vergnügt geweſen, denn die Orgelprobe hatte ihm Freude gemacht, aber die Klingſe erlaubte es nicht. Es ſchien, als ob ſie ſich nun eine Übung daraus machte, ihn nirgends hochkommen zu laſſen, und ihm überall zu widerſprechen. Er konnte ſagen, was er wollte, ſo wußte ſie es beſſer, oder ſie hatte davon noch nie etwas gehört, was für ihn ebenſo ſchlimm war. Wenn er einen Witz machte, ſo ſtreckte ſie das Kinn vor und ließ ihn abfahren, wurde er aber gefühlvoll, ſo verzog ſie ein wenig die dünnen blaſſen Lippen, und für einen kalten Guß brauchte er dann nicht extra zu ſorgen. Mit ſeiner guten warmen Menſchlichkeit zappelte er an der Angel ihres kalten konventionellen Verſtandes er-bärmlich, und einmal machte er auch den Verſuch, aus-zuſchlagen, bekam es aber ſofort zu bereuen, denn auf ſolche Fälle hatte ſie ein vernichtendes Mittel immer in

der rechten Zuſammenſetzung auf Lager. Sie hob die ſcharfe Naſe in die Luft und ſagte kühl: „Über den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten.“ Der kleine Herr war alles in allem froh, als es Zeit für ſeinen Zug wurde, von dieſem verfluchten Nachteſſen aufſtehen zu können, ſo ſchöne und für ihn ungewohnte Dinge auch auf dem Tiſch ſtanden. Von den jungen Leuten verabſchiedete er ſich väterlich, von der Klingſe mit einem Kopfnicken, das ſie kaum erwiderte. Der Dechant begleitete ihn hinaus. „Apropos,“ ſagte er unter der Tür, „es wäre ſchon beſſer, wenn ſie die Orgeln in Zukunft in Ruhe ließen; da haben Dilettanten nichts zu ſuchen.“ Mit dieſem Trumpf hob er ſich davon. Dem Soldaten, der nun einen großen Ausbruch vorausſah, blieb beinahe das Herz ſtehen. Zu ſeinem Erſtaunen und zu Lindes Unbehagen ging aber nur ein ſpöttiſch erheitertes Lächeln über ihr Geſicht.

„So ſind dieſe Künſtler nun,“ bemerkte ſie weiſe. „Wenn ſie guter Laune ſein ſollen, ſo muß man ſie bewundern. Hat man aber einmal Luſt, ſich ſelber zu behaupten, ſo werden ſie weinerlich oder ausfällig. Sie wollen nur immer ſich ſelber erleben. Gib mir noch eine Zigarette, Heinz.“

Heinz beeilte ſich, ihr zu dienen. Sie nahm ſich eine kleine Damenzigarette und ſah um Feuer auf. Heinz wollte ihr ein Streichholz anreiben, aber ſie meinte, das könne man ſparen, er ſolle ihr Feuer von ſeiner Zigarre geben. Er reichte ſie ihr bereitwillig; ſie fand, daß ſie nicht genug Glut habe, und veranlaßte ihn, ſie durch ein paar Züge erſt klar zu rauchen. End-

lich wickelte ſich das bekannte Liebesſpiel ab; Linde wunderte ſich in allem Leiden, daß ſie zu ſo gewöhnlichen Mitteln griff, und verachtete ſie dafür. Aber Heinz wußte nicht: befand er ſich im Vorhof zum Himmel oder in der erſten Klaſſe des Fegefeuers, während ſie Auge in Auge mit ihm, ihre Hand auf ſeinem Arm, langſam und in aller Umſtändlichkeit ihre Zigarette an ſeiner Zigarre in Brand ſetzte, und in dieſer herbeigeführten Annäherung der Geſichter lag ſo viel Schamloſigkeit und unausgeſprochenes Laſter, daß er nachgerade dem Zorn ebenſo nahe war als einem Ausbruch ſeiner Begehrlichkeit.

Brigitt kam über der Übung herein und machte ziemlich große Augen dazu; ihr zweiter Blick ging zu Linde, und da ſie durch die ſcharfe Brille der Liebe guckte, ſo ſah ſie, ohne Erklärungen zu brauchen, was da im Gange war. Ihre Triumphſtimmung erlitt einen ſchweren Stoß. Da ſie nicht immer langſam dachte, ſo erinnerte ſie ſich in ihrem alten Hirn blitzſchnell an zehn, zwanzig ganz kleine, unbedeutende Vorgänge, die ſie nicht weiter beachtet hatte, die jetzt aber plötzlich zuſammen ein Bild machten. Das andere dachte ſie ſich. Lange ſaß ſie nachher brütend auf ihrem Küchenſtuhl, mit ihrem Haß und ihrer Eiferſucht geplagt und unausgeſetzt das vergrämte Geſicht ihres Schützlings vor den Augen. Einmal ſagte ſie laut vor ſich hin: „Ihm iſt ja auch nicht zu trauen!“ und ſtand auf, als ob ſie nun ſofort einſchreiten ſollte; enttäuſcht und ernüchtert machte ſie ſich zunächſt wieder über ihre Küchengeſchäfte her, um das Gedankenſpiel von vorn zu beginnen.

Nach dem Nachteſſen waren die Zuſtände ſchon ſo verworren und innerlich erregt — nur der Dechant gewahrte nichts davon, weil er alles auf Rechnung des Abſchieds ſetzte —, daß die Klingſe ſelber Geſellſchaftsſpiele aufbrachte, um glimpflich über die nächſte Stunde in die Nacht hinein zu kommen. Man gab Rätſel auf, verbot beſtimmte Worte, konſtruierte mit andern und kam dazwiſchen auf redneriſche Lächerlichkeiten und auf Ungeheuerlichkeiten des Zeitungsſtils. Die Klingſe berichtete von den ſprachlichen Fatzkereien gewiſſer Literaten, von denen man hier weniger wußte, aber es wurde klar, daß ſie ſie im Grund bewunderte, und dann wandte ſich der geſellige Geiſt auf das Gebiet des Kalauers und des Stegreifrätſels, auf dem ſie mit ihrem unerbittlichen Gedächtnis vor den ernſthaften Leuten ſehr glänzen konnte, obwohl nicht ein halber eigener Einfall darunter war, ſondern der ſchöpferiſche Kopf war hier der Soldat, nur daß er leider damit nicht ſeine ſtille Geliebte bekränzte ſondern das unheimliche Weib. Zum Beiſpiel brachte er folgende Drolligkeit zum Vorſchein: „Das erſte iſt eine Stadt in Öſterreich, das zweite eine engliſche Bejahung, von einem Tiroler ausgeſprochen, das ganze die Tante Malva.“ Linde erriet vor dem Dechanten, aber ſie ſprach nicht aus; der Dechant dachte länger und ſagte dann lachend: „Graziös!“ Spät war die Rede davon, daß Linde ſo ſtill ſei. „Unſre Linde,“ meinte die Klingſe mit einem leiſen Lächeln, indem ſie ſich erhob und dem Mädchen die Hand auf die Schulter legte — Linde zuckte ſichtlich zuſammen —: „Unſre Linde iſt ein bißchen ſpießig.

Nun, wir wollen ſchlafen gehen; Heinz muß morgen früh aus den Federn."

Damit war auch dieſe Not zu ihrem Ende gekommen, und man trennte ſich mit allſeitigen guten Wünſchen für die Nacht; die meiſten bekam Heinz, weil es ſeine letzte im Vaterland war. Der Dechant fuhr ihm väterlich mit der Hand über den Scheitel. „Ich will hoffen, daß du nicht mit leerem Kopf und Herzen aus der Heimat in den Schützengraben zurückkehrſt," ſagte er ernſt und bedeutſam. Linde ſagte und tat am wenigſten von allen. Aber die Klingſe hielt die Zeit für einen Kuß gekommen, wozu ſie ihr Verwandtſchaftsverhältnis vollkommen berechtigte. Es war ein ſündhaftes Feuer, in rechtmäßiger Faſſung dargeboten, und im letzten Moment bog Heinz erſchreckt den Kopf beiſeite, ſo daß der Kuß ſtatt auf den Mund auf die Wange traf. Lindes Herz tat einen Kniefall des Dankes vor Gott, ſeins einen der Schwäche, aber es raffte ſich wieder auf, als er in der Verwirrung Lindes Augen ſuchte und fand. Es war ein Hilferuf; er ſah, daß er verſtanden wurde, und daß ſeine Geliebte ſehr feſt und ſtolz war und alles hoffte. Da hoffte auch er, aber er fürchtete faſt ebenſo viel, denn er ſah ſich noch bei weitem nicht der Gefahr enthoben, wagte auch nicht zu denken, daß er am frommen Ort Zuflucht vor dem Laſter haben könnte.

Das Geräuſch des Aufbruchs hatte die wachende Brigitt aus ihrer Höhle gezogen; die Augen wären ihr aus dem Kopf geſprungen, wenn es ihr verwehrt worden wäre, noch einmal zu ſehen, und vor dem Schlafen-

gehen ein Blickmaß zu nehmen. Sie ſah den Kuß und den ſiegesgewiſſen Geſichtsausdruck der Feindin, und ſie konnte ſich nicht helfen, aber in den Haaren hatte ſie ein Gefühl, als ob ihr der ganze Schopf zu Berg ſtände, während ihr vor Mitleid mit Linde jeder Knochen im Leib weh tat. Ohne den Haß hätte der alte keuſche Menſch freilich niemals dieſe Witterung für das Laſter gehabt. Es war für ſie dann beinahe überflüſſig, daß die Klingſe beim Hinaufſteigen nach den Schlafräumen noch mit ihrem magern Humor ſagte: „Ich weiß nicht, bei mir muß das Schloß kaput ſein, ich kann gar nicht die Tür riegeln. Da könnte doch jeder hereinkommen.“ Worauf der Dechant gutmütig ſpottend erwiderte: „Beruhige dich nur, es wird dich niemand in Gefahr bringen, als höchſtens morgen der Schloſſer; aber er hat auch ſchon ſeine ſechzig Jahre auf dem Rücken.“ Darauf die Klingſe etwas zyniſch: „Nun, wenn er ſie bloß auf dem Rücken hat!“ Weiter hörte Brigitt nicht, und eigentlich hatte ſie auch nichts Neues gehört ſondern nur Beſtätigungen für innere Gewißheiten; ihr war, als hätte ſie dieſe Geſpräche ſchon vor Jahrtauſenden belauſcht; trotzdem erregten ſie ſie ungeheuer oder vielleicht eben deshalb, denn beinahe ſo groß wie ihr Abſcheu war die Befriedigung, die ſie über dem pünktlichen Eintreffen ihrer ſchlimmſten Erwartungen genoß. Der Menſch iſt ein altes verängſtigtes Tier; er glaubt gern und leidenſchaftlich an das unbedingt Böſe und iſt überall ſchwer vom bedingten Guten zu überzeugen; manchmal macht er wirklich den Eindruck, als ob er am Böſen auch mehr intereſſiert ſei.

Nun begann aber für Brigitt eine Nacht, wie ſie noch keine erlebt hatte, und wie ſie ſie auch nie für möglich gehalten hätte. Es gibt ja keine „beſtimmte Erwartung", die nicht im Hirn des aufgeſchreckten Menſchen neue Möglichkeiten und noch beſtimmtere Erwartungen zeugte. Dazu kam, daß Brigitt bei aller Witterung nicht die geringſte Erfahrung beſaß, um ſich die richtige und endgültig zutreffende beſtimmte Erwartung bilden zu können. Sie vermochte ſich nicht im entfernteſten vorzuſtellen, wie „ſo etwas" vor ſich ging, und weil ſie nichts ſah, nahm ihre Vorſtellung bald die abenteuerlichſten Wege und brachte ſie in eine ſolche Geiſtesverfaſſung, daß ſie anfing, gemeingefährlich zu werden. Solange droben die Geräuſche der zu Bett Gehenden andauerten, war ihr Zuſtand immer noch erträglich; ſie zitterte vor Haß, ſobald ſie etwas von der Klingſe vernahm, aber ſie konnte ſich doch ſagen, daß „noch nichts paſſiert" ſei. Jedoch als es ſtill zu werden begann, wurde ihr ihre Einſamkeit zur unerträglichen Qual. Obwohl ſie aus Liebe zu Linde wie den Tod fürchten mußte, etwas zu hören, ſchärfte ſie doch zehnfach alle Sinne darauf, um die Feindin auf friſcher Untat zu überführen, und ſo rachſüchtig und zum voraus ſchadenfroh war ſie, daß ſie in der Viertelſtunde wohl zehnmal unten an die Treppe lief, weil im Haus etwas geknackt hatte, eine Uhr ſich räuſperte oder auch nichts geſchehen war. Nachdem ſie dann lange genug gelauert hatte, ſchlich ſie mit hämmerndem Herzen und zitternden Knien in die Küche zurück, um ſich vor allen Dingen auf dem Küchenſtuhl wieder etwas zu faſſen

und ein bißchen neue Kraft zu ſammeln. Viel war's nie, und die Sammlung reichte auch nur gerade dazu hin, um ſich wieder eine aufregende Einbildung zu machen. Darüber ging die Mitternacht vorbei, wurde aber ihre viele Arbeit, die ſie ſich den Tag ſo fröhlich vorgelegt hatte, nicht weniger, denn ſie wagte ſich kaum zu regen aus Sorge, irgend einen „entſcheidenden Moment" zu verpaſſen, und ſo vielleicht am Unglück Lindes mitſchuldig zu werden. Daß es dann ſchon beſſer war, der ungetreue Stiel fuhr in Gottes Namen in den norddeutſchen Beſen, als daß ſich Linde mit Kummer und Not an ihm herumzerrte, um am Ende doch nichts zu haben, dieſen Gedanken faßte ſie nicht, ſonſt hätte ſie auf ihrem aufreibenden Poſten doch etwas mehr grimmiges Vergnügen genoſſen in der Erwartung, die beiden ſaubern Herrſchaften miteinander zu erwiſchen.

Schließlich gegen eins — die Uhr im Eßzimmer, die falſch ging, ſchlug langſam und dröhnend zwölf, worüber Brigitt ſchier verrückt wurde — hörte ſie, bereits zum zwanzigſten oder dreißigſtenmal, „endlich doch etwas", und mit der Geflügelſchere, die ſie gerade in der Hand hielt, lief ſie wieder zur Treppe vor. Die Dielen droben hatten geknarrt, wie wenn jemand langſam, doch ohne zu große Vorſicht, in bloßen Füßen oder in Strümpfen über den Korridor gegangen wäre, eine Tür geöffnet hätte, um dort einzutreten und hinter ſich, auch nicht beſonders leiſe, zu ſchließen, und ſich alsdann vollkommen ſtill zu verhalten, was natürlich an dem ganzen Vorgang das Verdächtigſte war. Brigitt zog raſch die Pantoffeln aus und ſchlich atemlos die

Treppe hinauf, geduckt und mit ihrer Geflügelſchere und den hängenden Haarſträhnen mehr einer Raubmörderin gleichend als einer ſo braven Perſon, die ſie ſonſt war. Unter den oberſten Stufen kauerte ſie ſich hin, um zunächſt wieder zu horchen. Richtig dauerte es nicht lange, ſo ging wieder ein Schloß, und als ſie den Kopf vorſichtig über die oberſte Treppenſtufe hinaufſchob, ſah ſie den Dechanten in der Unterhoſe und in Pantoffeln und mit dem Licht in der Hand ernſthaft und mit dem gewohnten geſammelten Ausdruck ſeinem Schlafzimmer zuwandeln, und der kleine Raum, von welchem er kam, war ihr auch genau bekannt. Indeſſen hielt er ſeitlich aufblickend an, beſann ſich einen Moment und ging dann auf die etwas offen ſtehende Tür des Soldaten zu, die er behutſam ins Schloß zog, worauf er durch ſeine eigene verſchwand. Beſtürzt und reuevoll fuhr es Brigitt durch den Kopf: „Die Zwetſchen!“ und ſie ſchämte ſich heftig, ihren Herrn in dieſem Aufzug belauſcht zu haben. Immerhin war ſie diesmal keinem Trugbild nachgelaufen, und da nun wirklich auch niemand wiſſen konnte, ob nicht doch noch ſonſt etwas geſchehen war, was ſie mit ihren alten, ſchlechten Ohren nur überhört hatte — denn auch dieſen Vorgang hatte ſie doch „beinahe nicht gehört“ —, ſo blieb ſie auf ihrem neuen Poſten ſitzen, mit der Geflügelſchere und den grauen Haarſträhnen, dem Herzklopfen und dem Haß ſamt der großen unvernünftigen Liebe.

Dieſe Ausdauer wurde ſchließlich belohnt, wenigſtens faßte es Brigitt nachher ſo auf. Denn indem ſie ſo lag und vor Froſt mit allen alten Knochen zitterte, auch

vor Erregung und Müdigkeit, knickte ganz fein, wie von leichter Hand herabgedrückt, ein Schloß. Brigitt ſchob den zottigen Kopf vor und ſah tatſächlich die Klingſe ganz traumhaft, blauſeiden und ſilbern wie ein Mondſtrahl, ihr Zimmer verlaſſen, ohne Licht, aber das aus unſichtbarer Leuchtquelle beglänzte ſchwebende Nachtgewölk verbreitete einigen zarten Schein durch den Raum, genug für Brigitt, um jeden Zug des verhaßten, hochmütigen kalten Geſichtes unterſcheiden zu können. Zuerſt fürchtete ſie noch, ſie möchte vielleicht auch nur den Weg des Dechanten wandeln, aber ſie bog, als ob ſie Brigitt zu Gefallen leben wollte, nach rechts ab und ging ganz geradeaus auf das Zimmer des Soldaten zu. Brigitt mußte ſich im letzten Moment noch abfaſſen, daß ſie nicht laut: „Aha!“ rief. Auch dort knickte die Falle ein bißchen. Die Tür ging auf, und die nachtwandelnde Frau trat etwas vorgebeugt und nun mit einem raſcheren Schritt ein, ganz in der Haltung eines Menſchen, der ſich in einer unerträglichen Spannung Gewißheit verſchaffen will; die Tür ließ ſie hinter ſich offen.

Brigitt freilich dachte, daß „es“ jetzt vor ſich gehen ſolle. Soweit hatte ſie regungslos zugeſehen, nur Auge und Ohr. Nun richtete ſie ſich empor, etwas mühſelig, denn vom langen Kauern war ſie ſteif geworden, ſtieg unſicher die paar Stufen noch vollends hinauf, und ſchwankte mehr, als ſie ſchlich, den Korridor vor, auf die Tür des Soldaten zu. Von dem, was nun folgen mußte, hatte ſie weiter keine klare Vorſtellung, nur daß ſie eben entlarven und retten wollte. Vermut-

lich wäre ſie mit der offenen Tür ins Zimmer gefallen und hätte ſchrecklich Lärm geſchlagen, und das übrige wäre in eine Rauferei oder dergleichen ausgeartet. Aber es kam ganz anders, denn eben, als Brigitt die Naſe im Türſpalt hatte, bewegte ſich etwas darin, und dann prallte die Klingſe, vollkommen unvorbereitet, mit ihrer Feindin zuſammen.

Auf einen Augenblick ſtanden beide Frauen einander ganz ſtarr vor Verwunderung gegenüber. Der Geſichtsausdruck der Klingſe, die eben noch geſpannt und ſorgenvoll dreingeſehen hatte, wandelte ſich raſch wieder in Hochmut und jene kühle Verachtung, die das alte Weſen wie nichts auf der Welt zur Wut brachte. Sie räuſperte ſich beherrſcht, aber ſie ſagte nichts, ſondern wartete ſtumm mit einem deutlichen Zug des Ekels, daß die untergeordnete Kreatur ihr den Weg freigebe. Brigitt ihrerſeits, in ihren ſchönſten Hoffnungen ſo furchtbar enttäuſcht, denn in der kurzen Zeit konnte unmöglich etwas geſchehen ſein, ſchwindelte vor Haß und Leid; beinahe weinte ſie, ſo erbarmungswürdig ſah ſie ſich ſelber mit ihrer Ratloſigkeit vor der gefährlichen und gewandten Perſon ſtehen. Aber indem ſie ſich dennoch nur mit heißeren Augen in die eiſige Phyſiognomie feſtſah, warf ihre aufgerührte Seele, nach irgendeinem Donnerkeil Gottes für dies Läſtergeſicht ſchreiend und greifend, die Hände um ſich. Gleichzeitig ſchoß ihr ein Gedanke durch den Kopf: „Sie hat dich gehört, darum iſt ſie wieder herausgekommen!“ und ſo war denn auch wieder der Auftrag der Moral auf ihrer Seite.

„Hab' ich dich ertappt!“ flüſterte ſie beinahe bewußtlos vor Erregung. „Wollteſt ſpionieren, Spionin? Wollteſt einen hübſchen jungen Mann verführen, du niederträchtiges, gottloſes Weibsſtück? Warte nur, jetzt ſoll dich der Dechant kennen lernen!“

Schon fühlte ſich die Klingſe im Haar gepackt und vorwärts gezogen, aber auch jetzt nicht die Frau, mit ſich ſpielen zu laſſen, warf ſie ſich herum, ergriff ſchnell Brigittens Arm und ſchlug trotz ihres Ekels ihre ſchmalen, immer noch ſehr ſcharfen Zähne in ihr Fleiſch, daß die alte Perſon vor Schmerz leiſe aufſchrie. Dadurch halb von ihrer Beſeſſenheit abgebracht, aber andrerſeits zur körperlichen Raſerei aufgereizt, faßte Brigitt noch um einen Griff ſchärfer zu, riß die Feindin an ihrem roten Schopf ſeitwärts gegen die Wand, und ganz beſinnungslos vor Schmerz, ohne zu wiſſen, was ſie tat, mehr, um ſie von ihrem Arm abzuſchrecken, ſtieß ſie mit der Geflügelſchere nach ihr und traf ſie in die Schulter. Da ließ die Klingſe den Arm los, und Brigitt ließ den Schopf los, und dann ſtanden die Feindinnen noch eine Weile um Atem und Haltung ringend voreinander, bis die Frau von Blut überlaufen und ſchweigend ſchnell nach ihrem Zimmer ging und Brigitt als Siegerin auf dem Platz ließ. Brigitt ſah den alsbald erſcheinenden dunklen Fleck auf der blauen Seide nicht ohne Schreck, aber dann erinnerte ſie ſich an Linde und den unſichern Geliebten, und noch mehr, um durch ihn wieder Anſchluß an ihr Leben und ihre Wirklichkeit zu gewinnen, als um ihn zur Rede zu ſtellen, trat ſie durch die noch nicht wieder geſchloſſene Tür, griff um den Pfoſten herum nach

dem elektriſchen Knopf und ſchwankte dann, mit Mühe auf den Füßen bleibend, ins erleuchtete Zimmer.

Dort erlebte ſie von allen Erſchütterungen des Tages die größte. Das Bett des Soldaten ſtand vollkommen unberührt, und wenn Heinz nun nicht in der Stadt auf Abenteuern war, ſo war er bei Linde. Es dauerte eine Weile, bis ſie dieſen Gedanken in ſeiner vollen Bedeutung begriff. Als ſie ſoweit war, wandte ſie ſich um und ſtieg vor Rührung und Glück leiſe ſchluchzend noch eine Treppe höher nach ihrer Kammer hinauf. Das Licht im Zimmer des Soldaten vergaß ſie auszudrehen; es brannte einſam in den Morgen hinein. In ihrer Kammer droben ſandte ſie mit weinenden Augen und lachendem Herzen ein Dankgebet zum Himmel hinauf, deſſen Läſterlichkeit ſie mit ihrer Kirche ausmachen mußte.

Sechſtes Kapitel

Heinz erlebt eine bittere Nacht und will kein Held mehr ſein.

Als Heinz wieder in ſeinem Schützengraben eintraf, war er beſtürzt, gerührt, beglückt, von frommen Schauern durchdrungen, und die Kameraden fanden ihn verändert. Beſtürzt war er über dem Erlebnis von ſo viel Schönheit, Leidenſchaft und Liebe, gerührt von der Reinheit und Güte eines hingebenden Menſchen, beglückt von der Helligkeit ſeiner Sinne. Die erſten Tage ging er ſtill und in ſich gekehrt ſeinen Pflichten nach, ließ die Kame-

raden ſpotten und dachte nur an den Schatz, den er in der Heimat gefunden hatte. Sein Blut war noch voll von ihrem Feuer. In ſeinem Ohr wohnte ihre Stimme und flüſterte unbeſchreiblich köſtlich, wie ſie's eine Nacht lang getan hatte; ſie verſtummte auch im ſchwerſten Geſchützlärm nicht. Jeden Augenblick fühlte und roch er ſie, und den Geſchmack ihrer Küſſe trug er ſtändig auf den Lippen. Man ſah ihn oft abweſend lächeln und ſich an irgendeinem zufälligen Gegenſtand feſtgucken. Er vertrug weniger gleichmütig den Anblick von Gefallenen und Verſtümmelten. Sein Gewehr mit dem Zielfernrohr rührte er nicht an. Seine Untergebenen behandelte er freundlich, und wenn ſie älter waren, achtungsvoll; früher war er für einen etwas groben Ton bekannt geweſen, und die Mannſchaft hatte über unnötige „Stripſereien" geklagt. Gefährliche Patrouillen führte er gewiſſenhaft und zweckmäßig aus aber mit möglichſter Schonung ſeiner Leute und ſogar des feindlichen Lebens; eine gute Gelegenheit, mehreren Engländern das Licht auszublaſen, wies er ab mit der Bemerkung, daß es genug an den Menſchen ſei, die man im Gefecht blindlings töten müſſe; der Krieg ſei kein Sport. Bald war es ausgemacht, daß er verliebt ſei und zwar gründlich. Er ſollte erzählen, aber wer noch träumt, der erzählt nicht.

Als er dann doch endlich zu berichten anfing, träumte er nicht mehr. Das war in der zweiten Woche nach einem abgeſchlagenen und glücklich überſtandenen engliſchen Sturmangriff, der ihm etwas ins Gemüt gegangen war. In den halbzerſchoſſenen Drahtverhauen hingen noch die friſchen Leichen. Verwundete ſuchten

ſich umſonſt aus dem Stacheldraht herauszuwinden; jammernd ſahen ſie um Hilfe her, aber niemand ſprang ihnen bei; man erwartete einen neuen Angriff. Eben begannen die Geſchoſſe ihrer eigenen Landsleute wieder neben, hinter und vor ihnen einzuſchlagen. In den Schützengräben wurden neue Handgranaten ausgeteilt, und man brachte friſche Munition für die eingebauten Maſchinengewehre. Ab und zu, in unregelmäßigen Abſtänden, ſchrie hier einer getroffen auf, oder trug man einen Verwundeten durch den Verbindungsgraben nach dem Verbandplatz ab. Heinz war weich und nahe am Weinen. Die Sehnſucht machte ihn gefühlvoll, und er fühlte ſich von Todesahnungen beunruhigt. Damit aber Linde nicht ohne Nachricht bliebe, wenn ihm etwas widerführe, zog er einen Freund ins Vertrauen; in Wirklichkeit war eben ſein Geheimnis mitteilungsreif, und ſehnte ſich ſeine geſunde, unternehmende Natur danach, ſich zu erleichtern, um weiterleben zu können.

Zuerſt erklärte er nur in knappen, ernſten Worten, daß er ein edles Mädchen liebe, und gab dem Offizier ihren Namen und ihre Adreſſe. Später, als auch der folgende Sturmangriff gut überſtanden und ihm ſchon etwas leichter war, ihn auch die Toten in den Drähten nicht mehr ſo dauerten, erzählte er ein bißchen mehr. Mittlerweile gewöhnte er ſich wieder an Schußverletzungen und Verſtümmelungen, und in dem Maß, wie er die Achtung vor ſeinen ältern Untergebenen verlor und die Freundlichkeit gegen die jüngern, verfiel er wieder in ſeinen groben Ton. Beim erſtenmal ſchämte

er ſich, beim zweitenmal zuckte er die Achſeln, und bald war wieder alles wie früher, auch die Stripſerei fing wieder an. Bei der nächſten Patrouille verlor er zwei Mann, obwohl er ſie hätte erhalten können; dafür „verſaute" er auch vier oder fünf Engländern das Leben, wie er ſich auszudrücken pflegte. Es iſt nötig, hier zu bemerken, daß er ganz und gar kein ſchlechter Menſch war; er war nur etwas gedankenlos und beſaß die Fähigkeit, ſich zu raſch an Mißſtände zu gewöhnen, weil ihm noch der Lebensſtolz fehlte, der ſich erſt nach einer Reihe von ſchwereren Erfahrungen einſtellt. Darum war er auch in ſeiner Eitelkeit noch ganz unangefochten, und ſie verleitete ihn zu den meiſten Roheiten, die er beging, weil er gern für einen Teufelskerl galt. Nach Ablauf der dritten Woche griff er eines Tages wie in Gedanken nach ſeinem Gewehr, ließ es von ſeinem Burſchen putzen und noch einmal wegſtellen; aber am andern Morgen ſtand er wieder wie früher auf der Lauer hinter ſeinem Zielfernrohr, und dieſen Tag trug er zwei Kopfſchüſſe in ſein Notizbuch ein.

Allmählich begann er mit der eleganten Großſtädterin zu prahlen, die ihm nachgeſtellt hatte, und bald gab es nicht mehr viel Geheimniſſe, die ſeine Freunde nicht auch wußten. In der Folge machte es ihm zu ſchaffen, daß ſich die meiſten mehr für die ausgewachſene Frau intereſſierten, als für das ſcheue Mädchen, und daß ſich alle etwas an ihren ſeidenen Strümpfen und Spitzen entzündeten. Ein junger Oberleutnant ſagte ihm gerade heraus, daß er ein Schöps ſei, und dieſe Meinung blieb unwiderſprochen, wenn man ſie auch nicht als eine

beſondere Lebensweisheit betrachtete; ſchließlich legten ſie alle der Sache viel weniger Wichtigkeit bei als Heinz ſelber, und hätten die meiſten in ſeinem Fall auch ſelbſtverſtändlich ſeine Wahl getroffen, aber er argwöhnte anders. Die erſten vierzehn Tage ſchrieb er an Linde täglich; reichte die Zeit nicht zu einem Brief, ſo ſchickte er ihr doch eine Karte: „Bin wohl und denke an Dich!“ Dann fanden ſich Tage, an denen er zwar auch wohl, aber ſich nicht gedrungen fühlte, es ihr mitzuteilen, obwohl er immer noch an ſie dachte. Eine Zeitlang hielt er den zweitägigen Verkehr aufrecht, darauf ſchrieb er zweimal in der Woche, ſchließlich wöchentlich einmal, was mit den Tag und Nacht anhaltenden Stürmen der Engländer glaubhaft zu erklären war. Im weiteren kamen Tage des Wegs, an denen er ſich weniger wohl fühlte und immer noch an Linde dachte, aber nicht mehr an ſie allein, endlich ſolche, an denen ihn nichts mehr an Linde erinnerte, dagegen manches an die ſchlanke, elegante norddeutſche Frau Malva Klinger mit den Spitzen und ſeidenen Strümpfen und den Errungenſchaften der großen Welt, von denen er für diesmal ſo wenig profitiert hatte.

Die erſten Wochen hindurch beunruhigte er ſich darüber, daß bei ſeiner Rückkehr um vier Uhr morgens in ſeinem Schlafzimmer das Licht gebrannt hatte, und über die andern ſeltſamen Umſtände, die ſich am Morgen ſeiner Abreiſe nacheinander zutrugen. Man fand nicht nur die Tante in ihrem Zimmer bewußtlos vor, ſondern auch Brigitt wurde beinahe ſtehenden Fußes von einer Krankheit überfallen; ſie machte in der Folge einen

ziemlich ſchweren Anfall von Gelenkrheumatismus durch. Über die Krankheit der Tante erfuhr man lange nichts Näheres. Lindes Mitteilungen darüber lauteten etwas dunkel, beſonders über den großen Verbrauch von Verbandſtoffen, die fremde Pflegerin und die ſtrenge Verſchwiegenheit der Patientin. War ihm damals die Enthebung von der Abſchiedszeremonie eine Erleichterung geweſen, ſo fing ihn ſpäter die ganze Sache an zu beunruhigen, weil er ſie mit dem brennenden Licht in Zuſammenhang brachte. Dann miſchte ſich etwas unaufrichtiges Mitleid zwiſchen ſeine Betrachtungen über die bittere Enttäuſchung, die eine „immerhin liebende Frau" durch ihn erlebt hatte, und dem Mitleid folgte eine ziehende oder leiſe nagende Art von Reue, die ihn in ſehr gegenſätzliche Unternehmungen hinein begleitete, zum Beiſpiel in die Abfaſſung ſeiner Feldberichte an Linde. Sie führte dazu, daß er in Briefwechſel mit der Kranken trat und nachher mit der Geſunden darin blieb; den Anſtoß dazu gab freilich Linde, die in ihrem echten, heiligen Mitgefühl wünſchte, daß Heinz ihr ein paar gute Worte ſchreibe. Sie war es auch, die zuerſt den Gedanken andeutete, daß bei der Tante vielleicht ein Selbſtmordverſuch vorliege, aus Gründen, die ſie ihm nicht weitläufiger auszuführen brauchte, und ſie ſelber machte ſo bei ihm die Bahn wieder frei in ein Gehege, dem ſie ihn für immer hatte entreißen wollen, in ihrer Großmut auch entriſſen glaubte, in das zurückzukehren ihm aber nicht ſo ſchwer fiel, wie ſie vorausſetzte; eine weniger herzliche Zurede hätte dafür auch genügt. Die Klingſe antwortete ſofort auf ſeinen erſten Brief, und ſo entwickelte

ſich ſchließlich ein Nebenverkehr, der Linde auf die Dauer nicht ganz gleichgültig bleiben konnte, wie Heinz in gewiſſen klareren Augenblicken ſich richtig ſagte, aber nun waren die Dinge einmal wieder ins Treiben gekommen, ſo mochten ſie treiben. Schließlich, ſolange er im Feld blieb, konnte ja nichts paſſieren, und nachher, redete er ſich vor, würde es ſich hier wie überall finden, daß eben die ſtärkere Macht ſiegte; mit dieſer würde er dann marſchieren. Eine ſolche Abfindung mit den Dingen nannte er „moraliſche Notwendigkeit", und er fühlte ſich ganz ordentlich darin geborgen. Inzwiſchen verlangte es der männliche Anſtand, daß er einer Frau, die für ihn einen Selbſtmordverſuch begangen hatte, nicht anders als ehrerbietig und zartfühlend gegenübertrat. Das tat er denn in einem Briefwechſel, der ſeinen Nachrichtenaustauſch mit Linde nicht an Häufigkeit aber doch nach und nach an Gehalt übertraf und zwar nach Umfang wie nach Gefühlswert.

Schwere und herzliche Sorgen hatte ihm von Anfang die Betrachtung gemacht, ſeine Geliebte mit der Feindin im gleichen Haus zu wiſſen, ohne durch ſeine perſönliche Gegenwart ſie vor vergifteten oder verletzenden Bemerkungen und vor ſchlechter Behandlung ſchützen zu können. Dieſe Wirkung hätte zwar ſelbſt ſeine leidenſchaftlichſte Anweſenheit nie gehabt, aber die Selbſtüberſchätzung entſprach zunächſt noch ſeinem innigen und ergriffenen Gefühl für die Geliebte. Vorerſt äußerte ſich dieſes in Ratſchlägen über das rechte, ſtolze und unnahbare Betragen gegen die Klingſe, indeſſen lag dieſe krank und gab dazu keinen Anlaß. Außerdem

erwartete Heinz wie jedermann, daß ſie bald nach ihrer Wiederherſtellung die Koffer packen und ein Haus räumen würde, worin ſie ſo viel peinliche Erfahrungen gemacht hatte. Als jedoch ihre Entſchloſſenheit ſichtbar wurde, den Platz noch länger zu behaupten, beſaß Heinz bereits nicht mehr die urſprünglichen Gründe, das Verhältnis ſeiner Geliebten zu der enttäuſchten und beleidigten Frau zu bedenken ſondern andere; jenes ſchmerzliche Zuſammenleben machte ihn nun weniger traurig und beſorgt, als verlegen, und es wurde ihm um ſo peinlicher, je weniger er ſich auf ſein gutes Gewiſſen verlaſſen und die ganze Sache der Gerechtigkeit Gottes anheimſtellen konnte. Schließlich, als die daraus fließenden Erwägungen die rechte Temperatur hatten, bekam Linde in einer Woche zwei Briefe; im zweiten machte ihr Heinz den Vorſchlag, doch zeitenweiſe eine Geſellſchaft zu verlaſſen, von der ihr ſo wenig Freude werde, und die weder ihrer noch ſeiner Selbſtachtung dienlich ſei. Sehe es immer noch nicht aus, als ob „Tante Malva" — er nannte ſie bereits nicht mehr die Klingſe — bald reiſen werde, ſo müſſe man eben ſeinerſeits ſehen, dem Verhältnis eine Wendung zu geben. Er ſei ſehr beſorgt um ihre, Lindes, Geſundheit und Lebensluſt und könne das als ihr beſter Freund nicht mehr länger mit anſehen. Es gebe genug Verwandte, die ſie mit Freuden aufnehmen würden. Vielleicht würde es überhaupt nichts ſchaden, wenn ſie eine Strecke, etwa ein halbes Jahr, in einer großen Stadt lebe; man müſſe heute alles kennen. Über die Gründe der Tante zu ihrem hartnäckigen Verhalten wiſſe er nichts, aber

vielleicht verlören ſie ſich, wenn ihr die „Reibungsfläche“ entzogen werde, und im Frühjahr ſei dann das Haus wieder für Linde frei.

In dem letzten Satz verbarg ſich eine beſcheidene Lüge wie der Haſe im Kohlfeld, denn ſchon durch die naive Schlußerwartung bewies Heinz, daß er über die Gründe zum „hartnäckigen Verhalten“ der Klingſe eine ganz deutliche Ahnung beſaß; ſie wollte, ſo überlegte er, Linde körperlich von dem Kampfplatz vertreiben, auf dem ſie menſchlich ſo ſchmerzhaft unterlegen war, um wenigſtens eine „taktiſche Genugtuung“ zu genießen. Dann, meinte er freilich weiter, werde ihr auch am längern Beharren in dem kleinen Städtchen, das ſie ja verachtete, nichts mehr liegen, zumal ſie die wieder angeknüpften Fäden mit ihm von einem andern Platz aus ebenſo bequem oder bequemer weiterſpinnen könne. Aber juſt aus ähnlichen Betrachtungen zog das Mädchen die Gründe, ſeine Vorſchläge abzulehnen, deren Fadenſcheinigkeit Linde in ihrem geradſinnigen Vertrauen nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte, wie denn auch von der Möglichkeit, daß Heinz die Beziehungen zu dieſer Frau in irgendeinem doppelſinnigen oder gar verräteriſchen Licht erwägen könnte, nichts in ihrem frommen Mädchenkopf war. Ihre Antwort hatte folgenden Wortlaut:

„Liebſter Mann, habe Dank für alle Nachrichten über Dich und Deine Welt. Ihr ſteht vieles aus, und wir leiden ſehr tief mit. Du ſagſt, daß ihr für uns ſterbt, ſo bleibt uns nichts übrig, als für euch zu leben. Indem wir's tun, iſt es unſer Gebet, daß ihr einen Troſt und eine Zuverſicht darin findet. Ach, was ſind wir ohne

euch, aber ihr ſeht die Heimat in uns, und ſo ſind wir alles durch euch. Vor allen Dingen ſollt ihr uns nicht jammern hören. Wir lachen nicht viel, aber wir weinen auch nicht viel. Wir kommen Tag und Nacht nicht von einem gewiſſen Stolz weg, der uns, ich möchte ſagen, kühn und traurig macht. Doch gibt es auch Stunden, die uns fröhlich finden; ich weiß nicht, ob wir euch dann beſonders lieben, aber jedenfalls ſind wir dann in einer ganz beſondern Weiſe für euch da. Verſtehſt Du das? Leider ſeid ihr fern, aber wenn ihr da wäret, ſo wäre auch dies alles anders.

Dein Vorſchlag iſt lieb und ich danke Dir für Deine Fürſorge, aber ich kann in dieſem Fall nichts damit machen. Ich müßte nur ſagen, der Onkel braucht mich, ſo wäre alles übrige ſchon abgeſchnitten. Oder ich könnte noch einen Schritt weiter gehen und ſagen, daß ich nicht aus einer Schule laufen will, auch wenn ſie mir nicht gefällt; ich weiß ja nicht, ob ich dem Lehrer beſonders gefalle. Aber ich will ganz ehrlich ſein und Dir den wahren Grund ſchreiben. Siehſt Du, hier hängt alles mit Dir und unſerm Glück zuſammen. Die Bäume und Büſche erzählen: als er da war, trugen wir noch Laub. Das iſt ſchon etwas. Die Vögel rufen manchmal ganz plötzlich: wir haben ihn auch geſehen. Oder Bob kommt, ſtößt die ſchwarze Naſe an mein Knie und ſieht mich ernſthaft an, bis ich ihm einen Blick zuwende; dann bewegt er ſchnell den kurzen Schwanz, und das heißt: ‚Wann kommt der Offizier wieder?‘ Ich habe mir im Pflaſter ganz beſtimmte Steine gemerkt, über die Du gegangen biſt. Die Türme haben

wir miteinander betrachtet und unterſucht; das eine Eulenneſt iſt noch da, und die Eule ſitzt auch noch drin. Nun ſage, ob ich von hier weg ſoll. Eine Wirklichkeit iſt immer eine Wirklichkeit. Nachher würde es nicht halb wirklich ſondern ganz unwirklich ſein. Alſo rede mir nicht mehr davon, wenn Du mich lieb haſt."

Von der Klingſe ſtand kein Wort im Brief; ſeitdem ſie wiederhergeſtellt war, erwähnte Linde ſie nicht mehr. Darum war ſie über den ganz unvermittelten Vorſchlag ihres Geliebten eigentlich ein bißchen betroffen geweſen, denn woher ſollte er außer durch ſie von der ſtillen Feindſchaft wiſſen? Inzwiſchen ſchrieb ſie es ihm als Feingefühl zugut.

Der Stern oder Geiſt ſeines Schickſals dachte: „Vielleicht fehlt ihm nur ein ganz ſchweres Geſchehnis, ſo klingt ſein etwas ausgeklungenes Herz wieder mit den Sphären! Man müßte es erzittern machen!" Nun fehlte es ihm ja nicht an ſchweren Erfahrungen; jeder neue Sturmangriff der Engländer war eine, und wenn ihm ein Geſchoß einen Kameraden wegriß, ſo war es auch eine. Aber einem gewöhnlichen Menſchen wird alles raſch gewöhnlich; es braucht ein ungewöhnliches Herz, um auch im Gewohnteſten immer das Ungewöhnliche zu fühlen. Ein Ungewöhnliches im äußern Geſchehen betraf ihn in einer Nacht.

Die Engländer legten in der letzten Zeit ihre Sturmläufe auf die ſpäten Abend- und Mitternachtſtunden, nachdem ſie bis zur Dämmerung furchtbar mit ſchweren Geſchoſſen gearbeitet hatten in der Erwartung, die Erde und die armen Seelen bis auf den Grund auf-

zuwühlen. Das geſchah auch, jedoch aus den armen Seelen wühlten ſie immer neuen Heldenmut heraus. Wie nun aber auch die deutſchen Gewehre ſtürmten und die Spechte des Todes, die Maſchinengewehre, hämmerten, ſo drangen doch immer eine Anzahl überlebende Feinde durch die zerfetzten Drahtverhaue, wenn auch ſelber zerfetzt, kampfwütend vor und erſchienen im Nachtlicht rieſengroß über den Rändern der Schützengräben. Diejenigen Verteidiger, die nicht ſchon vorwärts herausgeſprungen waren, um ſich ihnen auf dem freien Feld entgegenzuwerfen, empfingen ſie drunten, und nach dem wild lärmenden Vorſpiel hob dann ſtets eine ſtumme, grauſame Todesarbeit von Mann zu Mann an, wobei ab und zu ein zwiſchen den Zähnen geknirſchter Fluch und ſelten ein Revolverſchuß erklang. Gerade dieſer Abſchnitt der langen Grabenreihe war durch ſeine ungewöhnlich wilde Verteidigung bekannt. Die Engländer ſchickten immer neue und immer ausgewähltere Truppen dagegen vor, aber immer ſeltener ſah man etwas davon wieder, und auch wenige der Angekommenen überlebten einen ſolchen Gang außer mit entſetzlichen Wunden in deutſchen Lazaretten.

Es war ſchon tief im Winter, daß man nach einem vulkaniſchen Tagesbombardement ſtumm und verbiſſen den gewohnten geiſterhaften Dämmerſturmlauf der engliſchen Infanterie erwartete. In Eile hatte man ſich aus den Verwüſtungen ausgegraben, einigen Schutt zur Verteidigung vor ſich aufgeworfen, ſich mit Handgranaten verſehen und die blanken Meſſer griffbereit in die Stiefelſchäfte oder unter den Gürtel geſteckt.

Geſprochen wurde nicht viel. Im Laufſchritt kamen aus der Reſerveſtellung noch Mannſchaften mit friſchen Maſchinengewehren für die zerſchoſſenen oder ganz verſchütteten an, die ſie haſtig aufſtellten und einrichteten. Das war ſchon ein vollkommen geſpenſtiſcher Vorgang. Wer an ſeinem Platz nicht mehr genug Tiefe zum Stehen hatte, der kniete oder lag auf der friſch aufgeworfenen Erde. Heinz ſtand mit einem Infanteriegewehr neben dem Grabengeſchütz ſeiner Abteilung, das halb umgeſtürzt zwiſchen den Trümmern ſeines Aufbaues lag. Wie jeder Mann hatte auch er ſich eine Anzahl Handgranaten bereitgelegt. Wer ihm im jetzigen Zuſtand unvermutet begegnet wäre, der hätte ihn nicht wiedererkannt. Da er im Lauf des Tages zweimal aus Verſchüttungen hatte ausgegraben werden müſſen, war er über und über mit Lehm bedeckt. Aus dieſer elementaren Farbe blickte ſein junges Geſicht bleich und etwas hohl in das letzte fahle Verglimmen des Tages hinter den engliſchen Grabenlinien, und da er feſt die Lippen aufeinanderpreßte, ſo gewannen ſeine Züge einen bittern und leidenden Ausdruck, der ihn um Jahre älter und reifer erſcheinen ließ, als er wirklich war. In ſeinem Geiſt lebte nicht die geringſte Bewegung; er wartete ſchweigend und entſchloſſen auf die Engländer, und wenn er etwas dachte, ſo war es nichts als die Beobachtung: „Sie brauchen heute länger als ſonſt.“ Dieſelbe Beobachtung machte jeder im Graben, aber keiner ſprach ſie aus; es herrſchte ein vollkommenes Schweigen. Hinter den engliſchen Schützengräben zog wie den ganzen Tag das feuchte, graue Gewölk herauf,

doch ohne zu regnen; jetzt ſchien es ſich zu beſchweren und wurde dunkler, weil ſich die Dämmerung auch dort an die Körper hing.

Plötzlich wie aus dem Boden gewachſen oder aus dem Gewölk vorgetreten waren ſie wieder da. Sie ſchrien nicht Hurra und hielten ſich mit keinen Heldenhaftigkeiten auf ſondern liefen um ihr Leben, um möglichſt ſchnell durch die Schieß- und Wurfzone hindurch dem Feind an den Leib zu kommen. Es war ein leiſer, gehetzter Vorgang voll Schaurigkeit und Todesahnung. Aber auch das war nur ein Augenblick, denn ſchon ſchrien die Gewehre auf, raſſelte das Maſchinenfeuer aus hundert Läufen ihnen entgegen und krachten die wenigen übrig gebliebenen Grabengeſchütze. Bereits ſah man Feinde wie unſelige Schatten vor dem fahlen Himmel zu Dutzenden hinſinken, andere ſchwankend noch einige Schritte vorſtürzen und ebenfalls im Dunkel verſchwinden, das auf der Erde lag. Doch unaufhaltſam haſtete die ſchwer gelichtete Linie vorwärts und betrat im nächſten Moment die doppelt mit Sterblichkeit geladene Region der Drahtverhaue und der Handgranaten. War vorhin der Tod unſichtbar in der Luft geweſen, ſo ſprang er jetzt körperlicher von der Erde auf.

Heinz warf wie eine Maſchine, ganz ohne Erregung, beinahe bewußtlos. Leiber brachen zerfetzt mit nun ſichtbarer Schwere friſchblutend hin zu andern, die längſt ausgeblutet hatten und vergeblich von immer neuen Eiſenwirbeln erfaßt immer neu zerriſſen auf die endliche Ruhe warteten. Aber auch durch den vorgeſchleuderten Riegel von Rauch und Feuer brachen noch kampffähige

Körper vor, nicht mehr viele und auf dem Grabenrand hundertfach von Revolverkugeln und Bajonettſtichen empfangen, jedoch einige Dutzend kamen dennoch ihrerſeits zum Wurf und dann auch an ihren Mann; damit fuhren überall die Meſſer heraus. Indeſſen folgte der erſten Sturmlinie beinahe auf dem Fuß eine zweite. Wer mit ſeinem Mann zuſammenhing, ſah, wie er mit ihm fertig wurde; kaum fand man Zeit, den einen oder andern durch einen gutgeführten Stich von ſeinem Feind zu befreien, als man wieder ans Gewehr mußte. Inzwiſchen waren es ſo und ſo viel Schützen weniger, und der zweite Sturm brachte ebenſo viel Feinde mehr zum Nahkampf. Da ihm der dritte und dieſem dichtauf der vierte folgte, ſo füllte ſich der Graben allmählich mit Engländern, toten und lebendigen, aber die Lebendigen nahmen immer mehr zu als die Toten, während ſich bei den Verteidigern das Verhältnis umkehrte. Übrigens kamen die Engländer in Gasmasken und glichen mehr traumhaften und bösartigen Teufeln als Menſchen.

Heinz hatte ſeinen Poſten mit Bedacht gewählt, weil vor ihm der Drahtverhau beinahe vollſtändig weggeräumt war und ein ganz freies Einbruchstor offen ließ. Es wurde auch von den ſuchend und eilig hin und her huſchenden Geſtalten gefunden und mit Leidenſchaft benutzt, daher ſtand er bald erwarteterweiſe im Mittelpunkt der Nahkämpfe. Die erſten Eindringenden erledigte er durch ſicher gezielte Revolverſchüſſe; was übrig blieb, das ſtachen Infanteriſten mit den Bajonetten nieder. Indeſſen taten die engliſchen Handgranaten ihre

Wirkung, und allmählich vereinsamte Heinz auf seinem Posten. Als er den Revolver leer geschossen und keine Zeit hatte, ihn frisch zu füllen, warf er ihn weg und griff zu seinem Seitengewehr. Den ersten Engländer, einen jungen Offizier, der zu ihm in den Graben sprang, bekam er mit einem raschen Griff an der Brust zu fassen; ehe es ihm noch gelang, Stand zu nehmen, brach ihn Heinz schon rückwärts über das Grabengeschütz, wo er seinen letzten Seufzer tat. Dem nächsten, der sich wie ein Tiger auf ihn stürzte, wich er aus, so daß er zunächst in die Knie brach; bevor er sich wieder erheben konnte, empfing er seinen Todesstoß, der ihn vollends hinstreckte. Obwohl nun die Handgranaten schon rings um ihn krepierten, blieb er doch wunderbarerweise heil. Zwischen zwei Angriffen fand er noch rasch Zeit, auch seinerseits die Gasmaske vorzubinden, denn die englischen Handgranaten erfüllten den Graben nach und nach mit einem schweren, beizenden Qualm. Er wußte nicht mehr, was die andern taten, blickte sich auch nicht nach ihnen um. Einmal kam irgend ein Infanterist hergelaufen, um ihm zu helfen; eine Handgranate krachte, und er sank weg, als ob er nie dagewesen wäre. Einen Stürmer erledigte Heinz, als er seine Handgranaten aufgebraucht hatte, durch einen Steinwurf vor die Brust, bevor er an den Rand des Grabens kam. Den Dienst des fehlenden Drahtverhaus begannen nun die gefallenen Körper der Engländer zu leisten, die sich dunkel gegen den Horizont häuften.

Aber es schien, daß die englische Heeresleitung die vielverwünschte deutsche Bastion heute nacht um jeden

Preis endlich in ihre Hand bekommen wollte. Den Londonern folgten Schotten, dieſen Kanadier, ihnen Inder; darauf kamen Auſtralier und wieder Inder, von den grauſamen, viehiſchen Bergſtämmen, deren Ausdünſtung ſchon ſo widerlich iſt. Heinz tat, was er konnte, ſchlug und ſtach an ſeinem Ort noch ein Erkleckliches um ſich, alles in voller Zweckmäßigkeit, aber ſchon ganz mechaniſch, ſtieß einem Inder das Seitengewehr durch den aufgeriſſenen, ſchreienden Mund in den Hals, ſchlug einen andern mit dem Schädel auf das Geſchützrohr, bis ihn die Kräfte verließen; inzwiſchen fühlte er freilich ebenſo die ſeinen abnehmen, und ſah er mit fataliſtiſcher Gelaſſenheit den Moment voraus, der auch für ihn der letzte ſein würde. Doch fand ihn der übernächſte Bruſt an Bruſt mit einem kanadiſchen Unteroffizier am Boden liegen und um ſein Leben ringen, während der fortgeſetzte Sturm der engliſchen Maſſen nun ſchon ganz ungehemmt über ihn weg und tiefer in die deutſchen Stellungen hineinfuhr. Weil droben nur jeder vorwärts wollte, blieb Heinz im Graben mit dem Unteroffizier und dieſer mit ihm allein. Er lag, wie ihn der Anprall des großen Menſchen hingeworfen hatte, auf dem Rücken im Grabenſchlamm, mit der linken Hand den Meſſerſtoß des Kanadiers aufhaltend, und von dieſem gleicherweiſe ſelber am Zuſtoßen gehindert. Mit einer gefährlichen Aufmerkſamkeit jeder des andern Blick bewachend, ſtrebte zunächſt jeder angeſtrengt nach der erſten freien Bewegung, die dem andern das Leben koſten mußte. Ein nur halb parierter Stoß des Kanadiers hatte Heinz die Gasmaske

weggeriſſen, zu ſeiner Befriedigung, da er ihm Blick und Atem befreite. Bald wußte jeder, daß er es mit einem vollgültigen Gegner zu tun habe, und dachte jeder auf eine überraſchende Wendung, um den andern zu verwirren und in der nämlichen Sekunde abzutun, zugleich aber ſeinerſeits mit größter Anſpannung der Geiſtesgegenwart auf ähnliche Unternehmungen des andern gefaßt.

Das ſtumme Todesſpiel dauerte bereits nach Minuten, und eben überlegte Heinz, daß, wenn er plötzlich die Stoßhand des andern fahren ließe und blitzſchnell deſſen Kopf an ſich riſſe, er vielleicht durch die Überraſchung ſeine eigene Hand befreien könnte, um jenem im gleichen Moment die Schlußrechnung zu machen — als ihm ein unbewachtes leichtes ſeitliches Abirren im Blick des Kanadiers auffiel, dem er ebenſo unwillkürlich folgte, ohne freilich etwas anderes zu bemerken als die Toten und Sterbenden, die um ihn herum lagen; in demſelben Bruchteil einer Zehntelſekunde war er ſchon wieder mit ganzer Spannung über ſeiner Todesrechnung für den Feind. Nebenher fiel ihm ein gewiſſes Nachlaſſen der körperlichen Anſtrengung beim Gegner auf, das er ſogleich unbedenklich in die Kalkulation mit einſetzte. Wenn er, ſo dachte er, nun den Kopf des Kanadiers raſch niederriß, während deſſen rechte Hand in der Luft frei wurde und die linke zunächſt fortfuhr, Heinzens Stoßhand an der Erde feſtzuhalten, ſo mußte er notwendig im erſten Augenblick nach ſeiner rechten und alſo Heinzens linker Seite fallen; raffte nun Heinz alle Kräfte in einen Moment zuſammen,

ſo konnte es ihm gelingen, ſich mit dem Kanadier ſchnell nach links hinüber zu werfen, und als beinahe ſicher durfte er erwarten, daß der Unteroffizier über der doppelten Überraſchung weder ſofort daran dachte, mit dem nun freien Meſſer zuzuſtoßen, noch ſich augenblicklich an das drohende Seitengewehr des Deutſchen erinnerte, ſondern nach aller Wahrſcheinlichkeit würde er ganz inſtinktiv der Umwälzung begegnen wollen. In der Zeit würde aber Heinz ſchon zuſtoßen.

Nun war er ſeiner Sache ſo gewiß, daß er einem neuerlichen Abirren im Blick des andern nach derſelben Seite überhaupt nicht folgte, ſondern ſich in aller Tiefe auf den Augenblick zu ſammeln begann, in dem er ſeinen Plan ausführen wollte. Dunkel ging es ihm noch durch den Kopf, daß er in ſeiner nächſten Nähe einen ſcheinbar ſchwerverwundeten Inder bemerkt hatte, der ſich, immer noch den Dolch in der ausgeſtreckten Hand, wohl ſterbend noch einmal regte; gleich erinnerte er ſich auch, daß es der Menſch war, dem er das Seitengewehr in den Schlund geſtoßen hatte. Er wollte eigentlich noch einmal hinſehen, aber eine wiederholte, ſehr merkliche Schwächeäußerung des Kanadiers, oder was Heinz dafür hielt, beſtimmte ihn, ſofort die Tat auszuführen. Eben ſpannte er ſeine Nerven und Sehnen zur höchſten Leiſtung, als plötzlich neben ihm eine dunkle Hand mit einem indiſchen Meſſer in die Höhe flog, um niederfahrend mit einem fühlbar harten Stoß ſeine Bruſt zu treffen. Der halbaufgerichtete indiſche Soldat hatte freilich mit dieſer Unternehmung alles gegeben, was er vermochte; er brach neben Heinz röchelnd zu-

ſammen, indem er aus ſeinen weitgeöffneten Augen, die vieles Weiß zeigten, voll befriedigten Haſſes ihn aus nächſter Nähe anſtarrte. Zugleich ſpürte Heinz, wie eine freudige Bewegung durch die Glieder des Unteroffiziers ging; ebenſo raſch wurde er ſich klar, daß der Stoß an ſeiner gefüllten Brieftaſche ſich gebrochen hatte, und bevor der völlig überrumpelte Kanadier irgend einen Vorteil ausnützen konnte, fühlte er durch den Deutſchen mit einem harten Ruck ſeinen Kopf herabgeriſſen, ſeinen ganzen Körper gewaltig herumgeworfen, und ſeufzend empfing er das deutſche Eiſen ſeitlich in die Lunge.

Ohne ihm noch einen Blick zuzuwenden, erhob ſich Heinz. Aber er merkte ſofort, daß er für die nächſten Stunden nicht zu brauchen war. Vor ſeinen Augen hing es wie Trauerflor. Seine Knie wankten unter ihm, und von ſeinem Herzen ging ein Zittern aus, das ſich dem ganzen Körper mitteilte. Nachdem er ſich einige Schritte hingeſchleppt hatte, ohne zu wiſſen, wohin, ſetzte er ſich auf die umgeſtürzte Schützengrabenkanone, und dort fanden ihn die zurückkehrenden Deutſchen, als ſie die Engländer vor ſich hintreibend die Baſtion wieder nahmen. Zwei Tage ſprach er nicht. Am dritten begann er wieder, aber mit einem tief veränderten Ton. Unterdeſſen kam ſein Regiment in die Reſerveſtellung, um wieder aufgefüllt zu werden. Das indiſche Meſſer hatte etwa acht Briefe durchſtoßen, ſechs von der Klingſe und nur zwei von Linde, und noch in ſeine Bruſt eine etwa zolltiefe Wunde geſchlagen. Dazu kam, daß die Briefe der Klingſe ſchöngeiſtig und

wenigſtens achtſeitig waren, die Lindes einfach liebend und nur vierſeitig, machte im ganzen dreißig Blätter von der Tante und nur vier von der Geliebten. Es war alſo nicht ſchwer, zu ſagen, wer ihm das Leben gerettet habe. Am Abend des vierten Tages ſchrieb er zwei Briefe, einen an Linde und einen an die Klingſe. Der an Linde lautete:

„Liebes Mariechen, wir ſind abgelöſt nach einer verdammt dreckigen Nacht, in der nicht viele von uns übrig blieben. Aber was hilft das üble Leben? Jetzt liegen wir in Reſerve und ſollen erſt wieder aufgepumpt werden. Bis dahin fahre ich jeden Tag nach Lille hinein und genieße meine Jugend. Das Meſſer eines Shiks fing meine Brieftaſche auf; zwei Bogen von Dir ſind auch daran beteiligt. Daß ihr überhaupt noch von Seele, Nation und dergleichen zu reden wagt. Wartet, bis wir wiederkommen. Sonſt habt ihr nichts zu tun. Und dann ſeht, was wir mit euch machen. So ſteht das. Mein Zielfernrohr iſt in Scherben geſchoſſen. Mags der Teufel haben. Ein neues wird nicht angeſchafft. Für mich iſt die Heldenlaufbahn vorbei. Von jetzt an wird die Pflicht getan. Faſſe das aber nicht in Deinem überſittlichen Sinn auf; das wäre ein Irrtum. Ich habe es einfach ſatt, mit dem Tod zu ſpielen. Das Leben hat dafür zuviel Reize. Laß Dir's gut gehen. Herzlich Dein Heinz."

Linde ſchrieb ihm zurück:

„Liebſter Heinz! Ich habe eine Kerze geſtiftet zum Dank dafür, daß Du heil aus der Gefahr gekommen biſt. Oder vielleicht nicht einmal ſo rein aus Dank als aus

Freude darüber, und in der Freude tut man gern etwas, das hübsch ist und wohl lautet. Wenn mir jemand sagte, ich wäre unfromm, so würde es mich sehr treffen, aber ich fürchte, daß sich jemand finden wird, und daß ich ihm nichts werde erwidern können. Der Onkel sieht mich manchmal verwundert an, und auch der Brigitt gebe ich zu denken; ich sehe es wohl. Aber ich kann's nicht ändern. Und, lieber Heinz, ich bitte Dich herzlich, werde wieder ein Held, auch wenn ich je länger, je weniger eine Heldin bin. Es steht Dir so wohl, daß wir alle um Dich Angst haben; Gott verzeihe mir die Lästerung. Wie soll ich mich erklären? Das Herz läßt sich nicht gern etwas nehmen. Du denkst daran, daß ich damals sauer dazu sah. Heut seh' ich süß. Liebster Schatz, ändere nichts; Gott wird Dich bewahren! Mehr kann ich heute nicht schreiben; in mir braust's wie ein Bienenvolk, und jeder Flügel will zu Dir. Man hätte viel Honig. Wenn Du aber auf Urlaub denkst, so folge dem Gedanken nicht. Schicke mir die vier Blätter oder eins davon; ich will sie sehen, dann bekommst Du sie wieder. Deine Marie Linde."

Sie bekam sie nie, aber der Klingse hatte er von sich aus eins von ihren geschickt. Dazu schrieb er folgendes:

„Liebe Tante Malva! Ich habe vor einigen Tagen mit den Engländern eine ekelhafte Nacht erlebt und darüber allerlei Scheu verloren. Sieh Dir das beiliegende Blatt an. So sehen sechs Briefe von Dir aus, etwa dreißig Blätter, die ich in der Brieftasche trug. Ohne sie wäre ich wohl nicht mehr in der angenehmen Lage, an Dich zu schreiben, denn der betreffende Shil

hat, obwohl ſterbend doch noch ganz anſtändig zugeſtoßen. Ich kann es alſo betrachten, wie ich will, ſo haſt Du mir das Leben gerettet. Und ich kann auch das betrachten, wie ich will, ſo habe ich Dich nicht in gleicher Weiſe vor dem Stoß bewahrt. Das iſt der Sinn von dem, was ich von der verlorenen Scheu ſage. Du biſt eine große Frau, und ich bin ein deutſcher Offizier, und wir werden einander nichts mehr vormachen. Sieh mal, in mir war bis neulich die Luſt, ein übriges über meine Pflicht zu tun, mit dem Schickſal anzubinden, denn da war etwas, was verausgabt ſein wollte, die Luſt am Beſondern, die ihre Abenteuer forderte. Damit bin ich jetzt fertig. Ich habe meine Orden und meine beiden Eiſernen Kreuze. Weiter komme ich ohnehin nicht mehr. Und das Eiſerne erſter wird mir ſpäter im Frieden ſchon die Türen auftun, die ich offen haben will. Meinen Anteil am Krieg habe ich geleiſtet, das übrige iſt Pflicht, nicht mehr, nicht weniger. Es war ein Moment, da gehörte ich ſchon mehr dem Tod als dem Leben; von einem ſolchen Standpunkt aus bekommt manche Sache ein anderes Geſicht. Jetzt habe ich den Wunſch, durchzukommen, weil ich nachher mit meiner Jugend und Kraft etwas anzufangen weiß. Es ſoll mir keiner mehr mit dem Kaiſertum der deutſchen Seele und der deutſchen Weltanſchauung die Ohren vollreden. Was iſt das, die deutſche Weltanſchauung? Du mußt hören, was ſie gerade vor meinen Fenſtern ſingen. ‚Denn dieſer Feldzug geht auch vorüber, und dieſe Schweinerei iſt bald vorbei.‘ Wir haben alle die Naſe voll vom Heldentum. Nehmt euch in acht, wenn

wir zurück kommen. Manchmal leben wir in einer ganz gefährlichen Wut, aber meiſtens denken wir nicht weiter als in unſre Patronentaſchen und Brotbeutel. Jetzt hat man uns in Reſerve geſtellt, um das Bataillon wieder aufzufüllen. Vorläufig bin ich jeden Nachmittag in Lille. Etwas elegantes Leben zu ſehen tut wohl nach der Dreckhamſterei. Alles was wahr iſt, für ſolche Frauen kann ſich der Franzoſe ſchon ſchlagen. Wofür ſchlagen wir uns eigentlich? Ich frage für die andern; für mich bin ich nicht im Zweifel. Aber um ehrlich zu ſein: noch lieber hörte ich jetzt mit der Schlägerei auf, und zwar aus der gleichen Betrachtung. Leb' wohl und vergiß mich nicht. Dein Heinz."

Die Antwort der Klingſe lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Junge! Wenn ich's genau überlege, ſo muß dieſer furchtbare Stoß dich noch getroffen haben. Warum verſchweigſt Du mir das? Haſt Du Dich unnötigerweiſe in dieſe Gefahr begeben, ſo muß ich Dich heftig tadeln. Und hat die Nacht, von der Du ſprichſt, Dich von einer Jünglingsſchwärmerei geheilt, ſo ſei ſie immerhin geſegnet. Deinen Entſchluß kann ich nur billigen. Nach dem Krieg kommt wieder ein Frieden; was hilft er dem, der ihn nicht erlebt? Wohl Dir, daß Du weißt, wofür Du kämpfſt, und noch beſſer, wofür Du leben bleiben willſt. Was dann eure Wut angeht, ſo werden wir uns ſchwerlich ſehr in acht nehmen, wenn ihr zurückkommt. Dazu ſind wir ſchließlich wohl auch nicht da. Nun, was Du noch nicht weißt, das wirſt Du ja erfahren. Kannſt Du nicht einen Urlaub bekommen? Es iſt ja nicht geſagt, daß Du ihn

wieder in einer Kleinstadt bei Kleinstädtern verbringen wirst. Sei ein Mann, mein Junge, und rechne mit Deinen Kräften, damit ich auf Dich stolz sein kann. Deine Malva."

Nach diesem Brief beantragte er sofort Heimaturlaub, aber er wurde ihm abgeschlagen, weil die Wiedereinrichtung des Bataillons bereits in vollem Gang war. Da faßte er sich ziemlich kalt und begann seine neue Soldatenlaufbahn.

Zweiter Teil

Ehrgeiz

Erſtes Kapitel

Der Gregorianiſche Lobgeſang wird noch einmal angeſtimmt. Linde fällt in Verdacht, Geheimniſſe zu haben. Eine Prozeſſion führt zu keinen andern Einſichten als in das Weſen der Unwiſſenheit.

Inzwiſchen fand unter der Anführung des Dechanten die alljährliche Herbſtprozeſſion auf den Kalvarienberg ſtatt. Man betrachtete ſie als einen Erntedankgang, aber ſie ſtammte unter allerlei Umbildungen aus einem frühern Jahrtauſend, und gelehrte Leute, zu denen auch der Dechant gehörte, wußten, daß ſie urſprünglich im Land der Wotanseiche mit dem herbſtlichen Lichtwechſel zu tun gehabt hatte. Früher war der Feſttag im Monat feſtgelegen, aber in Anbetracht des unſichern Wetters hatte der Dechant den Gang unter der Billigung ſeiner Behörden auf den Sonntag vor dem Vollmond gelegt, da dort nach der Erfahrung von altersher noch am ſicherſten gutes Wetter angetroffen werden konnte. Bisher war ihm auch noch keine Prozeſſion verregnet.

Aber mit dieſer hatte es ſeine beſondere Bewandtnis. Nicht als ob einer ſternenhellen Nacht niederträchtig ein trüber Morgen gefolgt wäre. Die Frühſtunden brachen vielmehr in tiefer und reiner Bläue aus der Himmelshöhe herein, nachdem nur einmal der Morgennebel

gehörig in der Tiefe verarbeitet war. Auch an den Hausgenoſſen ereignete ſich, nach den Seltſamkeiten jenes Abſchiedsmorgens, keine neue Überraſchung. Zwar hüteten noch die beiden Frauen das Bett, jede das ihre, aber Brigitt ging es weiter nicht bedenklich, obwohl ſchmerzhaft genug, und die Tante hatte ſogar angezeigt, daß ſie heute zum Mittageſſen zum erſtenmal wieder aufſtehen werde. Der Dechant betrachtete dieſe Meldung ſogar mit beſonders zufriedenen Blicken, nicht weil ſie ihm wieder die anregende Tiſchgeſellſchaft der großſtädtiſchen Verwandten verſprach, ſondern weil er ſie für eine Voranzeige ihrer endlich in nähere Sicht gerückten Abreiſe hielt. Obwohl ſie bei ſeinen Krankenbeſuchen religiöſe, ſogar katholiſche, Lektüre in ihren Händen ſehen laſſen und mit ihm ebenſolche Geſpräche geführt hatte, für eine proteſtantiſche Rationaliſtin ſogar ordentlich einſichtige, und obwohl ſie von ihm verſchiedentlich auf weichen und zugänglichen Stimmungen betroffen worden war, ſo hatte es ihm doch nicht gelingen wollen, Vertrauen zu ihr zu faſſen. Auch nahm er ihr ernſtlich übel, daß ſie das Liebesglück der jungen Leute zu ſtören verſucht hatte, und wenn er auch lange nicht alles wußte, ſo war ſchon dies genug, um ihm mit einiger Deutlichkeit zu zeigen, daß ihre Wirkung auf die Geſelligkeit der Menſchen, jedenfalls ſeines Hauſes, ſich ſeit zehn Jahren nicht verändert hatte.

Von Seite der Tante erwartete er alſo in nächſter Zeit nur Erfreuliches. Was Linde anging, ſo war ſie neuerlich etwas blaß und ſah mitgenommen aus; er ſetzte den Zuſtand auf Rechnung der Sorge um ihren entfernten

Geliebten, und außerdem hatten ihr die letzten Wochen bei ihrem Eigensinn, keine Hilfskraft zu nehmen, Tag für Tag ein sicheres Übermaß von Geschäften im Haus und um die beiden Kranken gebracht, von dem es ein Wunder schien, daß sie es bei ihrer zarten Konstitution noch so lange zu treiben wußte. Der Dechant selber war dabei mit ihr längst nicht mehr auf seine Rechnung gekommen, da sie für ihn wenig oder keine Zeit hatte, und so versprach er sich von der bevorstehenden Abreise der Tante auch für das Mädchen etwas. Er stand so lebhaft unter dem Gefühl dieser angenehmen Aussicht, daß sie ihn noch viel sonntäglicher stimmte, als er's ohnehin schon war, und während er sich in seinem schönen alten Mahagonischlafzimmer rasierte und ankleidete, summte er nach so langer Zeit zum erstenmal wieder den Gregorianischen Lobgesang. Darauf zog er ein Paar festere Schuhe an, da er doch einen Gang über Land vor hatte, tat einen letzten Blick in den Spiegel, setzte das schwarze Pfaffenmützchen auf, freute sich noch einmal, wie still und gediegen das Morgenlicht auf den Formen des polierten Mahagoniholzes spielte, und stieg dann mit dankbaren Gefühlen nicht nur für die Jahresernte sondern auch für die seines bisherigen Lebens die Treppe hinunter, um sich zum Frühstückstisch zu begeben, von Bob, der schon eine Weile eifrig an der Tür gekratzt hatte, freudig begleitet.

Dort hatte Linde schon alles hergerichtet. Auf der goldnen Maserung der Birkenmöbel lachte die offene Sonne. Die blauen Sessel mit den weißen Nägeln leuchteten erfreut auf, als ihr Herr eintrat. Die edlen Formen des Gläserschranks belebten sich unter seinen

Blicken. Violette und blaue Aſtern ſtanden in Vaſen oder als lebende Pflanzen in Töpfen auf guten Plätzen. Bemerkte er noch die weißen angenehmen Mullgardinen, ſo fand er, daß nachgerade in dem Zimmer ebenſoviel von Lindes Weſen ſich ausſprach als von ſeinem. Juſt trat ſie auch wie eine kleine Siederei mit dampfenden Keſſeln und Kannen durch die Tür, klar und entſchieden in aller Arbeit und Plackerei, der ſie ſich eigenwillig unterzog, und mit hellem Morgengruß auf Stirn und Lippen.

„Nun, da biſt du ja, du unverbeſſerliche Unruhe,“ begrüßte er ſie nicht durchaus mißfällig. „Was haſt du denn ſchon wieder um halb ſieben heute früh im Haus herum zu wirtſchaften gehabt?“

Linde lachte eine Spur. „Warum ſchläfſt du nicht, anſtatt mir aufzupaſſen?“ ſagte ſie freundlich aber ein wenig betreten. „Ich bin doch ſo leiſe bei dir vorbeigegangen. Daß die Dielen knarren, dafür kann ich freilich nichts, ſo viel ich mich darüber ärgere.“

„Sieh nur zu, daß du bei dieſem Betrieb übrig bleibſt!“ verſetzte der Dechant ernſter. „Haſt du dafür geſtern in alle Nacht hinein gearbeitet, daß du nicht einmal den Sonntag mit einer chriſtenmäßigen Beſchaulichkeit beginnen kannſt?“

„Wenn du ſo viel redeſt, Onkel, ſo wirſt du zu ſpät zum Hochamt kommen,“ erwiderte ſie beſcheidentlich ablenkend. „Vergiß auch nicht, daß du vorher ordentlich eſſen mußt. Willſt du zuerſt Brot mit Käſe und dann mit Wurſt oder umgekehrt?“

Er wollte es umgekehrt, und ſie richtete ihm alles geſchickt und ſorglich her, goß ihm Kaffee ein und begann

derweilen von ihrer Patientin zu berichten nämlich von Brigitt, der es heute erträglich ging, da ſie fieberfrei war. Die Tante hatte ſich ihrerſeits eine berufsmäßige Pflegerin kommen laſſen, ein Weib zwiſchen Dreißig und Vierzig, nicht vom allerbeſten Ruf und mit einem ziemlich üblen Mann behaftet, aber die einzige in ihrem Fach und beſonders von den proteſtantiſchen Familien, die ſich nicht gern der Nonnen aus dem Kloſter bedienen mochten, in den vorkommenden Notfällen zugezogen. Nun hatte man ſie ſchon um die drei Wochen ſchmutzig, unverſchämt und ewig ſpionierend ungern ertragen, ohne gegen ihre Tyrannei etwas Wirkſames unternehmen zu können, da ſie an der Tante einen Rückhalt zu haben ſchien. Das bequeme Leben, das ihr dieſe im Haus machte, war auffällig. Daß ſie als einzige Perſon Butter und belegte Brote zu jeder Tageszeit haben mußte, mochte noch hingehen, aber ſie hielt ihr auch jede gröbere Arbeit fern, die ausnahmlos Linde zufiel. Da ſie außerdem noch Anſpruch auf Lindes Sekretärdienſte machte — ſie diktierte ihr eine Reihe literariſcher und gedankenreicher Briefe an großſtädtiſche Freunde —, ſo wußte der Dechant wohl, warum er nichts mehr von dieſer hatte, und warum ſie mit Nachtſtunden verlorene Tagesſtunden erſetzen mußte, aber er wußte nicht, welchen Narren die Tante an dem unerquicklichen Weibsſtück gefreſſen hatte, daß ſie es ſo verwöhnte.

Übrigens trat gleich darauf dieſes ſelber im Eßzimmer auf, um die gute Morgenſtimmung doch in etwas zu ſtören, und zwar durch ein Ei vom Frühſtück der Tante, das ſchlecht ſein ſollte. Linde roch und konnte nichts

daran finden, ſagte übrigens gehalten, daß ſie für heute kein anderes im Haus habe, da Eier jetzt ſchwer zu bekommen ſeien, und die Pflegerin ging ab mit dem Ei, das ſie nachher mit Genuß ſelber aß, und mit einer unverſchämten Gloſſe über die Hausordnung, gegen die nichts zu ſagen war, wenn man ſich nicht in einen endloſen Zank verwickeln wollte. Beim Hinausgehen klemmte ſie noch den nicht ganz ſaubern blauen Rock zwiſchen die Tür, die ſie noch einmal aufſtieß und dann offen hinter ſich ſtehen ließ, während ſie ſchimpfend die Treppe hinaufſtieg.

Mit dieſem roſtigen Nadelöhr und dem zugehörigen ſchlechten Faden ſchlug ſich dann die beſondere Bewandtnis zur Naht, von der ſchon die Rede war. Eben bemerkte der Dechant halb verdroſſen und halb verwundert, daß die Perſon ein ganz hübſches Weib ſein könnte, wenn ſie nur etwas ordentlicher leben wollte, als die Hausglocke ſchrill anklang, Bob wuffend vom Fenſterbrett herunter fuhr, und Linde, die ſich gerade vom Schließen der Tür wieder geſetzt hatte, von neuem aufſtehen mußte. Gleich darauf ertönte draußen die krähende Stimme eines betrunkenen Menſchen und die abwehrende Lindes, von der andern eifrig überſchrieen, die nun ſchon im Haus zu ſein ſchien, und über allem der zornige Alarm des Hundes, mit dem ſich der Beſucher ebenfalls auseinander ſetzte. Der Dechant erhob ſich, um ſelber zum Rechten zu ſehen. Im Hausgang ſtieß er mit einem Menſchen zuſammen, der durch ſeinen Atem wie durch unmißverſtändliche Worte und Gebärden das erſchreckte Mädchen vor ſich her trieb und überaus unternehmungsluſtig nach dem Pfaffen

verlangte. Beim Licht der offenen Küchentür war es der ſtadtbekannte liederliche Ehemann der Pflegerin. Streng nach ſeinem Begehr gefragt, blieb er dabei, daß er den Pfaffen ſprechen wolle, und erſt, als ihm bedeutet wurde, daß hier kein Pfaffe ſei aber draußen viel friſche Luft, begann er ſich den Mann im dunklen Hausflur näher anzuſehen, und fand, daß es der Pfaffe ſelber ſei, obwohl er eigentlich von vornherein nichts anderes erwarten konnte. Da begann er gewaltig herauszurücken. Er war gar kein ſo übler Schlag Menſch, ordentlich gewachſen und nicht eben dumm ausſehend aber unſäglich verkommen und verhetzt.

„Sehen Sie mal an, Sie ſind ja — ja der Pfaffe ſelber!“ rief er, ganz überraſcht von dem Glückszufall, und immer in der Tiefe gegen Bob kämpfend, vor dem er ſich zu beſorgen ſchien. „Hören Sie mal, Sie Herr Pfaffe, ich — ich glaube nicht an Sie. Es gibt keine Pfaffen. Tja. Nicht die kleinſten Pfaffen gibt es für einen gebildeten Weltbürger. Denn wenn es den kleinſten Pfaffen gäbe, ſo ſtände ich doch nicht hier und ſagte: ‚Es gibt keinen Pfaffen, nicht einmal den allerwinzigſten!‘ An Ihren Hund glaube ich, der hat mich ins Bein gebiſſen. Das iſt eine Belialswirtſchaft hier! Weg! Aber wenn Sie ein Pfaffe ſein wollen und erlauben in Ihrem ei — eigenen Haus ſo — ſo unſaubere — ſo anſtößige Dinge — ſo — ſolche Unzucht, was? Und Mord und Totſchlag und Blutvergießen! — Befehlen Sie mal Ihrem Hündchen, ſonſt muß ich ihm zu meinem Bedauern die Schnauze zertreten. — Tja, was glauben Sie denn? Wenn ich nicht ein Lu — Lungenleiden hätte, ſo wäre

ich doch auch ein He — Held draußen im Schützengraben. Aber wir haben den na — nationalen Auftrag, im Land die Sittlichkeit — aufrecht zu erhalten. Mittelſt moraliſcher Kontributionen an der fehlbaren Bourgeoiſie. Sobald wieder Frieden iſt, ſollen Sie einmal ſehen, wie da aufgeräumt wird mit der Bourgeoiſie. Bringen Sie gefälligſt in Anſchlag, daß ich ein gebildeter Ma — Mann bin, der beſſere Tage geſehen hat. Und daß ich nicht umſonſt hier vor Ihnen ſtehe. Und dann ſagen Sie mir, Sie Herr römiſcher Pfaffe, warum liegt denn die feine Dame droben im Be — Bett? Ihre — geehrte Frau Verwandte? Haben Sie ſich nie geſagt, daß das meinem Geiſt zu denken geben muß? Was?"

Der Dechant hatte ihm bisher mit groß aufſehendem Blick zugehört, während ſeine Miene zugleich einen ſtark nach innen gekehrten Zug annahm und die Zornader an ſeiner Stirn ſchwoll.

„Es iſt gut, daß jedenfalls Ihre Bildung feſtgeſtellt iſt," ſagte er ruhig, wenn auch mit drohendem Unterton. „Mehr iſt für den Augenblick wohl nicht nötig. Wenn Sie morgen noch den Schwung in ſich verſpüren ſollten, dies Geſpräch fortzuſetzen, ſo kommen Sie wieder, aber in nüchternem Zuſtand; es ſoll Ihnen dann nicht an Auskunft fehlen!"

„In — in nüchternem Zuſtand?" ſtotterte der Menſch verblüfft. „Ich bin in nü — nüchternem Zuſtand, ſogar in einem ſehr gebildeten nü — nüchternen Zuſtand, wenn Sie geſtatten. Wenn Sie ihn aber noch nüchterner wollten, ſo müßte ich ſagen: ‚Wie — wie ſollte ich dann das Geſchäft der moraliſchen Kontribution an der hieſigen

Bourgeoiſie ausüben?' Dazu muß ein gebildeter Mann ſchon etwas angetrunken ſein, wie Sie leicht begreifen werden. Aber es iſt gut; Sie wollen Zeit, um ſich zu bedenken. Ich werde morgen wiederkommen. Aber in nü — nüchternem Zuſtand, Sie römiſch-katholiſcher Spaßmacher? Wiſſen Sie die Geſchichte von der Thronbeſt — beſteigung des Kaiſers, als der Kaiſer geſagt hatte: ‚Und daß ich das halten werde, glaube ich, ſchwöre ich!' Und als er das geſagt hatte alſo, und der Wilhelm Lehmann hatte nicht verſtanden, denn er war taub auf dem linken Ellbogen, Sie Spaßmacher, Sie! Ich könnte mich ſchief lachen über Sie! Nüchtern ſoll ich Ihnen kommen? Pſch — hihi! Aber wiſſen Sie, was der Fritz Schulze dann ſagte, als der Wilhelm Lehmann mit ſeinem tauben linken Ellbogen nicht verſtanden hatte? ‚Dann zieh dir det nächſte Mal den Rock aus, du Affe, damit du beſſer hören kannſt. Er hat jeſacht: Und daß ich det halten werde, det jloobe ich ſchwerlich!' Wie haben Sie geſagt? Nüchtern ſoll ich Ihnen kommen? Sie, ich will Ihnen was ſagen: Das glaube ich ſchwerlich! Jawohl, ich gehorche Ihrem ſanften Druck nach der Türe. Ich warne Sie freundſchaftlich davor, mich als einen gemeinen Verbrecher zu betrachten! Aber wenn Sie ſkandalöſe Dinge im Haus geſchehen laſſen, Hochzeitsnächte ohne den Segen Gottes und Blutbäder, und wer weiß was ſonſt noch: ach Sie Spaßmacher, und da ſoll ich Ihnen nüchtern kommen? Daß Ihnen der Nabel abdorre! Morgen um zehn Uhr vormittags bin ich wieder hier."

Weiter mit ſich ſelber redend und mit den Händen fechtend ſtolperte er über die Schwelle und aus dem Haus.

Als er sich umdrehte, um noch einmal auf die Nüchternheit zurückzukommen, schlug schon die Tür ins Schloß. Er machte eine tief grüßende Bewegung gegen sie und torkelte plaudernd davon, und alles in allem erweckte er den Eindruck eines ausnehmend glücklichen und harmlosen Menschen.

Der Dechant fühlte von dieser Stimmung nichts an sich. Als er mit schwer denkender Stirn ins Eßzimmer trat und sein Blick Linde suchte, fand er sie blaß mit aufgestütztem Kopf am Tisch sitzen. Seinen Augen zu begegnen vermied sie. Sie starrte mit einem verständnislosen Gesichtsausdruck vor sich hin, und in ihrer Haltung war etwas, was ihn für sie leiden und auf eine gewisse männliche Art betreten machte. Unwillkürlich fiel ihm ein, daß sie seit Heinzens Abreise nicht mehr zur Beichte gewesen war. Schließlich wurde ihm ihr Anblick beschwerlich, und er trat ans Fenster, um einige Augenblicke auf den Platz hinaus zu sehen. Dann erinnerte er sich an die Pflegerin, wandte sich ins Zimmer zurück und ging nach dem Hausflur, wo er ihren Namen rief. Als sie nicht antwortete, stieg er die Treppe hinauf, um sie zu suchen. Er fand sie in ihrem Zimmer, wo sie sich stellte, als ob sie mit Ordnen beschäftigt sei. Sie blickte ihm scheinbar verwundert und unwirsch entgegen, und er sah ihr an, daß sie um alles wußte.

„Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, warum ich Sie suche," bemerkte er, nachdem sie den Blick unsicher von ihm abgezogen hatte. „Sie standen ja wohl über der Treppe und machten Ihrem Mann Zeichen. Sehen Sie zu, daß ich Sie bei meiner Rückkehr von der Prozession nicht mehr hier vorfinde."

Sie antwortete nur mit einem Achſelzucken, indem ſie ihm den Rücken drehte. Er zog die Tür zu und ſtieg langſam die Treppe wieder hinunter. Drunten fand er Linde in der gleichen Haltung wie vorher. Er konnte es nicht verhindern, daß ihm ein fremdes, leiſe erkältendes Gefühl von Mißtrauen durch die Seele ging.

„Hat dich denn der Betrunkene ſo ſehr erſchreckt?“ fragte er endlich immer noch nicht ohne Güte aber mit beſchatteter; er legte ihr die Hand auf den Scheitel und bog ihr den Kopf leicht zurück, eine Liebkoſung, die er gerne brauchte, weil es ihn immer freute, ihr reines und offenes Geſicht mit den ſtillen Augen und dem feinen Mund unter ſeinem Blick aufgeſchlagen wie ein ſchön gedrucktes Brevier beſchaulich zu leſen. Jetzt war es nicht offen, oder es hatte ſich verblättert. Die Augen ſahen ihn zwar an aber ohne Ausdruck und Mut. Und der Mund blieb geſchloſſen; ſie hatte ihm auf ſeine Frage nichts zu antworten, nichts Wichtiges und nichts Unwichtiges. „Kind, haſt du mir etwas — anzuvertrauen?“ fragte er noch. Sie ließ den Blick nicht ſinken; es fehlte ihr ebenſo an Freiheit, ihn wegzunehmen, wie an Mut, ſeinem von innen heraus mit Feſtigkeit zu begegnen. Schließlich ließ er ſie. Indem er ſich zu ſeinem erkalteten Kaffee ſetzte, geſchah es mit einem Gefühl väterlicher Betroffenheit; beinahe war er ratlos. Sie ſchenkte ihm eine friſche Taſſe voll, legte ihm auch noch vor, alles mit ſozuſagen verlorenen, hilfloſen Bewegungen und mit gewohnheitsmäßig offener aber leerer Gebärde. Er genoß nicht mehr viel, ſchob ſchließlich das Ganze von ſich und ſtand auf; es wurde auch Zeit, daß er in die Kirche kam. Gern hätte

er ihr, von der ihn ja noch nichts Handgreifliches trennte, ein gutes und entlaſtendes Wort zurückgelaſſen, aber er vermochte keins zu finden, das ihm zugleich entgegenkommend und würdig ſchien. „Sie ſieht doch aus wie eine Schuldige!“ fuhr es ihm wieder ganz unwillkürlich durch den Kopf. Darüber erſchreckt und beſorgt zwang er ſich doch noch zu einigen gleichgültigen Worten.

„Frau Kienold“ — das war die Pflegerin — „wird im Lauf des Vormittags das Haus verlaſſen. Nun, darüber reden wir noch. — Ich denke um ein Uhr zurück zu ſein.“ Sie nickte ſtumm. „Auf Wiederſehen.“

„Auf Wiederſehen.“

Während der Dechant zur Sakriſtei ging, begann ſeine Erinnerung lebendig zu werden. Es begegneten ihm feſtlich gekleidete Kirchgänger, die ihn ehrfürchtig grüßten; er antwortete gedankenabweſend. Verfolgte er die Zeit von der Abreiſe ſeines Neffen zurück bis zu deſſen Ankunft, ſo fand er alles einfach, klar und verſtändlich. Der Morgen der Abreiſe hatte ihm ſchon damals zu denken gegeben; heute gewannen ihm noch einige Wahrnehmungen während der vorvergangenen Nacht an Bedeutung. Zuerſt etwa eine Viertelſtunde nach Mitternacht glaubte er etwas ſchwere, ungleiche Schritte den Korridor hinunter gehen zu hören, die nach ſeiner Meinung von der Magd herrührten. Etwas ſpäter war es ihm, als vernehme er das heftige Geflüſter oder Geraune einer erregten Perſon, und zwar wiederum Brigitts, worauf nacheinander aus der Gegend von Heinzens Zimmer zwei Perſonen weggingen, die eine nach dem Zimmer

der Tante, wo die Tür hörbar ins Schloß fiel, die andere etwas ſpäter und viel langſamer nach der Treppe zur Manſarde, deren Stufen dann unter ihr deutlich knarrten. Nachher ſpielten ſich in Brigitts Zimmer, das über ſeinem lag, die bekannten Nachtgeräuſche ab.

Darauf morgens um vier Uhr weckte ihn aus einem ſeltſam unruhigen Schlaf eine männliche Stimme, die ihm mit halb unterdrücktem Klang zu ſagen ſchien: „Gute Nacht, mein Liebling!“ Aber die Worte waren noch in ſeinen Schlaf gefallen, ſo daß er nicht ſicher wußte, ob er ſie nicht bloß geträumt habe. Das Geräuſch einer Tür dagegen und zwar deutlich derjenigen des Soldaten vernahm er dann in vollkommen wachem Zuſtand. Nun hatte er ſich vor dem Einſchlafen, unwillkürlich beunruhigt von den vernommenen Geräuſchen, noch Gedanken gemacht über das Liebesverhältnis der jungen Leute zueinander, und den gehörten Ausruf konnte er ſich als Traumvorgang ſehr leicht erklären. Wie ein körperlicher Schlag hatte es ihn jedoch am andern Morgen getroffen, als er von Heinzens Tür ſchräg über den Korridor und den Teppich eine Blutſpur zur Tür der Tante gehen ſah, nicht ſofort in der dunklen Frühe ſondern nachdem Heinz ſchon fort und es Tag geworden war. Später fand er Linde darüber, dieſen blutigen Pfad mit Waſſer und Bürſte auszutilgen; obwohl er nicht mit ihr darüber ſprach, merkte er doch, daß auch ſie davon betroffen war, und wenn während der nächſten Tage die Rede auf die Tante kam, ſo zeigten ihre Züge immer eine gewiſſe Verwirrung und innere Not, die erſt nach dem Ein-

treffen der ersten Feldpostbriefe sich langsam zu lösen schienen.

Bei diesen Ereignissen und Resultaten war zwar nun genug Geheimnis und Unruhe, aber das Mädchen hatte er bisher im Licht herwärts derselben unbeteiligt auf seiner Seite stehen sehen, die Beteiligten im Dunkel drüben, und die Magd ungewiß dazwischen hin und her fackelnd. Heute zum erstenmal erfuhr vor seinen Augen dies Verhältnis eine grundsätzliche Veränderung. Linde rückte plötzlich zu den andern in die Dunkelheit, und hatte er bisher geglaubt, mit der Entfernung der störenden einen Person die ganze äußerlich haftende Hausfrage los zu werden, so bemerkte er heute zu seinem erkältenden Unbehagen, daß die Frage ihm ziemlich tief im eigenen Fleisch saß.

Unterdessen war er aber in der Sakristei mit den Meßgewändern bekleidet, und da ihn darauf fürs erste die Vorgänge des Gottesdienstes in Anspruch nahmen, kam er mit seinen Erwägungen nicht weiter. Indem er das heilige Gerät ergriff und den Opfergang zum Hochaltar antrat, fühlte er sich im höchsten Symbol ebenso erfaßt und begriffen wie die ganze auf die Knie niederfallende Gemeinde, deren Mittler mit Gott er in dieser Stunde war. Die wiedererstandene Orgel brauste ihn begrüßend auf und dämpfte ihren Ton, das heilige Gleichnis bedenkend, scheu zum ehrfürchtigen Gesang. Der Weihrauch strömte in dichten Wolken aus den geschwungenen und leise klirrenden Gefäßen der Meßknaben. Das Glöckchen ertönte gebieterisch durch den hohen Raum, und die Hände der Gemeinde regten sich fromm zum Zeichen des Kreuzes. Jetzt sah er keine Gerüste und keine Bauge-

geſchäfte mehr; in ſeiner prieſterlich erregten Phantaſie ſpürte er nur noch hinter ſich ſeine trübe Gemeinde und ahnte er vor ſich die klare Gottheit, und jetzt wie immer überfiel ihn angeſichts der hohen dunkel leuchtenden Fenſter des Chors die Anſchauung, daß wie durch dieſe das Tageslicht in den Dom durch ſeine dunkel leuchtende Seele das Licht der Ewigkeit gedämpft in das verſammelte Daſein der Gemeinde falle. Er erfüllte durchaus jeden Satz ſeiner lateiniſchen liturgiſchen Feier mit Leben und prieſterlicher Leidenſchaft zur ſtets neuen verwunderten Ergriffenheit ſeiner Vikare, die ihm ſtill dienten.

Heute ragte zum erſtenmal wieder über dem Hochaltar das gewaltige, kühne Kruzifix aus dem Mittelalter, das der Dechant gegen die Begehrlichkeit der Muſeumsleitungen und den mittelbaren Druck der Regierungsorgane ſo zäh als erfolgreich verteidigt hatte, und blickte aus ſeiner furchtbaren Stimmung von Leiden erſchüttert und durch Leiden erſchütternd auf die Gemeinde und den Prieſter herab, und das Kyrie des Dechanten hatte lange nicht mehr ſoviel gegenſtändliche Wucht der Wirklichkeit entfeſſelt wie heute unter dieſer alten wildgroßen Darſtellung des dämoniſchſten und zugleich heiligſten Menſchen. Zum Gott in dieſem brauſte dann wieder deſto ſchimmernder das Gloria der Orgel auf, immer von der tiefen, betrachtenden Stimme des Dechanten unterbrochen und neu erregt. Sein Credo aber erdröhnte von den unwandelbaren Fundamenten ſeiner chriſtlichen Sicherheit mit männlich reifer Kraft voll und unwiderſprechlich, ſo daß ſeine gläubige Stimme den ganzen tiefen Raum organiſch füllte und jeden auch den

unbelebten Gegenstand darin im Gedanken an seinen Schöpfer auf einen Augenblick lebendig bewegte. Lebendiger bewegte und tiefer füllte er noch die bereiten Seelen mit dem Gedanken an den Erlöser, der für sie geboren, gemartert, getötet und wieder erweckt wurde. Im Wort von der heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche baute sich dann menschlich erkennbar die gotische Architektur des christlichen Bewußtseins über jedem Herzen als Gewißheit des Lebens und des Sterbens irdisch-himmlisch auf, und jedes Herz war solchermaßen gefaßt und stark gemacht zum strengen Erlebnis des Opfers, der durch die Gnade Gottes und den Glauben des katholischen Menschen ewig wiederholten Inkarnation jenes höchsten Wunders am Kreuz. In der bang ergriffenen Stille der knienden Gemeinde und dem unerbittlichen Laut der dreimal schrillenden Glocken starb jedes fromme Herz den Tod des Erlösers nach, während jede Hand, ihre Menschlichkeit bekennend, an Brust und Busen schlug. Erlöst und erneuert atmeten sodann Seelen und Lichter auf, während die Glöckchen das Zeichen der Wiedererhebung der Leiber gaben, der Priester vor dem Altar das Dankgebet anstimmte und die Orgel mit leisem Singen einfiel.

Bald darauf begannen die Glocken zu läuten, womit Stadt und Land der Auszug der Prozession aus dem Dom verkündet wurde. Nach vollbrachtem Dank erfaßte der Dechant das Allerheiligste, und wandte sich damit erneut der Gemeinde zu, um nun über die Stufen des Altars hinabsteigend durch den Mittelgang den Dom der Länge nach zu durchschreiten, gefolgt von seinen beiden

Gehilfen und von den Miniſtranten. Vor dem Portal ſtand ihm der Traghimmel bereit, unter den er feierlich trat, indeſſen die Orgel mit vollem Ton ins Geläute fiel, die Flügel des Portals ſich weit auftaten und das freie Tageslicht breit in den von Weihrauchgewölk und Kerzenſchein erfüllten Raum hereinflutete. Hinter den Miniſtranten ſetzten ſich die Kinder an, die Mädchen in weißen Kleidern, aber darunter mit warmen Unterröcken und Tüchern ſo wohl verſehen, daß ſie ſich mit einiger Mühe darin regten, dann die Blechmuſik, darauf die Männer und endlich die Frauen, zuletzt die alten, auch dieſe vorſorglich eingepackt. Das Feſt war dieſes Jahr ſpät in den Monat gefallen; die Sonne ſchien zwar ungehindert, aber dazwiſchen regte ſich ein friſcher Wind von den Bergen. Aus andern Gegenden Deutſchlands waren bereits Nachtfröſte gemeldet.

Nun bewegte ſich der Zug unter dem vollen Glockengeläut und dem erſten Choral der Blechmuſik vom Dom über den Platz, dann durch eine alte Bürgergaſſe nach der Hauptſtraße, dieſe hinunter über den Markt mit dem bunten Brunnen und den ſchönen, phantaſiereichen Fachwerkbauten, etwas ſteiler abwärts zum Fluß und dort über die ehrwürdige, ſteinerne Brücke dem jenſeitigen Uferweg nach dem Kalvarienberg zu. Von Zeit zu Zeit dröhnte ein Böllerſchuß aus einem der ſchwebenden Stadtgärten, die farbig herüberleuchteten. Die Glokken läuteten volltönig weiter. In gleichmäßigen Zeitabſtänden klang von der Blechmuſik eine Strophe des Chorals dazwiſchen, der auf einer eigenartigen altkirchlichen Melodie ging. Schon bauten ſich drüben

die Gaſſenzüge der Stadt mit allen Mauern und Wachttürmen, Treppen, Toren, Birken und Obſtgärten frei zum klingenden Dom auf, über ſich den blauen Himmel, zu Füßen den geruhigen Fluß, und das Ganze heimatlich eingeſäumt von einem Kranz herbſtlicher Berge und Wälder. Die nächſte Erhebung jenſeits des Tales war der Kalvarienberg, und er trug auch von allen den bunteſten und ſchwermütigſten Wald. Eine Viertelſtunde führte der Weg dem Fluß nach; beim breiten Wehr bog er nach links ab. Die Kirchenfahnen wehten rein und fromm im Wind. Die Kreuze ſchimmerten ſehr hell in der gütigen Herbſtſonne, und ihr Silber oder Gold ſtand nicht vertraulich doch freundlich zu allen Gegenſtänden der offenen Welt Gottes und geheim lebendig zu ihren Farben und ihrem Licht.

Dem Dechanten, der einmal die Augen hebend des Domes und daneben ſeines Hauſes anſichtig wurde, fiel wieder das Geheimnis auf die Seele, das ſich darin drohend eingeniſtet hatte. Während hinter ihm das ziehende Volk abwechſelnd eine Strophe des Chorals ſang oder die hochſinnigen Stationen des Roſenkranzes betete, bald ſich ſeinem himmliſchen Vater im Paternoſter zuwendend, bald der heiligſten Mutter in der engelmündigen Begrüßung, begannen ſeine Gedanken von neuem jene Ereigniſſe zu umſchweben. Er fand ſeit dem letzten Hinſehen ihre Gebärde noch befremdender geworden; beſonders mit Sorge erfüllte ihn das Verhalten der beiden Liebenden am andern Morgen. Sie hatten einander mit Blicken betrachtet nicht anders als Jungverheiratete. Sie lächelten und ſchwiegen, ſtanden eins im andern verſunken herum, und anſtatt des Trennungs-

wehs, das er von ihnen erwartet hatte, zeigten ſie ſeit dem letzten Abend einen Stimmungsumſchwung, dem notwendig ein in ihren Augen grundſätzliches Ereignis vorausgegangen ſein mußte.

Dann begannen die großen Überraſchungen des Morgens zunächſt mit dem Umſtand, daß die Tante nicht zum Frühſtück erſchien und Linde, die ſie holen wollte, mit einer Art von wiſſender Miene den Beſcheid brachte, ſie habe ſich eingeriegelt und gebe keine Antwort. Der Dechant fragte, ob ſie geſagt habe, daß Heinz fort müſſe; ſie meinte, daß wiſſe jene doch. Als er ſie noch einmal hinaufſchicken wollte, um zu erfahren, ob die Tante etwa krank ſei, machte ſie Umſtände. Mehr als klopfen und rufen könne ſie doch nicht; wenn eins nicht antworten wolle, ſo ſei ihm nicht weiter zu helfen. Der Dechant horchte verwundert auf. Warum denn in Gottes Namen ſolle ſie nicht antworten wollen? Darauf gab Linde keine Auskunft. Schließlich ſtieg er ſelber hinauf, um mit dem gleichen Ergebnis herunterzukommen. Nach einer ganz ſeinerſeitigen Beſprechung mit den jungen Leuten wurde er unruhig, und als ſie auch nach dem Frühſtück nicht antwortete, befahl er Brigitt zum Schloſſer. Sie murrte, ſie habe keine Zeit; wer denn dem Soldaten den Reiſeproviant rüſten ſolle. Die Frau Profeſſor ſchlucke ja ſchachtelweiſe Schlafmittel; vielleicht wirkten die noch. Es brauchte am Ende ein ernſtliches Machtwort, damit die alte Perſon aus dem Haus kam; als er ihr nachblickte, bemerkte er dann freilich, daß ſie ſehr übel ging, und er dachte, daß ſie vielleicht deshalb ſo wenig Luſt bezeigt habe. Zu alldem blickten die Kinder

überraſchend ſelbſtverſtändlich und einmütig drein, und ſo, daß ihnen jedermann anſehen konnte, wie gut ſie ohne den Abſchiedsgruß der Tante weiter zu leben hofften. Nun, dann kam der Schloſſer und brach die Tür auf mit dem Erfolg, daß man die Tante bewußtlos in ihrem Blut liegend fand. Das war kein kleiner Schreck, wenigſtens für den Hausherrn. Die jungen Leute erſchraken zwar auch etwas mit aber mehr ſozuſagen aus allgemeinen Gründen, und die Magd, wie es ſchien, gar nicht, ſie ſah ſogar aus, als ob ſie alles ſchon gewußt hätte. Da er aber die Magd im allgemeinen und ihre Gefühle für die fremde Frau im beſondern hinlänglich kannte, ſo brachte er ſich wohl darüber auf, daß ſie nicht einmal ordentlich mit anfaſſen zu wollen ſchien, als es darum ging, die Bewußtloſe zu Bett zu bringen — ſie war auf dem Teppich zuſammengebrochen —, aber ſonſt fiel ihm zu jener Stunde noch nichts weiter ein.

Inzwiſchen lief der Schloſſer zum Arzt, unter deſſen Händen endlich die Kranke erwachte. Ihre erſte Handlung war, daß ſie außer dieſem alle Perſonen hinausſchickte; was ſie dann mit dem Arzt allein ſprach, erfuhr niemand. Inzwiſchen wurde ſie verbunden, und nach einer Stunde kam die fremde Pflegerin ins Haus. Der Arzt war noch nicht mit der Tante fertig, ſo begann Brigitt zu ſchlottern und mit wachen Augen zu phantaſieren; als ſie ſich zu Bett zu ſchleppen verſuchte, blieb ſie unterwegs auf der Treppe liegen, und dort fand ſie Linde laut predigend und von einem magern Faſan erzählend, dem ſie mit der Geflügelſchere beigekommen ſei. Darüber erſchreckte ſie ſich nun viel heftiger. Sie rief in der erſten

Aufwallung nicht etwa den Dechanten ſondern Heinz, und mit deſſen Hilfe brachte ſie den alten Menſchen unter Dach und unter die Bettdecke. Der Arzt fragte nachher lachend, ob das nun ſo weiter gehen ſolle. Was Brigitt anging, ſo ſah es ihm nach Nervenfieber aus, und er verordnete Eis. Es war alles in allem ein verhetzter, regenkalter, unwirtlicher Morgen geweſen, nur nicht für den Liebesverein. Die jungen Leute machten den Eindruck, als hätten ſie die Sonne für ſich gepachtet; wenigſtens ſchien ſie ihnen wie den transparenten Kürbisköpfen aus Augen, Mund und Naſe, und alle Erregung ſtörte ihnen nicht eine innerliche Heimlichkeit und Gewißheit, die ſie ſich überall neu beſtätigten, wo ſie einander vor die Augen kamen. Schließlich war der Dechant nur froh, als es für den Soldaten endlich Zeit war, zur Bahn zu gehen. Begleiten konnte ihn niemand. Der Dechant hieß ihn mit Gott gehen. Wie aber in der letzten Sekunde die Liebenden dann noch einmal aneinander hingen und ſich küßten, das ging ziemlich weit über Freundſchaftsbezeigungen und ſogar über bräutliche Liebesweiſe hinaus. Er erklärte ſich dieſe Leidenſchaftlichkeit lange mit den Schrecken des Krieges, in die das Mädchen den Soldaten wieder hineingehen ſah, aber er ſtand noch heute unter dem beinahe körperlichen Eindruck, den ihm der Anblick gemacht hatte, und er konnte das Mädchen die nächſten Tage nicht ohne eine gewiſſe Scheu anſehen.

Die Vorausſage des Arztes beſtätigte ſich; Brigitt hatte ein tüchtiges Nervenfieber durchzumachen, während deſſen ſie ſich auffallend mit der Klingſe herumſchlug und ewig nicht von einer gewiſſen Geflügelſchere loskam.

Fragte man ſie aber danach, ſo wurde ſie geheimnisvoll und fing an, Kochrezepte auszukramen, die meiſten über Faſanen. Im Verlauf der Krankheit ſtellte ſich auch noch ein Gelenkrheumatismus ein, ſo daß der alte Menſch genug zu ſchaffen hatte, und der junge, der ihn pflegte, auch, nämlich Linde. Von der Tante erfuhr man weniger und nur, was ſie wollte. Sie erklärte nach einigen Tagen vollſtändiger Abſchließung von der Hausgemeinde, daß ſie geſtrauchelt und in eine Scherbe von der Glocke der Nachttiſchlampe, die mitgeſtürzt ſei, gefallen ſein müſſe. Wirklich hatte man ſolche Scherben an jenem Morgen vom Boden aufgeleſen, und alles ſchien eigentlich hinlänglich erklärt. Trotzdem ſpürte er, daß ihn aus den Vorgängen Geheimniſſe anſtarrten und ihm drohten. „Unwiſſenheit iſt ſtets ein würdeloſer Zuſtand!“ dachte er unbehaglich. „Sie ſteht gleich neben der Unreinlichkeit.“ Währenddeſſen ſang unter dem Vorantritt der Muſik die Gemeinde die Strophe: „In deiner heiligen Huld ertrinkt nun unſre Schuld. Es enden alle Pfade im Abendrot der Gnade! So ſteigt der Menſch in dir! So ſinkſt du, Gott, in mir!“ Berührt hörte er auf dieſen Text, der ihm in ſeiner myſtiſchen Selbſtherrlichkeit immer zu denken gegeben hatte, und auf die nächſten fünf Minuten vergaß er ſeine Fragen über denen des tiefſinnigen alten Liedes.

Darauf näherte man ſich dem bunten Waldrand und der erſten Paſſionsſtation. Unter einer uralten Buche ſtand ein ſteinernes Kreuz und eine kleine Kapelle mit der Darſtellung des betenden und kämpfenden Erlöſers im Garten Gethſemane. Dort hielt er eine kurze Andacht,

worauf der Zug wieder weiter ging, zuerſt auf einem etwas ausgefahrenen Waldweg an der Flanke des Hügels aufwärts und dann mit einer ſcharfen Kehre nach der waldfreien Kuppe, wo nun einem Feldweg nach von hundert zu hundert Metern die andern Kapellen ſtanden, faſt alle unter wilden Apfelbäumen; jede enthielt ein Bild vom Leidensweg des Herrn, und vor jeder machte der Dechant einen kurzen, ehrfürchtigen Aufenthalt. Zuletzt auf der Höhe der Kuppe kam man zu einem alten Friedhof mit einer kleinen, ebenfalls alten und ſchon etwas verwitterten Kirche, das Ganze umſtanden von einem Kranz gewaltiger hundertjähriger Buchen, die hier an Stelle einer Orgel aus ſehr vollen Regiſtern im Wind rauſchten. Darunter lagen in Reihen die alten und die neuen Toten und warteten auf die Auferſtehung des Fleiſches. In die Kirche zog der Dechant mit ſeinem heiligen Gerät ein, das er dort auf den Altar ſtellte, unter den Klängen der Muſik, die in der morſchen Totenkirche wunderlich von den Wänden und der hölzernen Decke hallte. Währenddeſſen hatte ſich die Mehrzahl der Gemeinde draußen um die aufgeſchlagene Freikanzel aufgeſtellt, die der Dechant kurz darauf betrat, um den Leuten eine gedrängte und ſeltſame Erntepredigt zu halten.

Zuerſt verwies er auf die abgeernteten Felder hier oben auf dem Hügel und drunten im Tal — man ſah ſie zu beiden Seiten des Fluſſes erdbraun und friſchbeſtellt in der Sonne ruhend liegen, und darüber auf ihrem Berg die alte Heſſenſtadt mit dem ehrwürdigen Dom —, darauf auf die kleineren Felder des Kirchhofs, auf denen noch die letzten Blumen der Liebe blühten, und endlich

auf die großen draußen in Frankreich und Rußland, wo der Tod die Ernte hielt aber nicht behielt, denn er mußte alles bis zum letzten Hälmchen dem Schöpfer in die Scheunen der Ewigkeit einliefern; dort wurde der Segen nach seinem Willen von der Spreu befreit und in die Äcker der Unendlichkeit noch einmal ausgesät, um nun zu weisen, was darin steckte. „Und ihr könnt mir glauben, daß Gott eine schlechte Ernte nicht weniger fürchtet als wir," sagte er. „Denn wie unser Glück und unsre Kraft ist sein Glück und seine Kraft von einer Jahresernte abhängig. Eine gute Ernte macht ihn froh und reich, eine schlechte schwach und arm. Wie habt ihr vorhin gesungen? ‚So steigt der Mensch in dir! So sinkst du, Gott, in mir!' Wer das bedenkt und begreift, dem wird Gott unentbehrlich, und der wird Gott unentbehrlich. Habt ihr schon darüber nachgedacht, wer Gott ist? Vielleicht. Aber ihr wißt es nicht. Ich weiß es auch nicht. Seit tausend Jahren predigen und singen wir von Gott und kennen ihn nicht. Wir wissen nur, daß er unser Gericht sein wird. Und sicher werden wir seine Ernte sein. Aber wer er ist, dies schreckliche Geheimnis, meine Freunde, wird sich erst dort klären. Und erst dort wird sich auch in vollem Umfang das schreckliche Geheimnis klären, wer wir sind. Es kann sein, daß wir uns voreinander entsetzen und unsern Anblick nicht ertragen! Es kann auch sein, daß wir einander liebend in die Arme stürzen, durch Ewigkeiten und Unendlichkeiten unaussprechlich beglückt stürzen, weil wir grenzenlos sein und nach dem letzten Ende keins mehr finden werden. So steigt der Mensch in dir! So sinkst du, Gott, in mir!

Singt dieſen Vers zu Hauſe euch noch oft vor, und bedenkt ihn noch öfter. Er kann euch ſehr frei und übermütig machen, nämlich in Gott.

Aber wir wollen zu den großen Erntefeldern in Frankreich und Rußland zurückkehren. Es iſt die Frage aufgeworfen: Hat Gott dieſen Krieg gewollt, oder hat er ihn zugelaſſen? Meine Freunde, wer von euch in ſeiner Ernte einen Apfel fände, wie das eine Frage iſt, der würde wenig Freude daran haben. Wollen wir ein Gewitter? Manchmal wünſchen wir eins, und dann kommt's, oder es kommt nicht. Laſſen wir's zu, wenn es kommt? Wir könnten's nicht abhalten, wenn wir ſchon wollten. Glaubt ihr denn, Gott ſei allmächtiger als wir? Wenn ihr's glaubt, warum ſündigt ihr dann noch? Wenn ihr's aber nicht glaubt, warum ſeid ihr nicht ſtolzer? Wenn der Frühling mit Stürmen und Gewitterregen kommt, was tut ihr? Ihr beſtellt euren Boden. Das Wetter iſt da, und ihr ſeht, daß eine Ernte daraus wird. Denkt nicht, daß Gott ein ſchlechterer Landwirt ſei als ihr! Glaubt nicht, daß es für ihn nicht auch gutes Wetter und ſchlechtes Wetter gebe! Vielleicht iſt ein großer Krieg für ihn ein fruchtbarer Sommer. Iſt er für uns nicht auch einer? Wofür führen wir eigentlich dieſen Krieg? Was wollen wir kriegen? Meine Freunde, wenn wir nicht in dieſem Krieg Gott und unſre Seele kriegen, ſo verlieren wir den Krieg! Was glaubt ihr aber, wofür Gott in den Krieg ging? Um uns zu ſtrafen? Kann ich mit einem Hagelſchlag, in den ich gehe, meine Kinder ſtrafen? Ich könnte mir's einbilden, aber es wäre keine ſehr großartige Einbildung. Er ging in den Krieg um ſeine Ernte. Er ſucht uns auf jede

Weiſe und in jedem Wetter zu kriegen, weil er's ohne uns nicht machen kann, kein Jahr, keinen Monat, keinen Tag. Er hat mehr Leidenſchaft als wir; das unterſcheidet ihn von uns. Er iſt immer, was wir ſind, wenn wir in einer heftigen Liebe liegen. Darum, wenn nun einer von euch kommt und fragt: ‚Was ſoll ich mit dieſem Krieg?' dem bin ich um keine Antwort verlegen. Ich ſage ihm, verhalte dich dazu, wie Gott, nur von der andern Seite. Hänge dein ganzes Herz daran mit aller Leidenſchaft, als ob er deine Liebſte wäre. Verſteh mich recht, du ſollſt nicht dein Herz an die Zöpfe und Zähne deiner Liebſten hängen, das wäre eine Erbärmlichkeit gegen dich, denn du biſt unſterblich, und ein Unrecht gegen ſie, denn ſie iſt ſterblich.

Was aber Gottes nächſte Ernte angeht, um die kümmern wir uns nicht! Grundſätzlich nicht. Das iſt ſeine Sache. Wir kümmern uns nur um unſre demütige Leidenſchaft, daß ſie die rechte Farbe hat, um unſern heiligen Zorn, daß er immer heiß und gerecht brennt, und um unſre Frömmigkeit, daß wir weiterhin die Herzen damit bewegen. Ich ſage euch, Gott wird ſich ebenſo in Leidenſchaft, Frömmigkeit und Zorn um uns bekümmern, denn wir ſind ſeine Ernte. So ſteigt der Menſch in dir! So ſinkſt du, Gott, in mir! Wir ſingen jetzt dieſe Strophe noch einmal miteinander."

Das war die Bergpredigt, die nachher ſo viel von ſich reden machte, und die ihn angeſichts der ſchweigenden Gräber, der brauſenden Bäume und des weiten, hellen deutſchen Landes geradeſo überfallen hatte, wie er die Gemeinde damit überfiel. Seine Hilfspfarrer, die ihn bei allen Ausſetzungen, die ſie an ihm machen

mußten, aufrichtig liebten, taten in der Folge was ſie konnten mit Auslegen und Deuten, bis er wenig oder nichts anderes geſagt hatte, als was die Kirche ſchon ſeit tauſend Jahren ſagte, und was alle andern auch ſagten. Aber jedenfalls hatte er ſich ſeine innere Spannung und ſeine Erregung vom Herzen geſprochen, wenigſtens für jetzt und hier.

An die Predigt ſchloß ſich eine kleine Frühſtückspauſe an, in welcher jeder ſeinen mitgebrachten beſcheidenen Mundvorrat verzehrte. Der Dechant legte es der Gemeinde ans Herz, ihre Papiere wieder einzuſtecken, als ob ſie Banknoten wären, um nicht den geweihten Platz durch ihr Nachgelaſſenes zu verunzieren. Er trat fragend und hörend zu dieſer und jener Gruppe, eine Unternehmung, über die ſich jedermann baß verwunderte, denn er war in den letzten Zeitläuften nicht mehr oft unter den Leuten zu ſehen. Wenn er nicht zwiſchen dem Maurerſchutt ſteckte, ſo ſaß er in ſeinem Arbeitszimmer, und die Seelſorge hatte er beinahe ganz auf ſeine Gehilfen abgeſchoben. Wer etwas von ihm wollte, mußte ihn ausdrücklich erſt auftreiben, und hatte dann noch leicht an ſeiner Ungeduld zu leiden oder an ſeiner menſchlichen Teilnahmloſigkeit. So war er nach und nach aus einem Bruder oder Vater zu einem großen Tier geworden. Wo er hinkam, da hörten denn auch die Leute auf zu eſſen, machten Reverenzen, wenn ſie ſtanden, und erhoben ſich eilfertig, wenn ſie ſaßen, und andere als ehrfürchtige oder ſcheue Antworten bekam er nirgends zu hören.

Zweites Kapitel

Die Tante wird geschröpft. Die Herzenskälte bereitet Unheil vor. Die Unwissenheit fährt fort, im Haus eine Rolle zu spielen.

Inzwischen machte die Tante ihre Ankündigung wahr und stand zum erstenmal wieder auf; die Prozession hatte sie bereits bei fortgeschrittener Toilette betroffen. Sie war etwas blaß und litt noch an ihren Nerven, so machte der fromme Aufzug eine gewisse Wirkung auf sie, wie ja Genesende für rührende oder feierliche Eindrücke überhaupt empfänglich sind. Sie hielt sich freilich für „religiös beeindruckt" und machte sich über ihre „Ergriffenheit" allerlei schöne und literarische Gedanken, worin das liebe Volk und die deutsche Seele hauptsächlich auftraten, aber Gott und die kühnen Wahrheiten der christlichen Lehre nur nebensächlich. Eben hatte sie festgestellt, daß religiöse Stimmung und „rationalistische" Lebensauffassung sich gar nicht widersprächen, weil sich diese ja auch zum Beispiel mit Lyrik und Musik und mit dem Traumtanz vertrügen, also ebenfalls mystischen Stimmungen, und sie war im besten Zug, noch eine ganze Reihe wohlunterrichteter Feststellungen zu machen und sich noch an viele andere, die sie gelesen hatte, zu erinnern, als die Pflegerin hereintrat und die Neuigkeiten des Morgens brachte und zwar so mürrisch, wie sie sie noch nicht gesehen hatte.

„Hier sind die Briefe und Zeitungen," warf sie hin, ihr die Post reichend. „Und dann wollte ich sagen, daß ich jetzt gehe. Ich habe von diesem Haus genug."

„Wieſo?“ fragte die Klingſe verwundert. „Ich habe Ihnen ja noch nicht geſagt, daß ich Sie entbehren kann. Warten Sie doch, bis ich Sie entlaſſe.“

„Was iſt da viel zu warten? Bin ich nicht mein freier Herr? Sehen Sie, daß ich meinen Lohn kriege. In einer halben Stunde will ich heraus ſein.“

Über dieſe patzige Antwort mit Recht etwas geärgert, meinte die Klingſe: „Nun, das iſt vielleicht ſüddeutſch.“ Daneben bemerkte ſie mit Mißfallen, wie raſch ihre Nerven in Schwingung gerieten. „Hier hat man ja über viele Dinge andere Begriffe. Wir ſind nicht gewöhnt, daß eine Krankenwärterin mitten aus der Pflege davonläuft.“

Natürlich begann ſich die Pflegerin nun auch zu ärgern. „Die Pflege, was die Pflege iſt, die iſt fertig,“ ſagte ſie, indem ſie zum erſtenmal nun auch gegen ihre Patientin unverſchämt wurde. „Wenn Sie mehr wollen, ſo müſſen Sie ſich eine Maniküre beſtellen. Sonſt gehen Sie vielleicht in ein Sanatorium; dort iſt alles los.“

„Sie überlaſſen das wohl mir!“ bat ſich die Klingſe aus. „Was iſt das für ein Ton? Sagen Sie, was ich Ihnen ſchuldig bin, und dann wird es mir auch lieb ſein, wenn ich Sie nicht länger ſehen muß!“

„Mir kann man hier nicht großartig kommen,“ erwiderte die Perſon mit einer vielſagenden Kopfbewegung. „Unſereins ſieht doch, was in einem Haus los iſt. Ich kann die Leute hier nicht beſonders leiden; der Pfaffe hat mir ſogar heute früh die Tür gewieſen, weil mein Alter beſoffen herein ſtolperte und Krawall machte. Aber beſſere Säfte haben ſie ſchon. So viel war in den drei Wochen zu riechen, beſonders als Ihre Wunde noch offen

war. Was für eine Wunde war denn das, wenn man fragen darf? Das mit dem Scherben von der Lampenglocke machen Sie ja mir nicht weis. Wissen Sie was? Ich glaube an die Geflügelschere der verrückten alten Magd, mit der sie das Haus vollschreit; ich hab' mir sie daraufhin angesehen. Dann hab' ich mir doch auch die Blutspur im Gang angesehen; sie kam von dem Zimmer, in dem der Leutnant die letzte Nacht geschlafen hat — oder auch nicht geschlafen, was geht's mich an. Man soll also keine großen Worte an mich hinreden. Oder meinen Sie, ich sehe nicht, was Sie dem Mädchen zu schaffen machen? Es wird die Magd aufgestiftet haben. Schön, ich hätte sie auch aufgestiftet. Mir haben Sie gute Tage gemacht. Warum? Sie dachten, ich werde Ihre Partei nehmen. So geschwind nimmt unsereins nicht Partei. Meine Taxe ist fünf Mark den Tag. Vier ganze Nachtwachen zu zwanzig und sechs zu zehn. Macht zusammen zweihundertundfünfzig Mark. Die Taxe nämlich."

Die Klingse spannte ihre Augenbrauen sehr hoch. „Soll das ein Erpressungsversuch sein?" fragte sie etwas schrill. „Dann hätten Sie sich in mir verrechnet."

„Ich habe Ihnen die Taxe gesagt. Über Versuche unterhalten wir uns nicht."

Noch einen Moment behielt die Genesende den erhabenen Schein bei, dann fühlte sie sich unter dem kalten und teilnahmlosen Blick des Weibes von einer menschlichen Schwäche angewandelt, in deren Verlauf sich alles zur Zufriedenheit der Pflegerin abwickelte und zwar unter vollkommenem Schweigen. Der Klingse freilich zitterten die Hände vor Erregung und Ärger, und zum

Schluß konnte ſie ſich doch nicht enthalten, noch einen großen Abſchluß zu verſuchen.

„Ich hätte Sie gegen den Herrn Dechanten im andern Fall verteidigt, daß Sie noch länger bleiben konnten, denn eine ſo gute Stelle werden Sie nicht jeden Monat bekommen. Aber bei dieſer Aufführung iſt mir die Luſt dazu natürlich vergangen.“

„Schon gut,“ meinte die Perſon kurz und ſtrich ihr Geld ein. „Wenn Sie wieder Bedarf bekommen. Wünſche bald vollſtändige Wiederherſtellung.“ Damit ging ſie. Ihr Handkoffer ſtand ſchon gepackt vor der Tür. Unten an der Treppe begegnete ihr Linde.

„Gehen Sie denn ſchon, Frau Kienold?“ fragte ſie bedrückt. „Wollen Sie nicht vorher etwas eſſen?“

„Kann mir ſelber Eſſen kochen,“ erwiderte die Gefragte übellaunig. „Sie bilden ſich wohl ein, daß man nichts zu tun hat, als auf Ihren Fraß zu warten. So ſchlecht wie bei Ihnen habe ich lange nicht mehr gegeſſen, das muß ich ſchon ſagen, und ſo elenden Kaffee habe ich überhaupt noch nie getrunken. Es iſt eine Schande, daß man ſo was einer Krankenpflegerin zu bieten wagt. Aber das iſt wohl katholſch.“ Sie überflog ſie mit einem mißfälligen Blick. „Es hat's nicht jede ſo bequem, eine Wache vor die Tür zu ſtellen, wenn ſie mit einem Offizier Abſchied feiert,“ ſagte ſie dann anzüglich. „Aber eine Perſon, die Augen und Ohren hat wie ich, hätte ich etwas mehr traktiert an Ihrer Stelle. Nun, das wird ſich alles noch lernen; ich habe auch gelernt. Mahlzeit.“

Es wäre ihr ſehr ſchwer geworden, bei ihrem Abgang ihrem Ruf etwas nachzugeben, und ſie tat ſich darum

dieſen Zwang auch nicht an. Linde dagegen, die von den Menſchen immer mehr Gutes als Übles erwartete, ſah ſie mit Beſtürzung ziehen. Sie machte zum erſtenmal in ihrem Leben die traurige Erfahrung, daß es kein unbedingtes Geheimnis gibt, denn es finden ſich immer Leute, die es wittern oder es aus gewiſſen Naturſchlüſſen vorausſetzen, weil es wenigſtens als Möglichkeit in der Luft liegt. Doppelt ſchwer zu ertragen ſchien es ihr, ihrem reinen Beſitz ſo entſtellt und durch die Gemeinheit verzerrt zu begegnen, und über allem ſtand ſie unerwartet vor der Frage, wie ſie ſowohl der Entwertung als der Entdeckung überhaupt entgegentreten wolle, denn ſie begriff wohl, daß ihre ganze Würde und der ſittliche Wert des Erlebniſſes davon abhingen, ob ſie Herrin und Verwalterin des Geheimniſſes blieb, oder ob es zum kurzweiligen Hiſtörchen geworden in der Leute Mäuler und als Vergehen zur Aburteilung kam.

Sie war noch auf keinen Entſchluß geſtoßen, als die Tante in einem weißen Kimono langſam und blaß die Treppe herabſtieg. Sie ſah ſich mit den Blicken einer Geneſenden großäugig nach allen Seiten um, aber zu geſpannt, um beſchaulich zu ſein. Lindes teilnehmend gütige Frage nach ihrem Ergehen wies ſie ab und fand dafür, daß im Haus keine gute Luft herrſche und daß allgemeiner Durchzug gemacht werden müſſe. Mit der Gelegenheit könne Linde ihr Zimmer einmal gründlich vornehmen, das es ſchon lange nötig habe; mit Reinlichkeit und Akkurateſſe ſei ſie nicht gerade inkommodiert worden, obwohl dieſe heute zur erſten Erfordernis der Krankenpflege gehörten, aber hier gehe nun einmal alles mehr

provinzmäßig zu. Auch Eier gehörten zur Krankenpflege; ob ſich Linde inzwiſchen welche verſchafft habe, damit ſie wenigſtens zum zweiten Frühſtück eines bekommen könne? Linde bot etwas Schinken an, aber die Tante dankte; wenn ſie Eier wünſche, ſo wünſche ſie nicht Schinken. Ob im Salon geheizt ſei? Linde verneinte; ſie habe das Eßzimmer geheizt, das gegen Süden liege. Die Tante lachte geärgert. Sie wolle aber nicht im Eßzimmer ſitzen ſondern im Salon; wozu ſei ein Salon denn da? Bürgerliche Hausordnungen ſeien die irrationellſte Sache von der Welt; ſie werde nie dahinter kommen, warum zum Beiſpiel hier immer zuerſt das Speiſezimmer aufgeräumt werden müſſe, ſogar dann, wenn eine Kranke zum erſtenmal wieder aufſtehe und Bequemlichkeit verlange. Mit leicht geröteten Wangen entgegnete Linde, daß ſonſt die Wohnſtube zuerſt aufgeräumt werde und ſie gerade heute die Ausnahme gemacht habe, weil ſie gedacht habe, daß ein Geneſender die Sonne ſuche; an Bequemlichkeit werde es ihr nicht im Eßzimmer fehlen, da ſie den alten Lehnſtuhl zum Fenſter gerückt habe.

„Es iſt ſchon gut," machte die Tante abwinkend. „Du brauchſt dich nicht zu erklären; du haſt ja immer die beſten Intentionen gehabt, wenn es etwas zu monieren gibt. Das iſt man gewöhnt. Mache jetzt nur Durchzug im Haus, damit die ſtickige Luft hinaus kommt; es iſt ja hier nicht zu atmen. Mein Zimmer laß ordentlich durchlüften. Hole mir vorher von oben das Buch, das auf meinem Nachttiſch liegt, und bringe mir's in Gottes Namen ins Eßzimmer. Daß ihr auf dem Land dieſe Angſt vor

frischer Luft habt. Aber bei dem versteckten Leben, das ihr führt, ist das ja schließlich kein Wunder."

Linde ging das Buch holen und brachte es mit verschlossenem Gesicht; wer sie kannte, der wußte, daß sie zürnte.

„Hast du auch die Brille? Du weißt, daß ich ohne Brille nicht lesen kann. Ich finde dich nicht übertrieben aufmerksam. Du sprachst damals im Roten Kreuz so vieles von den herzlichen Beziehungen zu den Kranken und Verwundeten. Vielleicht erstrecken sich die mehr auf das männliche Geschlecht. Mir in meinem Teil ist Exaktheit lieber. Bringe mir auch mein Plaid mit."

Linde holte schweigend auch die Brille und das Plaid.

„Es wäre nötig, daß der ganze Boden in meiner Stube endlich einmal aufgewaschen würde," bemerkte die Tante noch mit zuckenden Nerven und in einem solchen Zustand von Erregtheit, daß Linde sich innerlich über sie entsetzte. „Ich wollte die Pflegerin heute ausnahmsweise damit beauftragen, weil ich aufstand und ich sie solange nicht brauchte, aber da man in diesem Haus über mich weggreift, so kann ich dir nicht helfen. Diese Tannenböden und Fugen entwickeln bei der mangelhaften Sorgfalt nämlich einen Staub, daß bei jedem Tritt eine Wolke aufsteigt und sich dann natürlich auf den Kranken legt. Ich habe ständig Schmerzen in den Bronchien und Hustenreiz. Besonders unter den Möbeln muß naß aufgenommen werden. Du hast ja wohl noch so viel Zeit; die Prozession soll nicht vor zwei zurück sein."

Anstatt zu lesen, saß sie jedoch leise fröstelnd in der Sonne und begann zu überlegen. An eine Abreise konnte sie zu-

nächſt wegen ihres Zuſtandes noch nicht denken, und außerdem war es ihrem Ehrgeiz unmöglich, ſich vorzuſtellen, daß ſie den Platz verlaſſen würde, ohne eine Genugtuung von den hieſigen Menſchen und Verhältniſſen genommen zu haben. Sie war beleidigt, erbittert, verletzt, nicht nur körperlich, geſchwächt und aufgebracht, und ihre Faſſung war die Frucht von Anſtrengungen, die mehr Kraft auffraßen, als ihr blutarmer Körper vorläufig von Tag zu Tag herſtellte. Bisher hatte ſie nur gelegen, gewartet, gehorcht, geſpäht, wenn ihr jemand von den Hausleuten vor die Augen kam, ihre Schmerzen ertragen und in ſchlafloſen Stundenreihen ſich fruchtlos und aufreibend mit den Vorgängen jener Nacht und allen Möglichkeiten, die ſich daraus ableiten konnten, herumgeſchlagen. Nach ihren erſten Auskünften über die Urſachen des Unglücks war zwar keine Frage mehr an ſie gekommen, auch nicht die, vor welcher ſie beſonders auf der Lauer lag: die Frage nach der Blutſpur. Inzwiſchen wurde es nicht nur peinlicher, ſie noch zu ſtellen, ſondern hatten ſich auch Antworten für ſie gefunden; es war wohl nichts natürlicher als daß ſie in ihrem Zuſtand Hilfe holen wollte. Auf einen offenen Skandal, dachte ſie, werde es ohnehin niemand ankommen laſſen wollen. Fortdauernde Sorge bereitete ihr die Magd, die nach ihrer Wiedererkräftigung aus religiöſem Bedürfnis ihre ganze feine Rechnung über den Haufen rennen konnte, und zwar trotz ihrer rheumatiſchen Knochen. Sicher ſchien es der Klingſe freilich nicht, denn wenn nicht alles täuſchte, ſo ſollte der Kranken eigentlich nach dem Attentat eine gewiſſe Scheu zurückgeblieben ſein, die ſie der erſten

Wiederbegegnung mit der Feindin ebenſo beklommen und ängſtlich entgegen ſehen laſſen mußte, wie die Klingſe erregt und unfrei ſich ſelber auf dies Ereignis gefaßt machte. Indeſſen verſuchte ſie ſich damit zu beruhigen, daß es bis dahin noch Weile habe. Sollte die Magd plappern, ſo konnte ſie ſagen: allerdings, ſie habe nach gewiſſen Geräuſchen draußen ſehen wollen und ſei ganz plötzlich von dem alten Menſchen, wohl im erſten Stadium der Krankheit, überfallen worden. Damit war das meiſte abgeſchnitten, und das andere blieb als Drohung für das Mädchen unausgeſprochen in der Luft hängen. Und übrigens, ſo dachte ſie, kam alles darauf an, zu ſorgen, daß ihre wahren Pläne undurchſichtig blieben.

Dieſe Pläne hingen eng zuſammen mit dem ſeltſamen Gedankenaustauſch, der eben zwiſchen ihr und Heinz angehoben hatte. Sein erſter Brief war von ihr mit tiefer und hilfloſer Erregung entgegen genommen und wider den eigenen Wunſch, eigentlich nur aus Schwäche und Haltloſigkeit, geleſen worden. Die Kenntnisnahme hatte ſie dann auf bittere Weiſe erheitert, weil Heinz ſich auf Linde als Anregerin des „Schrittes", wie er ſeinen Brief bezeichnenderweiſe nannte, ausdrücklich berief. Aber der ganze Vorfall war ihr doch zugekommen wie das Brettchen dem Schiffbrüchigen, und ſie war nicht die Frau, die ſich an dergleichen nicht eifrig und geſchickt anklammerte. Das Anklammern war ſo recht ihre Kunſt; ſie glich darin jenen Brackwaſſertierchen, die man auf ganze Bündel von Hälmchen und Zweigen verankert findet, in ihrem Fall anerkannte Einrichtungen und perſönliche Handlungen, Künſte, Wiſſenſchaften, Bäder

und Bücher, und ihr Brackwaſſer war die gebildete Geſellſchaft. Seit jenem Brief, den ſie mit großer Mühe ſelber beantwortet hatte, fühlte ſie in ſich eine ſtille, lauernde Aufmerkſamkeit, eine Behutſamkeit des geiſtigen Schrittes, die nun für die nächſte Zeit keine, auch nicht die kleinſte Veränderung ihrer äußeren Lage erlaubte, und das war ihr anderer Grund, warum ſie an die Abreiſe zunächſt nicht denken konnte. Bevor ſie wußte, was aus der neuen Möglichkeit ungefähr werden wollte, ſchien es ihr nötig, auch äußerlich in den Umſtänden zu bleiben, in denen er ſie kennen gelernt hatte und ihr — das war der richtige Ausdruck — verſchuldet worden war. Denn das hatte ſie ſofort herausgemerkt: ſeine Briefe diktierte das ſchlechte Gewiſſen, die Unſicherheit über ſeine moraliſche Lage, die unbefriedigte ſinnliche Begehrlichkeit ſeiner Jungemannsnatur. Da war ein Erlebnis ungenoſſen geblieben, ſogar ein außerordentliches; wie konnte er dabei beruhigt ſein! Wie man weiß, hatte ſie mit dieſen Berechnungen leider recht. So verzweifelt ihr vorher ihre Umſtände geſchienen hatten, ſo intereſſant kamen ſie ihr jetzt vor, und machmal ſpiegelten ihr ihr Ehrgeiz und die blaſſen, dünnen Träume ihres Blutes für alle ausgeſtandene Schmach ein reiches Maß von Genugtuung und ſogar eine Art von fraulichem Spätglück vor; aber in dieſe Träume ſah ſie noch ſehr zweifelnd und dürr hinein, und ſie war noch nicht ſoweit, daß ein längeres Verweilen dabei ihr ungeſtörtes Vergnügen bereitet hätte.

Über dem Denken und Erwägen ſprang einmal unerwartet die Tür vom Wohnzimmer auf und kam Bob, der

ſeinen Lieblingsplatz am Fenſter aufſuchen wollte, hinter ſeiner ſchwarzen Naſe her ins Eßzimmer. Sie erſchrak zuerſt heftig über die unerwartete Erſcheinung, dann ärgerte ſie ſich über den kalten Luftzug, der aus dem ungeheizten Nebenzimmer durch die offen ſtehende Tür herein ſtrömte.

„Mußt du ſtupide Kreatur denn eine Tür immer wagenbreit aufſtoßen, wenn du irgendwo herein kommſt?“ ſchalt ſie aufgebracht. „Nun ſoll ich wahrhaftig deinetwegen aufſtehen und ſchließen. Aber ich werde dir deine wahre Stellung gegenüber den Menſchen noch anweiſen.“ Bob hatte, als er ihrer anſichtig wurde, ſofort die Ohren zurückgelegt und war unſchlüſſig ſtehen geblieben. Als ſie ſich nun erhob, duckte er ſich etwas und ſtieß ein leiſes, unbehagliches Knurren aus. Darüber noch mehr erſchreckt als empört, blieb auch ſie ſtehen und fixierte ihn unruhig, während ſie es durchaus für möglich hielt, daß er auf ſie loszugehen beabſichtige. Aber ſeine brave Seele dachte nicht daran, ſondern nachdem er ſich den Achtungsabſtand erknurrt hatte, drehte er ſich langſam um und ging hinaus, froh, dieſe unerwünſchte Geſellſchaft verlaſſen zu können. Die Klingſe jedoch, der die Knie vor Erregung wieder zitterten, ſetzte ſich in ihren Stuhl zurück und verließ ihn zunächſt auch nicht mehr, obwohl ſie ſich über den kalten Luftzug erbitterte. Nachdem ſie dann doch wieder ſo viel Kraft geſammelt hatte, bekümmerte ſie ſich nicht ſo ſehr um die Schließung dieſer Tür als um die Öffnung der andern im Haus. Wie ſie richtig vermutete, war der befohlene Durchzug nicht gemacht worden, und um ihren Willen zu bekommen, machte ſie ihn ſelber. Sie öffnete alle Türen ſamt der Haustür, dazu die Fenſter, wo ſie ſie

erreichen konnte, und dann ſtieg ſie die Treppe hinauf, um auch dort für Lüftung zu ſorgen. Zuletzt tat ſie die Tür zu ihrem Zimmer auf, wo ſie Linde immerhin dabei fand, mit dem Lumpen um den langen Schrupper den Boden unter dem Bett aufzuwaſchen. Als ſie eintrat, flogen vom Durchzug die Vorhänge weit ins Zimmer herein, denn es wehte, wie ſchon geſagt, eine friſche Briſe von den Bergen, aber das war es gerade, was ſie wünſchte. Daß Linde von Arbeit und Eile — ſie hatte ſonſt noch genug Geſchäfte an den Fingern hängen, und das Eſſen wartete — erhitzt war, regte ſie weiter nicht zum Nachdenken an. Linde durchſchauerte es auf dem Fleck von dem kalten Zug, aber auch ſie achtete nicht darauf ſondern machte nur, daß ſie fertig wurde.

„Die Fenſter könnten ebenfalls gewaſchen werden," ſagte die Tante noch, indem ſie ſich mit einem befriedigten Blick zurückzog. „Sie ſind wirklich nicht mehr zu rein. Und oben über den Vorhängen fliegt Spinnweb."

Linde beſorgte das Zimmer fertig und machte nachher gefaßt die Fenſter und Türen wieder zu, wie die Tante ſie ungehalten aufgeriſſen hatte. Zu einer grundſätzlichen Erkältung hatte ſie aber inzwiſchen genug Gelegenheit gehabt und ſie, wie ſich ſpäter herausſtellte, nicht verſäumt. Die offene Haustür war unterdeſſen von Bob benutzt worden, der ſich draußen einen Platz in der Sonne ſuchte. Dort lag er verdrießlich und etwas erregt mit dem Kopf zwiſchen den Vorderpfoten und lauerte mit dem einen Auge auf fremde Hunde, aber es kamen keine.

Was Linde anging, ſo befand ſie ſich längſt nicht mehr in guten Geſundheitsumſtänden. Sie litt viel an Magen-

beſchwerden, und eine genauere Unterſuchung würde ergeben haben, daß ſie unterernährt war, noch ganz abgeſehen von der Überanſtrengung ihrer feingliedrigen Konſtitution durch übermäßige Arbeit und ihres Nervenſyſtems durch Nachtwachen bei der kranken Magd oder über ihrem Liebesgeheimnis und ihrer Sorge um den fernen Freund. Die letzten Wochen waren ihr vergangen mit Fegen und Scheuern, Zimmeraufräumen, Kochen, Waſſertragen, Waſchen, Bügeln, und Gott wußte, was ſonſt noch alles. Den ganzen Tag hatte ſie die Hände voll, wurde ſie verlangt bald in den Krankenzimmern, bald vom Dechanten, bald von Leuten, die mit ihr zu unterhandeln hatten, plagte ſie ſich mit einem unbeweglichen, ſchweren Menſchen, abgeſehen von der Herbſtarbeit in Garten und Keller, und der Einmacherei, die auch getan ſein wollte. Die Tante hatte ihr beizeiten vor Augen gehalten, wie unrecht und beſchämend es wäre, dem Dechanten noch ein Weib ins Haus zu ziehen, nachdem ſchon viere darin lägen oder herumliefen. Wenn ſie wieder auf ſein würde, wollte ſie ſelber mit angreifen, ſolange müſſe Linde allein zuſtande kommen, zumal ſie ein junger Menſch ſei, der ſich auch einmal etwas zumuten könne.

So mutete ſie ſich denn zu und war weder kleinlich noch ängſtlich; ſie hätte nur gern etwas frohere Beweggründe gehabt, der Tante zu Willen zu ſein. Hatte dieſe früher geſtört, ſo herrſchte ſie jetzt, mehr, als ſie zunächſt ſelber wußte, alles kraft des unausgeſprochenen, drohend ſchwebenden Geheimniſſes, von dem zwar das Mädchen die tatſächliche Seite beſaß, das aber die Tante rückſichtsloſer

handhabte, so daß sie die Wirkung davon ausübte. Manche Leute haben ein besonderes Geschick darin, einen anderen „etwas spüren zu lassen" und ihn aus der Sicherheit des Herzens zu schrecken, ohne ihrerseits aus dem Hinterhalt zu treten, aber die rechten Künstler sind die, die auch noch faßbare Ergebnisse herauszuziehen wissen, während sie still und tückisch fortfahren, hinter dem Busch zu halten. Ein solcher verängstigter, unerfahrener Mensch gibt dann willig alles dran, nur um sein bestes Gut vor Entweihung und seinen Talisman vor Entkräftung zu bewahren. Dazu kam noch als weiterer moralischer Druck, daß Linde, wie gesagt, an einen Selbstmordversuch der Tante glaubte, wodurch eine Strenge und eine Verantwortung mehr auf ihre Liebe gelegt waren.

Nun hatte sie kaum die Kocherei weiter in Gang gebracht, so stieg sie heute schon zum zehntenmal nach oben unters Dach, um nach der kranken Magd zu sehen. Brigitt war jetzt fieberfrei und sah aus müden und alten Augen sehr schweigsam in den neugeschenkten Tag, dem sie offenbar noch nicht viel Freudigkeit entgegen brachte, denn zunächst machte ihr der Anfall von Gelenkrheumatismus zu schaffen, und anstatt sich dem so nötigen Genesungsschlummer hingeben zu dürfen, litt sie an Schlaflosigkeit. Das bedeutete für Linde wieder Nachtwachen, besonders wegen der Herznot, die den geschwächten alten Menschen sehr ängstigte und mitnahm, und ihn zunächst noch auf absehbare Zeit nicht vom Boden aufkommen ließ. Linde konnte sich eigentlich nie länger als auf eine Viertelstunde von der Kranken entfernen, und

auch dies tat sie noch unter ständiger Unruhe. Ihre letzte Nacht war mittelmäßig gewesen, doch brachte dann der Morgen zwei Stunden leichten Schlaf, aus dem sie eben vorhin das Getöse eines im Durchzug zugeschmetterten Fensters aufgeschreckt hatte, dem noch drunten im Haus eine Tür gefolgt war.

„Ist's heut so windig?" fragte sie mit müder Stimme das eintretende Mädchen. „Es sieht draußen so warm aus."

„Hat dich das Fenster geweckt?" fragte Linde mit geheimem Unmut zurück. „Ich hab's nicht aufgemacht, Brigitt."

„Wer denn?" wunderte sich die Haushälterin. „Hast du jemand zur Hilfe eingestellt? Das wäre gut, Linde."

„Nein, ich habe niemand eingestellt. Aber die Tante ist heute zum erstenmal aufgestanden und hat gefunden, daß im Haus schlechte Luft herrsche."

„So, ist sie wieder auf?" Und nach einem kleinen bittern Schweigen sagte sie noch: „Ich liege nun so weiter. Ich dachte immer: ‚Welche wird die Geschwindere sein?' Sie war die Geschwindere. — Aber es ist gut, so wird sie bald abziehen."

Linde hatte sich für ein paar Minuten auf den Stuhl beim Fenster gesetzt.

„Die Pflegerin ist nun auch aus dem Haus," berichtete sie, nur um etwas zu sagen.

„Siehst du?" griff Brigitt eifrig auf. „Dann geht sie auch bald, sonst hätte sie die Kienold nicht entlassen."

Linde erwiderte nichts darauf, und eine Weile war es still in dem kleinen, sonnigen Zimmer. Auch hier hatte

Linde für weiße Vorhänge geſorgt, und auf dem Tiſch ſtand ebenfalls in einer Vaſe ein Strauß Aſtern. Vor dem Fenſter hatte Brigitt dann noch einen ganzen kleinen Garten hängen, von dem aber nun das meiſte verblüht war. Ein „fleißiges Lieschen" wimmelte mit ſeinen kleinen roten Blümchen zwar noch ganz uneingeſchüchtert im Wind; aber die Geranie wehrte ſich bereits in ernſterer Stimmung gegen den kränkenden Einfluß des Spätherbſtes, und ein Nelkenſtock verrichtete ſeine letzten Taten. An den Scheiben wumſte eine dicke, pelzige Winterfliege herum. Draußen riefen ein paar Meiſen. Endlich nahm Brigitt aus ihren trüben Gedanken wieder das Wort.

„Sag' mal, Linde — mir iſt doch ſo im Kopf, als hätt' ich recht phantaſiert," hob ſie behutſam an. „Was hab' ich denn ſo geſchwatzt, hm? Oder hab' ich nichts geſchwatzt?"

„Und ob du geſchwatzt haſt," verſetzte Linde. „Sogar gepredigt haſt du wie ein Kapuziner. Man konnte es manchmal im ganzen Haus hören. Aber es kam nicht viel dabei heraus. Immer hatteſt du es mit einer Geflügelſchere zu ſchaffen und mit einem mageren Faſan. Wenn man aber auf dich einging und etwas fragte — der Onkel verſuchte es ein paarmal —, ſo wurdeſt du ganz geheimnisvoll und fingſt an, Kochrezepte auszukramen. So gut du ſonſt kochſt, ſo möchte ich doch niemand raten, ſich danach zu richten. Ich glaube, nicht einmal Bob würde es nehmen."

„So, ſo, von einer Geflügelſchere — Sag' mal, wo iſt ſie eigentlich hingekommen, die Geflügelſchere," platzte ſie plötzlich heraus. „Ich meine, wie — wie ich darauf

gekommen ſein mag," ſuchte ſie erſchreckt zu verbeſſern. „Etwas muß doch damit ſein."

„Ach, das weißt du noch?" wunderte ſich Linde. „Du haſt ſie auf dein Zimmer geſchleppt. Man fand ſie auf dem Tiſch. Ich habe ſie dann herunter genommen und verſorgt. Der Kreisphyſikus ſagt, das kommt oft vor, daß ſich eins ſo an Nebendinge hängt mit ſeinen Phantaſien."

„Sie haben darüber geſprochen miteinander, die Männer?"

„Nun ja, warum ſollten ſie nicht. Sie haben ſogar viel darüber gelacht, das heißt der Kreisphyſikus. Der Onkel hat nichtgelacht,der ſah immer ſehr ernſt drein; ich glaube, er hatte große Sorge um dich. — Iſt dir etwas, Brigitt?"

„Nein, gar nicht. Nur die — Geflügelſchere. Weißt du, ſolche Phantaſien — ſie laufen einem noch eine Zeitlang nach. — Wie ſieht ſie denn aus — die Klingſe mein' ich. Und was war denn überhaupt los mit ihr?"

Linde zögerte einen Augenblick. „Sie ſagt, daß ſie beim Straucheln, während ſie zu Bett wollte, die Nachtlampe vom Tiſch geriſſen habe, und dann in eine Scherbe gefallen ſei. Es ſcheint, daß ſie viel Blut verloren hat. Man fand ſie am andern Morgen ohnmächtig auf ihrem Teppich. Jetzt iſt ſie noch ſehr nervös und bleichſüchtig."

„In — in ihrem Zimmer drin iſt das paſſiert?" fragte Brigitt unter ſchwer niedergehaltener Erregung. „Und beim Ausziehen? Hm! Mir war doch, ich hätte ſie ſo um ein Uhr herum droben gehört und — ſogar geſehen."

„Du haſt ſie geſehen?" horchte Linde auf. „Das muß ich dem Onkel berichten. Es ſcheint, daß ſie draußen

Hilfe holen wollte. Wir haben nämlich eine Blutſpur nachher gefunden, die faſt bis an Heinzens Tür lief."

„So, ſo, hat man die gefunden? Ich wollte ſagen, iſt das ſo zugegangen? Dann hat Heinz ſie wohl nicht klopfen gehört, und ſie iſt umgekehrt. Wenn ſie jetzt nur nicht ſagt, daß er gar nicht im Zimmer — Du, wird dir nicht was überlaufen oder anbrennen in der Küche?"

„Ich werde ſehen gehen," ſagte Linde, tief mit Rot übergoſſen und erhob ſich. „Kann ich dir irgend etwas tun?"

„Nein, mir iſt ganz gut. Die — Prozeſſionsmuſik heut früh hat mir wohl getan. Wie ſpät iſt's? Ich denke, ſie werden bald zurückkommen."

Linde gab die Zeit an und ging, und Brigitt blieb erregt und mit ſich unzufrieden allein zurück. „Ich bin noch ganz blödſinnig," brummte ſie verdrießlich. „Ich hab' mich faſt immerzu verraten und zum Schluß das Mädchen errötен gemacht. Wer ſeine fünf Sinne nicht beiſammen hat, muß das Maul halten und mit dem Ausfragen warten, bis er wieder klar denken kann." Inzwiſchen verhehlte ſie ſich nicht ein deutliches Gefühl der Erleichterung über die immerhin eingebrachten Auskünfte, und nachdem ſie ſo lange in einem übel ſchaukelnden kleinen Schiffchen zwiſchen Wind und Wellen der Ungewißheit getrieben hatte, war ſie endlich in ihr richtiges und wirkliches Bett zu liegen gekommen, das auf ſeinem gehörigen Platz ſtand, und von dem aus man die Dinge wieder mehr verwalten und bearbeiten konnte. Sie ſah, daß die Klingſe bisher geſchwiegen hatte, und ſchloß daraus, daß ſie den Vorfall weder für ſich als ſiegreich abgelaufen betrachtete, noch

von einer polizeilichen oder auch häuslichen Anzeige ſich etwas verſprach. Linde wußte überhaupt nichts, und der Dechant, der, wie es ſchien, immerhin um die Sache herum getaſtet hatte, mußte notwendig um Lindes willen weiter in ſeiner Unwiſſenheit erhalten bleiben. Soviel ſchien für jetzt klar, und mehr brauchte es nicht. Wenn dann einmal die Feindin aus dem Haus und die Kriegstrauung — hoffentlich! — vorüber war, konnte man ja mit den wirklichen Tatſachen herausrücken. Etwas zu ſchaffen gab ihr die Frage nach der Beichte, aber bis dahin hatte es noch Zeit; bevor ſie wieder kirchfähig war, erwartete niemand eine von ihr. Das noch bleibende leiſe Gefühl der Beunruhigung legte ſie zu den andern Ungewißheiten, die auch nach der heutigen Vergewiſſerung noch übrig geblieben waren.

Sie hatte ſich ſchon vorher von Linde einen Fenſterflügel öffnen laſſen, um die Prozeſſion von möglichſt weither zu hören, wenn ſie dem Fluß nach zurückkam. Eben trug ihr der Wind wieder die erſten fliegenden Klänge der Muſik zu, und ſie faltete fromm die verkrümmten Hände, um in Gedanken mitzuſingen. Nachher holte ſie ſich unter Mühe und Schmerzen den Roſenkranz herbei und begann demütig zu beten aus einem leiſe tragenden Dankgefühl heraus, weil nun alles ſich ſo zum Guten wendete, die Feindin bald abreiſte, und für die reſtierenden Umſtände eine freundliche und treue Entwicklung bevorſtand. Darüber ſchlief ſie ſogar ein, überhörte auch das neuerliche Kommen ihrer Pflegerin und erwachte erſt wieder, als die Prozeſſion das Städtchen heraufzog und die Muſik dröhnend allenthalben aus den

engen Gaſſen hervorbrach. Da ging es ſchon gegen ein Uhr und kam Linde mit dem Krankenſüppchen.

Drittes Kapitel

Das Unheil ſpinnt ſich an. Man wehrt ſich gegen Übergriffe, wobei die Tante gegen den Dechanten und Linde über die Magd ſiegt. Dann ſiegt Linde auch noch über ihre Körperſchwäche.

Es geſchah an jenem Sonntag noch mancherlei im Haus des Dechanten, was des Erzählens wert wäre, wie denn in Gottes Augen, durch die die erweckten Prieſter und Dichter ein wenig mit ſehen, nichts von allem ohne Bedeutung und ewigen Schein iſt, was von Menſchen getan, geſprochen und gedacht wird bei Tag und bei Nacht. Das hauptſächlichſte von allem war ein Blick, den der Dechant von der Prozeſſion mitbrachte, mit dem er ſeine Nichte beim erſten Wiederſehen noch einmal voll und tief erfaßte, unter dem ſie von neuem die Augen niederſchlug und ſozuſagen ihr Viſier ſchloß, und den er ſchweigend durch viele Tage hindurch, denn er war ein guter Schmoller, in gleicher Erwägung und gleicher ernſten Drohung mit ſich herumführte, wenigſtens begegnete ſie ihm überall, wo ſie dem Dechanten begegnete. Die Tante war, als ſie die Prozeſſion die Stadt herauf ſpielen und ſingen hörte, aufgeſtanden und nach ihrem Zimmer gegangen, um ſich vollends anzuziehen. Als der Dechant

eintrat, fand er ſie bereits in ganzer Toilette lächelnd ſeiner warten. Er begrüßte ſie in aller Luftfriſche, die er mitbrachte, und beglückwünſchte ſie zu ihrer Wiederherſtellung, was ſie dankend entgegennahm.

„Und du, mein Freund?“ fragte ſie anteilnehmend. „Haſt du einen ſchönen Morgen gehabt? Ich habe euch beinahe ein bißchen beneidet. Wenn man von ſolchen Empfindungen als ‚beinahe‘ ſpricht, ſo heißt das bekanntlich immer ‚ganz‘. Du kannſt dir etwas darauf zugute tun, daß du einer ausgemachten Rationaliſtin und Proteſtantin ſolche Geſtändniſſe abnötigſt. Die Magd iſt noch immer krank, höre ich. Das tut mir leid für Linde! Nun, dafür fange ich nun langſam an, im Haus bemerkbar zu werden. Ich denke, wir werden ganz ordentlich miteinander das Penſum deiner unerſetzlichen Kraft aufarbeiten. Linde iſt ein bißchen blaß geworden die Zeit, findeſt du nicht auch? Das wird ſich jetzt bald geben. Ich bin ordentlich gerührt, daß ich wieder in dieſem altmodiſchen Speiſezimmer ſitzen kann. Wie ich die Sachen ſo gewiſſermaßen neu vor die Augen bekomme, geht mir doch allerlei Schönheit an ihnen auf, ſogar das Irrationelle daran kann ich ſchon — faſt mit deinen Augen ſehen. Nun, da kommt die Suppe. Eſſen wir alſo.“

Sie ließ ſich nicht weiter davon anfechten, daß der Dechant auf zwanzig von ihren Worten kaum eines erwiderte. Dagegen betrat ſie unauffällig und gewandt jeden Strich Boden, den Linde beim Dechanten verlor. Je weniger er mit dem Mädchen ſprach, deſto mehr unterhielt er ſich notwendig mit der Schwägerin, und

ſeine natürliche Offenheit, die er dem Mädchen entzog, kam, wenn auch ſehr abgekühlt, unwillkürlich jener zu. Sie war weder die Frau, noch befand ſie ſich in der Lage, gefundenes Gut von dieſem Wert nicht aufzunehmen und ſorgfältig zu pflegen. Der Dechant freilich blieb unter ihren behutſamen Griffen ein ziemlich ſpröder Material, das leicht ſplitterte. Das erfuhr ſie am gleichen Mittag. Er klagte beiläufig darüber, daß ſich bei ihm die Schreiberei ſo hoch aufgehäuft habe, und gab zu erkennen, daß ſie ihm läſtig war, weil ſie ihn von ſeiner gegenwärtigen Haupt- und Lieblingsarbeit, der Geſchichte des Domes, abzog.

„Nun, was das angeht," meinte die Klingſe, „das ſoll dir keine übermäßigen Sorgen machen. Ich bin ja jetzt wieder disponibel und will dir gern als Sekretärin dienen, da doch Linde keine Zeit für dich hat. Sage mir, wann ich morgen antreten ſoll."

„Ich denke," erwiderte der Dechant ablenkend, „daß du morgen zunächſt noch fortfahren wirſt, deine dünne Krankenhaut wieder in ein richtiges Alltagsfell zurück zu verwandeln, das einen Landregen und auch — einen Eiſenbahnſtoß verträgt. Anſprüche wollen wir hier auf dich weiter nicht machen, ſondern" — er neigte ſich ihr höflich zu — „lieber Anſprüchen von deiner Seite zur Verfügung ſtehen."

Linde, die auf ſeine Antwort mit einiger Spannung gewartet hatte, atmete heimlich auf, und die Tante fand es für beſſer, auf dem Thema nicht zu beſtehen, ſondern brachte ruhig über den Korb hinweg ſteigend ein anderes vor. Später bemerkte Linde nebenbei, wenn jetzt die Tante

ihre Poſt wieder ſelber erledigen könne, ſo werde ſie ſchon Zeit finden, dem Onkel bei der ſeinen zu helfen, aber darauf ſagte er überhaupt nichts. Aus allem ging hervor, daß er ſich zwiſchen den beiden Frauen einen ziemlich genauen Standpunkt gewählt hatte, den er aber auf die Dauer kaum halten konnte. Die Klingſe ihrerſeits bemerkte, daß es beſſer ſein werde, dieſem Mann nicht durch Verkündigungen Anläſſe zu Regierungshandlungen zu verſchaffen, ſondern mehr in der Stille wirkend aufzutreten und ſich ganz unauffällig da und dort auf ſeinem Weg finden zu laſſen.

Vor allem verwendete ſie viel Aufmerkſamkeit darauf, daß Linde immer fern vom Dechanten vollauf beſchäftigt war, da ihr an einem verſtändnisvollen Beiſammenſein der beiden wenig liegen konnte; von der bereits beſtehenden Verſtimmung zwiſchen ihnen hatte ſie zunächſt noch keinen Wind. Es fiel ihr nicht eben ſchwer, denn mit dem Wetterumſchlag verſchlimmerte ſich der Zuſtand der Magd wieder und machte vermehrte Pflege nötig. Nebenher ſchickte ſie ſich an, verſprochenermaßen in der Wirtſchaft mit einzugreifen, das heißt, ſie übernahm die Obliegenheiten der Dame des Hauſes vornehmlich in der Verwaltung des Dechanten und überließ alle wirkliche Arbeit der Nichte, die ſie leiſe aber unerbittlich kommandierte. Sie kümmerte ſich perſönlich um die Verſorgung des Hausherrn und um ſeine Socken und Hemden und ließ ſich ſogar dazu herbei, in den erſteren die Löcher zu ſtopfen. Und während er ihre Fleiſchbrühe trank, fing er in einiger Einſamkeit an, ſich darüber zu beunruhigen, daß noch immer nichts von ihrer Abreiſe verlautete. Da er jetzt

niemand mehr hatte, mit dem er ohne Umstände darüber reden konnte, so stellte sich als nächste und sehr männliche Folge davon schlechte Laune bei ihm ein. So schmollte er sozusagen auf beiden Mundwinkeln, und jedenfalls fand man ihn diese Zeit nicht sehr gesprächig. Daß sich die Tante immer zu feineren Teilen wie Gold in den Danziger Schnaps ins Hauswesen mischte, konnte er nicht verhindern. Wenn ihm auch nicht schien, als ob es dadurch an Wert oder Reiz gewänne, so mußte er doch ihre Sachlichkeit und Unaufdringlichkeit anerkennen, aber gerade mit diesen Vorzügen machte sie ihn immer öfter stutzen.

In jener Zeit schlug sich Linde bereits mit einer beginnenden Krankheit herum, die sie sich im Durchzug der Tante zugezogen hatte, hustete, fröstelte, ertrug tagelang, ohne etwas davon zu sagen, ihre Kopfschmerzen und eine bleierne Gliederschwere, Müdigkeit, Erbrechen und auch gelegentliche Magenkrämpfe. Leider steckte sie die Magd mit ihrem Schnupfen an, die ihn am wenigsten brauchen konnte, aber dafür wachte sie auch nächtelang bei ihr und plackte sich mit ihrem unbehilflichen Körper wie ein ganz Gesundes, und darüber hinaus fehlte es ihr nie an einem freundlichen Wort, an einem Trost oder an der rechten gemütsfesten Heimweisung einer Klage Brigitts über die viele Mühe und Arbeit, die sie mit ihrer unnützen alten Person verursache. Es war nicht immer leicht, mit dem verdrießlichen und mißtrauisch gewordenen Menschen fertig zu werden. Ihren Schnupfen ertrug sie christlich, aber den des Mädchens beschrie sie laut. Darüber hinaus brachte sie sich über die Leute auf, die Linde in

dieſem Zuſtand herumlaufen und arbeiten ließen. Sie wollte den Dechanten darüber zur Rede ſtellen, aber der Dechant ließ ſich ſelten mehr bei ihr ſehen. „Warum kommt der Dechant nicht mehr? Warum zieht man keine Hilfe ins Haus? Und warum reiſt die Klingſe immer noch nicht ab?“ Dieſe Fragen ſtellte ſie nachgerade täglich mindeſtens ſechsmal, ohne von Linde eine andere Antwort darauf zu bekommen als ein Achſelzucken oder eine Vertröſtung. Dann ſchien es ihr, daß auch Linde anfange, ihrer überdrüſſig zu werden, daß ihre Liebe nachlaſſe, und daß ſie ſie mit vorwurfsvollen Blicken betrachte.

Neuerlich begann ſie wieder mit geſchärften Ohren und Augen aus ihrem Bett nach Zeichen auszuſpähen, die ihr verrieten, daß ſich die Hausgenoſſen, wenigſtens der Dechant und die Klingſe, über ihre Untat ausgeſprochen und geeinigt hätten, und daß ſie bereits in ihren Augen als Verurteilte, in denen Lindes mindeſtens als Unglückliche gelte. Dieſe Annahme war ihr dann entſetzlich bitter, da ſie für ihre Tat, mochte ſie nun chriſtlich ſein oder nicht, wenigſtens Verſtändnis und Gegenliebe verdient haben wollte, wenn ſie nicht zu beſcheiden geweſen wäre, auch nur in Gedanken einen Lohn zu beanſpruchen. Dann warf ſie wieder auflodernd wie ein brennender Wald ihre ganze Liebe auf das junge Mädchen, ſetzte es teſtamentariſch zu ihrer Erbin ein, trieb eine geradezu unchriſtliche Abgötterei mit ihm unter ſtrengem Ausſchluß aller andern Sterblichen, und beobachtete mit hilfloſer Angſt, wie Lindes Wangen blaſſer und ihre Augen trüber wurden, und wie ſich in ihrem

Lächeln eine ſichere Trauer einniſtete, womit ſie aller Welt etwas Gutes und Schönes zu verſprechen ſchien, nur ſich ſelber nicht. Ihre zarten, feinen Hände waren rot und verarbeitet. Brigitt küßte erbarmungsvoll jeden neuen Schnitt und jede Brandblaſe. Wenn Linde, wie es gerade in der letzten Zeit häufiger vorkam, ſtill und müde vor ſich hinblickte, ſo kochte der alte Menſch gallig auf; verfiel ſie aber einmal in ihre frühere Art, zu ſcherzen und zu plaudern, ſo hörte Brigitt gerührt und ungläubig zu, feſt davon überzeugt, daß das Mädchen trotzdem ſchwer krank ſei und ins Bett gehöre. Zu ſehr Partei, um eine gute Partie zu ſein, gab ſie nicht gerade die geeignete Kammerfrau ab für ihre verlaſſene und verſtörte Prinzeſſin, denn inzwiſchen begann der briefliche Verkehr zwiſchen Heinz und der Tante jene überraſchende Wendung zu nehmen und kam für Linde die Zeit heran, in der ſie eigentlich der Weisheit einer Mutter bedurft hätte.

Auch von dieſen Entwicklungen fühlte ihr der treue Menſch das Hauptſächliche ab. Wenn dort alles gut geſtanden hätte, ſo wäre an Linde über aller Müdigkeit ein anderes Licht zu ſehen geweſen; darüber kannte ſie ſich nun ſchon aus. Als ſie endlich den Geduldsfaden verlor, begann ſie zuerſt allgemeine Bemerkungen in die Unterhaltung zu ſtreuen von den Offiziers im beſondern und den heutigen jungen Männern im allgemeinen, nur um zu hören, wie das aus ihrem Wald zurückhallte. Aber es hallte gar nicht, weder lang noch kurz, auch nicht, wenn eben ein Brief von Heinz gekommen war. Brigitt wußte, daß er mit der Klingſe ebenfalls in Ver-

bindung ſtand, und das übrige dachte ſie ſich, da ſie im Verlauf ihres Dienſtlebens bei einem vielgeſuchten und vielverlaſſenen Geiſtlichen zur Peſſimiſtin geworden war. So ſchien es nun, als ob alles umſonſt geweſen ſei, daß ſie ſich um einen undankbaren Burſchen und luftigen Wicht zur Attentäterin gemacht und ihr Gewiſſen mit Proteſtantenblut beſudelt habe, und am Ende war ihr Mitleid mit ſich ſelber beinahe ebenſo groß wie das mit Linde, größer als beides der Zorn auf die menſchliche Natur, am größten die brennende und nagende Ungeduld, Klarheit zu bekommen, damit man unter Umſtänden wieder etwas unternehmen konnte. Denn an allem gab ſie unerbittlich der Klingſe die Schuld, und wenn es im mindeſten gefährlich ſtand, ſo ſollte ſie das Ganze bezahlen, indem ſie mit Schande aus dem Haus fuhr und Heinz von ihr, Brigitt, alles ſchwarz auf weiß zu leſen bekam. Blieb bloß noch die Frage übrig, ob ſie alter Topf mit dieſer Einſicht über dem Feuer ihres Verdruſſes anbrennen oder überlaufen wollte; da ſie nie zu den kargen Köchinnen gehört hatte, lief ſie über.

Es war nach einer Nacht voll ärgerlicher und aufreibender Schmerzen — ſie hatte auch einige Herzanfälle gebracht —, und ebenſolcher Betrachtungen. Die Magd atmete noch raſch und erzürnt, während Linde übermüdet im alten Lehnſtuhl ſaß und in einem trüben Halbſchlaf vor ſich hindämmerte. Die Zeit ging gegen vier Uhr; um dieſe Stunde trat gewöhnlich die Erleichterung ein. Auf dem Nachttiſch brannte mit kleiner Flamme unter dem Schirm das Lämpchen. Eine Motte umſchwirrte es, von zwei ſonſt ſehr eifrigen Mottenjägerinnen nicht beachtet.

Linde ſah eben ihren Geliebten, der auf einen Engländer zielte, abdrückte und ſich lachend umdrehte mit der Bemerkung: „So, den hat's!“ Drüben flogen zwei arme Hände auf genau ſo, wie er's damals beſchrieben hatte, und ihr war furchtbar weh ums Herz für den Engländer und für Heinz. Da wurde plötzlich Brigitts erboſte Stimme neben ihr laut.

„Wie iſt denn das jetzt mit ihm? Mit dem Soldaten? Dem Offizierchen? Warum kriegt man davon gar nichts zu hören? Ich bin überzeugt, dem Bob erzählſt du; mich ſchweigſt du an, daß mir alle Glieder knacken. Sonſt hieß es, man vertritt Mutterſtelle an dir. Jetzt liegt die Brigitt im Bett, gleich iſt's aus mit der Mutterſtelle, und man iſt ein alter Beſen, um den ſich keiner mehr kümmert. Denn was weiß die Brigitt, nicht? Sie kann noch einigermaßen Knödel kochen, aber ſie ins Vertrauen ziehen — da ſei Gott vor. Als ob die Brigitt lange wartete, bis man ſie erſt ins Vertrauen zieht. Du, ich hab' auch meine Geheimniſſe, und könnt' ich noch gehen, ſo hätt' ich viel mehr. Was meinſt du denn, warum ich im Bett liege? Hat Nervenfieber bekommen. Schön, Nervenfieber bekommt man vom Kuchenbacken. Verachtet nur die alte Brigitt. Daß ihr mich überhaupt hier behaltet! Im Krankenhaus wäre ich doch noch viel weiter vom Geſchütz. Bringt mich doch fort, damit es hier vollends drunter und drüber gehen kann! Und damit ich vor Denken und Grübeln noch ganz verrückt werde. Du, wie ſteht das mit dem Soldaten? Sei gut zu einem alten kranken Menſchen, der dir redlich gedient hat. Gott wird dir's vergelten. Schreibt

er dir fleißig? Und ſchreibt er nett? — Hm! Ich dachte, du ſeiſt gut aufgehoben. Du ſeiſt an den Mann gekommen! Ich bin ein altes Menſch und hab' geheult vor Freude. War meine letzte Freude für lange Zeit. Ich ſage dir, Mädchen, laß mich nicht ſo daliegen und betteln. Ich bring's fertig und krieche aus dem Bett und fall' dir zu Füßen. Wie ſteht's mit dem Soldaten, du? Wann iſt Kriegstrauung?"

Sie machte Miene, ſich zu erheben, und Linde fuhr aus ihrer Verwirrung auf. „Brigitt, wirſt du liegen bleiben!" ſchrie ſie die Kranke erſchreckt an. Die Magd, die ihren in Scham brennenden Blick bemerkte, ließ ſich einigermaßen eingeſchüchtert ins Kiſſen zurückfallen, aber aus ihren bleichen, unzufriedenen Zügen flackerte gereizt die aufſäſſige Forderung weiter.

Auch Linde war eine gute Schmollerin, und durch den frühen Tod ihrer Eltern, beſonders ihrer Mutter, an Einſamkeit und Selbſtverantwortung gewöhnt. Es fiel ihr ſchon ſchwer, Erfahrungen, die in Familien aufgewachſene Menſchen ganz leichthin mit andern bereden, preiszugeben, geſchweige perſönliche Angelegenheiten von dieſer Tragweite, und ſo hatte ſie immer einen ſchwierigen Stand zwiſchen ihrer Selbſtherrlichkeit und ihrer überſtrengen Keuſchheit. Indeſſen kratzte Bob an der Tür, weil er reden gehört hatte und notwendig überall dabei ſein mußte, wenn etwas Grundſätzliches verhandelt wurde, und Linde ſtand auf, um ihm zu öffnen. Er dankte ihr durch ein kurzes heftiges Wimmeln ſeines Schwanzſtummels und ging dann ſchnaubend zu Brigitts Bett, an dem er ſich einmal hin und einmal

her rieb, um ſich endlich mit einem Seufzer auf die Vorlage niederzulaſſen.

„Was ſoll denn ſtehen, Brigitt?“ antwortete das Mädchen endlich, ſeine Aufwallung niederkämpfend. „Und wer wird jetzt an Kriegstrauung denken? Du weißt, daß er regelmäßig ſchreibt; es wird ihm oft ſchwer genug fallen bei dem Leben, das er führen muß. Plage doch nicht dich und andere mit Grillen.“

„Es iſt ſchon gut,“ nickte die Magd, die mit ihren tiefliegenden dunklen Augen jede Regung in ihrem Geſicht verfolgte. „Aber er ſchreibt auch der andern. Wenn er das ließe, ſo würde es ihm gleich viel weniger ſchwer fallen, dir auch einmal einen Brief extra zu ſchreiben. — Viel Luſtiges ſcheint nicht eben in ſeinen Briefen zu ſtehen. Ich wette, daß die Klingſe an ihren mehr Spaß hat.“

„Wir wollen dies Geſpräch laſſen,“ ſagte Linde beklommen. Und dann ſcheinbar heiterer: „Du haſt's nun einmal gegen die Tante; da wird man dir ohnehin keine andere Anſicht beibringen.“

„Nein, das wird man auch nicht,“ fuhr die Magd, wieder hitzig werdend, von neuem auf. „Sie iſt ein Laſter und bleibt eins, höre auf mich. Hat ſie etwa beſonders viel Glück in dies Haus gebracht? Was aber deinen Offizier angeht, ſo kann ſich der einmal vor den Schädel ſchlagen; ich weiß, warum ich das ſage. Iſt das Dankbarkeit und Charaktergröße?“

„Brigitt, willſt du mich mit Gewalt böſe machen?“ warnte Linde und war es ſchon halb, ganz in Glut getaucht. „Es gibt dir niemand das Recht, ſo zu ſprechen.“

„Das Recht? Es gibt mir niemand das Recht? Mein Kindchen, das Recht habe ich mir längſt ſelber gegeben. Laß dir das geſagt ſein. Und das Geſpräch wollen wir gar nicht laſſen. Im Gegenteil. Du willſt mich aufs Trockene ſetzen; alſo ſteht es liederlich. Das iſt doch einfach; man muß dich nur anſehen. Aber das ſoll ſie mir büßen. Alles Übel kommt von ihr. Warum geht ſie immer noch nicht? Weil ſie hier ihre Abſichten verfolgt, weiß Gott, welche. Sie ſchleicht und ſchweigt und ſpinnt derweil des Teufels Garn. O, nur einen einzigen Tag möchte ich wieder einmal unten im Haus ſein, um zu ſehen, was da geht."

Für eine Weile verſtummte ſie wühlend, und Linde hatte keinen Grund, ſie zu ſtören. Bob legte den Kopf zwiſchen die Pfoten, weil er glaubte, das Geſpräch ſei jetzt zu Ende. Auch Linde war bereits dieſer Meinung, als die Magd plötzlich wieder anfing.

„Wenn man ſo viel Dreck am Stecken hat!" rief ſie verwundert und erboſt aus. „Es koſtet mich doch ein Wort und es iſt aus mit ihr! Aber ſie hält mich wohl auch ſchon für tot oder blödſinnig geworden. Über dieſe Sache laß du dir nur keine grauen Haare wachſen, Kindchen; darüber hat die Brigitt zufällig etwas zu ſagen. Ich garantiere dir dafür, daß ſie in zweimal vierundzwanzig Stunden aus dem Haus iſt."

„Ich weiß," verſetzte Linde bedrückt, „daß du Geheimniſſe haſt. Aber ich will ſie nicht kennen lernen. Laß du jetzt die Hand aus den Dingen. Ein Übel erzeugt nur immer ein anderes."

„Du weißt?" zweifelte Brigitt ſehr. „Woher weißt denn du? Und was weißt du?"

„Ich weiß ſeit dem Prozeſſionsſonntag."

„Seit meinem Geſchwätz von der Geflügelſchere und ſo weiter," nickte die Magd. „Nun, ich hab' mir das auch gleich ſelber geſagt, aber ich hielt die Unſicherheit nicht mehr aus. Wie jetzt auch wieder." Sie ſah das Mädchen mit einem ſpähenden Blick an. „Schließlich, was nützt das alles," fuhr ſie unaufhaltſam getrieben fort. „Kindchen, — ſie war ſelbe Nacht im Zimmer des Leutnants. An der Tür attrappierte ich ſie. Wenn das der Dechant erfährt, ſo fliegt ſie. Augenblicklich. Und wenn Heinz erfährt, wie eine Magd ſeine feine Dame ausgezahlt hat, ſo wird ihn das nicht ſehr hochmütig auf ſie machen."

Linde erbleichte auf eine erſchreckende Weiſe; aber anſtatt ohnmächtig vom Stuhl zu ſinken, richtete ſie ſich ſtolz und erzürnt auf, und ihre Augen funkelten vor verhaltener Entrüſtung. „Brigitt," rief ſie mit bebender Stimme: „Wenn du willſt, daß ich dir in meinem Leben noch ein gutes Wort gebe, ſo hüte dich, an dieſe Dinge künftig auch nur mit einem Blick zu rühren. Du biſt hier die Haushälterin und ſonſt nur, was man aus dir freiwillig macht. Ich verbiete dir, dich noch in irgend etwas zu mengen, was hier vorgeht oder damit zuſammenhängt. Die Tante iſt unſre Verwandte und unſer Gaſt, ſolang es ihr gefällt. Und ich bin alt genug, mein Leben ſelber zu betreiben. Du haſt dich hier in deinem Bett in Hirngeſpinſte verwickelt und meinſt, das, was du weißt, ſei alles, was man wiſſen könne, willſt klüger ſein als Gott und behender als das Schickſal. Ich weiß, daß du alles von Herzen gut meinſt, und das iſt das einzige Verſöhnliche und Schöne daran.

Aber man darf auch aus Gutmeinen nicht in anderer Menſchen Dinge hineingreifen und ſie mit ihren Geheimniſſen beſchämen."

Brigitt traute unter dieſer Standrede ihren Ohren und nachher noch lange ihren Augen nicht, bis ſie ſich allmählich mit Waſſer füllten; als ſie dann endlich die Zunge wieder zum Reden fand, wurde ein ungeſchlachtes und herzbrechendes Weinen daraus, das Linde mächtig ans Herz griff, leider auch der Magd ſelber, ſo daß der Anlaß völlig in Vergeſſenheit geriet, und alle Aufmerkſamkeit der Folge zugewendet werden mußte. Nun, ſie überſtand auch den zweiten Schreck, kam nachher noch einmal ins Weinen, dann ins Klagen und Beteuern, obwohl ihr Linde ſchon alles zum voraus zugegeben hatte, hörte dieſe mit redlicher Inbrunſt tröſten und gut zureden, und wenn ſie am Ende nicht vom Fleck weg beruhigt einſchlief, ſo lag ſie jedenfalls tränenmüde und ihrer ſchmerzhaften Überſpanntheit ledig ſtill mit geſchloſſenen Augen da, bereits in Lindes Ratſchluß ergeben, obgleich noch nicht ohne wahres Vertrauen, und innerlich über die herriſche Zurechtweiſung noch ein wenig nachſchluchzend.

Hatte Linde noch auf ein Stündchen Morgenſchlummer gehofft, ſo ſah ſie ſich durch eine nervöſe Erregung, die ſich nachher in äußerlichen Froſt umſetzte, darum gebracht. Immer ſtand ihr die ſchweigend drohende Verwandte vor Augen. Wenn ſich die Tante ausſprach und ihre Geſinnung äußerte, ſo konnte ſie wenigſtens ertragen werden, aber gegen ihr Schweigen gab es keine Mittel, weder tätige noch leidende. Die Zeit war längſt vorbei, in welcher Linde mit ihrem Mitleid für ſie gekämpft hatte, und auch

die folgende, in der ſie es bereute, ihm ſo weitherzig nachgegeben zu haben. Sie hätte ſich vielleicht zugeſtehen können, daß ihre Sache verloren ſei, aber es gab zwei bewußte Empfindungen, die es nicht litten: ihr Stolz und ihre Einſamkeit in der Welt. Darüber hinaus waren freilich noch einige weniger bewußte aber urſprünglichere wirkſam, die Sehnſucht nach dem eigenen Frauentum, die Hoffnung auf das Wunder „Dennoch", und nicht zuletzt der Glaube an das geiſtige Teil in Heinz, von dem ſie nie Verrat erleben würde, was auch ſonſt geſchehen mochte. Mit dieſen fünf Engeln durfte ſie gegen zwei Dämone — das Weib und den Dämon in ihm ſelber — noch für eine Zeit durchzukommen hoffen, und inzwiſchen ſtießen ihr wohl Hilfsvölker zu, von denen heute noch nichts zu ſehen war, die ſie aber bereits glaubte marſchieren zu hören.

Nachdem ſie ſich ſo bis gegen Morgen mit ihrem innern und äußern Zuſtand leidlich obſiegend beholfen hatte, die letzte Stunde noch auf ihrem Bett, und eben aufſtehen wollte, um ihren überfrühen Tag zu beginnen, ereilte ſie ganz unverſehens ein Blutſturz, kein ſehr ſchwerer, doch da ſie ohnehin nicht mehr viel Kräfte zuzuſetzen hatte, ſo ſank ſie zitternd ins Bett zurück, wo ſie dann wie ein Stein in Schlaf oder in Bewußtloſigkeit fiel. Etwas ſpäter als ſonſt war ſie aber noch vor dem Hellwerden wieder bei der Hand. Von dem Vorfall erfuhr niemand etwas, und von der Verſäumnis hatte ſie durch erhöhte Anſprüche an ihre Leiſtungsfähigkeit bis zum Frühſtück bereits wieder einiges eingebracht. Wenn ſie Anſprüche an ſich ſelber ſtellte, ſo blieben ſie ſelten unerfüllt.

Viertes Kapitel

Es kommen erregende Briefe, und alles geht an Linde hinaus; ſie wird von der Tante angefochten und vom Dechanten zur Beichte vorgeladen, nachdem der Dechant vom Erzbiſchof zur Verantwortung vorgeladen wurde.

Es gibt Tage, die beſonders mit Ereigniſſen geladen ſcheinen, von denen wie die Kirſchen des Pagen Seydlitz immer eins das andere nach ſich zieht. Zum Frühſtück, das man elektriſch beleuchten mußte, weil draußen nun aus einem ſchweren, tiefen Spätnovemberhimmel der Regen troff, brachte der Poſtbote drei Briefe, die alle naß geworden waren, erſtlich den bekannten des Leutnants an Linde, worin er ihr vorſchlug, auf eine Zeit das Haus zu verlaſſen, zweitens einen ebenfalls vom Leutnant an die Tante, und dann noch einen an den Dechanten, von dem nachher die Rede ſein wird.

In dem Brief an die Tante gab ſich Heinz zum erſtenmal in gewiſſen verſchleierten Wendungen, die ſonſt nicht ſeine Art waren, Rechenſchaft über ſchwebende Fragen oder ſolche, die ihm mit der Zeit dieſen herausfordernden Charakter angenommen hatten, ungewiſſen Ausſichten, die noch keins von beiden bisher berufen mochte, obwohl ſie ſchon ſeit geraumer Zeit zwiſchen ihnen ſtanden. Nachdem er dann noch dies und das von der Sehnſucht und Unerſättlichkeit des Mannes, in welche Regung er nachgerade viel Einblick zu haben glaubte, ſo ſcheinbar „objektiv" als heimlich erregt und erregend geſchrieben

hatte, teilte er ihr den Vorſchlag an Linde mit und bat ſie, ihm darin zu helfen.

„Ich kann verſtehen," hieß es da wörtlich, „daß du bei den letzten ſchweren, wie du ſchreibſt, beinahe vernichtenden Erfahrungen in der Großſtadt die Ruhe und Geborgenheit des Pfarrhauſes und der kleinen Verhältniſſe noch brauchſt, und wenn ich zurück denke, ſo machteſt du auch mir einen etwas aufgelöſten und zielloſen Eindruck, an dem heutigen gemeſſen. Daß du bei Lindes Überbürdung mit dem häuslichen Kleinkram, wozu ſie immer ſehr geneigt hat, dem Dechanten viel ſein kannſt, ſehe ich auch ein. Er wird mit der Zeit deinen weltmänniſchen und großzügigen Einfluß ſehr ſchätzen lernen; vielleicht wirſt du unermüdliche Schrittmacherin der männlichen Talente ſogar anfeuernd und fördernd auf ihn wirken und ihn aus ſeiner Theologie herauslocken. Das wäre freilich ein großer Triumph deines Rationalismus. Bei alledem ſtört mich nur die Vorſtellung, das Mädchen neben dir im Haus zu wiſſen. Es iſt wie ein Stilfehler, der mich innerlich unfrei macht und mir, wie du vielleicht begreifſt, nicht ſehr erwünſcht ſein kann. Alſo hilf mir bitte in dieſer — ich möchte ſagen: Korrektur des dortigen Bildes." Und ſo weiter.

Nun wußte ſie ſofort, warum die Vorſtellung ihn unfrei machte, und was für eine Vorſtellung das überhaupt war. Der letzte Grund ſeiner Unluſtgefühle beſtand in der Achtung, die er nach wie vor auch bei ſcheinbar ſchwindender Liebe der jungen Reſpektsperſon und ſeinem Verhältnis zu ihr darbrachte. So glaubte ſie zwar, daß in der Entfernung ſein Liebesgefühl abgenommen habe, zumal es

durch ſie beſtritten wurde, aber ſie glaubte nicht an eine Erſchütterung der Liebesgrundlage, vielmehr war ſie vorläufig davon überzeugt, daß alles neu da ſein werde, ſobald die jungen Menſchen einander wieder zu ſehen bekämen, und dies, obwohl der heutige Brief des Leutnants ohne jede Gewaltſamkeit und Selbſttäuſchung, denn ſie hatte ihn nicht erwartet, als Heiratsbetrachtung ausgelegt werden konnte und zwar mit ihr, Malva Klinger. Sie lächelte viel mehr erwägend als ſpöttiſch, während ſie ihre Rivalin mit einem Blick ſtreifte. Ihr war zu viel bekannt von den unfruchtbaren Qualen der Sehnſucht, den ziehenden Leeren der Einſamkeit und den kalten Schrecken des unerbittlich anrückenden Alters, als daß ſie ein ſolches Angebot nicht ſehr ſorgfältig bedacht hätte, zumal in einem Fall wie dem vorliegenden, wo ſie längſt liebte und für ihr Gefühl nicht wenig gelitten und geduldet hatte. Ein Entſchluß jedenfalls ſtand ihr ſofort feſt, noch während ſie den Brief zuſammenfaltete und wieder in den Umſchlag ſteckte: ſie würde Heinz nicht bei der Entfernung des Mädchens helfen, da ſie alles Intereſſe daran hatte, Linde in dem „ſtörenden Verhältnis" zu erhalten und ihn in ſeiner „unerwünſchten Unfreiheit". Wenn ſie Ausſicht beſaß, die Liebesgrundlage zu erſchüttern, ſo war es durch die Pflege dieſes wertkränkenden Umſtandes, und obendrein gewann ſie darin — durch ſein Leiden an den Dingen — in Tiefen Gewalt über ihn, die ihr ſonſt nicht zugänglich geworden wären.

Die Stimmung, die ſie aus dieſem ganzen Tatbeſtand zog, empfand ſie ſofort als vermehrte Lebensſicherheit und als Geneigtheit zu vorſichtiger Unternehmung.

Vorläufig wußte ſie noch nicht, was in ihr größer war, die Liebesbeziehung zu Heinz, oder die Haßbeziehung zum Mädchen. Zwiſchen ihr und Linde, ſo kam es ihr manchmal zu ihrer peinlichen Verwunderung vor, ſchwebte vielleicht mehr als nur eine Reihe von Zufällen und Anläſſen, bei denen ſie einander haſſen und fürchten gelernt hatten, ſie verband unter Umſtänden eine Feindſchaft von Anbeginn, die ihren Austrag verlangte und ihr Opfer wollte. Möglicherweiſe bedeutete die Liebe zu demſelben Mann nur ein Symbol, dann freilich ein ſehr bedeutſames und unausweichliches. Inzwiſchen beſchloß ſie, gleich nachher mit der Feindin in dieſer Richtung ein Vorpoſtengefecht herbeizuführen.

Unterdeſſen hatte auch der Dechant ſeine Morgenlektüre beendigt, und ſie war von einer Qualität, daß ſie ihm die aufmerkſam auf die heutige Leiſtung geſammelte Stimmung, mit der er zum Frühſtück erſchienen war, von Grund auf ſtörte, ja in der Folge davon verſpürte er ſogar Luſt, den andern ihre friedliche zu verderben. Indem er ſie aber der Reihe nach betrachtete, fand er nur ſehr ſchwache Spuren davon an ihnen, und bemerkte er weiter denkend, daß der Friede in ſeinem Haus überhaupt eine fragliche Ware geworden ſei. Die Tante lebte zwar mit ihren Büchern und ihrer ausgebreiteten Korreſpondenz ihren gewohnten weltläufigen Stil weiter und hatte ſich nachgerade ſo geſchickt ins geſtörte Hausweſen eingefügt, daß ſie manchmal geradezu unentbehrlich ſchien. Andererſeits hatte ſie ihn bis auf dieſen Tag ſchon zu allerlei widerſtrebenden Freundlichkeiten halb verführt und halb gezwungen, und während er ſich daran

erinnerte, wandte er den Blick unbehaglich zu Linde. Die hatte ſchmale Wangen und dunkel unterſtrichene Augen, und es fehlte ihr weder an Güte noch an ſtrengen Lieblichkeiten aber am rechten glücklichen Jugendlicht, obwohl ſie eben einen Liebesbrief aus der Hand gelegt hatte. Es brauchte manchmal nicht viel, daß er ſie freundlich zwang, eine Hilfskraft ins Haus zu nehmen, aber es brauchte doch noch etwas, nämlich daß von den beiden zähen Schmollern einer dem andern einen Vorſprung ließ. In der Zeit beruhigte er ſich damit, daß ihr ja die Tante einen großen Teil der Arbeit abnehme. Jetzt ſaß ſie freilich da und rührte traurig ſinnend in ihrem Kaffee, ohne etwas zu genießen, und mit einem verdroſſenen und heimlich aufgebrachten Blick erhob er ſich ſo plötzlich und ungeduldig, daß beide Frauen fragend die Augen nach ihm wandten. Aber er hielt ſich nicht mit Erklärungen auf; bloß an der Tür drehte er ſich noch halb um und ſagte: „Komm dann nachher einmal zu mir herauf, Linde; ich habe mit dir zu ſprechen.“ Bald darauf hörten ſie ihn mit unruhigen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab gehen.

Eine Weile horchten die Frauen ſtumm auf das einſame Geräuſch, Linde mit den Gedanken bei dem entfernten Freund, die Tante ſich zum beabſichtigten Gefecht rüſtend. Schließlich räuſperte ſie ſich.

„Warum ißt du nicht?“

„Mir iſt heute nicht ganz gut,“ erwiderte Linde einfach. „Ich will ein wenig faſten.“

„Heinz ſchreibt, er hätte dir geraten, den Ort zu wechſeln, und ich ſolle ihm dabei helfen. Ich werde ihm natürlich nicht helfen ſondern denke, daß du hierbleiben wirſt.“

„Warum denkſt du das?“ fragte Linde auf eine Feindſeligkeit gefaßt.

„Ich könnte ſagen, weil der Dechant dich braucht, und hätte ſonſt gar nichts nötig,“ erwiderte ſie ſingend und etwas von oben herab. „Aber es wäre nur halbe Wahrheit. Die ganze Wahrheit iſt, daß du die Nachſicht deines Onkels nötiger brauchſt als er deine Dienſte. Es haben jetzt nicht alle Leute ſoviel Gutmütigkeit, ein kränkliches und nicht übermäßig tüchtiges junges Mädchen um einiger Nettigkeiten willen zu unterhalten. Du haſt immer noch nicht begriffen, daß wir Krieg führen, und was das in ſeinem ganzen Umfang bedeutet: Krieg! Nun, manchen hat Gott ihren ſanften Egoismus gegeben, daß ſie ſich leichter haben, aber ſie ſollten wenigſtens begreifen, daß andere das Leben nicht ſo leicht finden, und ihre Haltung danach einrichten. Mir ſcheint deine chriſtliche Selbſtgenügſamkeit etwas billig, und es wäre gut, wenn du dich bemühteſt, wieder etwas mehr zum allgemeinen Leben beizutragen.“

„Inſofern wäre es vielleicht doch beſſer, auf eine Zeitlang den Ort zu wechſeln, da ich dir hier ſo viel Anſtoß gebe,“ meinte Linde.

„Inſofern wäre es beſſer, deine Tonart zu wechſeln,“ verſetzte die Tante ſchärfer. „Ich bewundere nichts an dir als die Stirn, die du nach allen Vorgängen noch haſt.“

„Von was für Vorgängen ſprichſt du?“ begehrte Linde aufhorchend zu wiſſen, während auf ihren Wangen eine leiſe Röte erſchien. Die Tante lächelte.

„Viel Sicherheit tönt nicht aus deiner Frage,“ ſpottete ſie. „Obwohl ich immer fand, daß Perſonen deines

Schlages überraſchend dickfellig ſind. Ich beſitze ja wirklich kein Bedürfnis, von dir um Verzeihung gebeten zu werden; ſolche frommen Scherze liegen mir gar nicht. Aber es hätte für dich geſprochen, wenn du während der langen Zeit meines Hierſeins einmal Gelegenheit genommen hätteſt, eine begangene kindliche Niedertracht ins gleiche zu bringen. Auf deinen Charakter hab ich mich nie verſtanden."

„Wenn du keine Bitte um Verzeihung erwarteſt, was verſtehſt du dann darunter, etwas ins gleiche zu bringen?"

Die Tante bemerkte mit Ärger die Herausforderung in dieſer Frage. Einen Moment ſtutzte ſie ſogar darüber. „O, ganz einfach und von Menſch zu Menſch," brach ſie dann mit einem etwas unangenehmen Lachen los. „Ganz natürlich! Es iſt nicht die mindeſte Übernatürlichkeit dabei. Wir ſind nur gewöhnliche Weltmenſchen, aber wir halten auf gute Sitten, obwohl wir manchmal auch höhere Ideen hätten. Man kann ja Kindereien begehen aus Dummheit, aus Bosheit, ja aus Bequemlichkeit; du ſiehſt, es fehlt mir nicht an Toleranz. Aber wenn man ältere Perſonen in Mitleidenſchaft gezogen und ſogar menſchliche Verhältniſſe auf lange hinaus verdorben hat, und man fängt dann einen frommen Wandel an, ſo glaubte ich bisher, dergleichen beginne damit, daß man zuerſt ſeine perſönlichen Verhältniſſe ordnet auch mit ſolchen Perſonen, die man nicht beſonders gut leiden kann, trotz aller Heiligkeit. Abneigungsmotive ſollen ja ſonſt bei wirklich frommen Menſchen nicht mehr wirkſam ſein. Aber vielleicht biſt du noch eine ſehr grüne Heilige, und dann muß man dir manches nachſehen. Nun, ich in meinem

Teil ſtehe auf dem Standpunkt, daß ich mein Verhalten zu dir ganz von deinem Verhalten zu mir abhängig mache. Du kannſt mich ſo erleben und kannſt mich anders erleben. Das wollte ich dir ſchon lange einmal ſagen. Richte dich alſo danach. Auf ſchöne Worte gebe ich aber nichts; damit bin ich ſchon lange nicht mehr zu fangen."

Linde ſaß nun wieder mitten im gerechten Zorn. „Hatteſt du etwa das Gefühl, daß es mir darauf ankomme, dich mit irgend etwas zu fangen?"

„Ich brauche dir über meine Gefühle ja wohl nicht Rechenſchaft zu geben," achſelzuckte die Tante etwas dürr und erhob ſich. „Wenn dir daran liegt, ſie kennen zu lernen, ſo mußt du dir, wie ſchon geſagt, einen andern Umgangston dafür ausſuchen."

„Den Ton in dieſem Haus gibſt ja gegenwärtig du an," bemerkte Linde.

Die Frau zog die Augenbrauen in die Höhe. „Sehr nett," anerkannte ſie hochmütig. „Aber ich werde nicht mit dir zanken, meine Liebe. In einem ſo vertraulichen Verhältnis ſtehen wir ja nicht zueinander."

„Das war auch immer meine Auffaſſung!" beſtätigte das Mädchen ernſt. Der Tante fiel der ſchwermütige Geſichtsausdruck auf, mit dem ſie dieſe Worte ſprach, und er gab ihr nachher noch zu denken. Für jetzt erwiderte ſie lächelnd und mit vorgeſchobenem Kinn:

„Wie du meinſt, mein Kind. Dann gehſt du aber etwas unbequemen Zeiten entgegen."

„Ich bin davon noch nicht ganz überzeugt," ſagte Linde um einen Schein blaſſer und bitterlich ihren Blick feſthaltend. „Ich denke, wenn du dagegen biſt, daß ich den

Platz hier verlasse, so will das heißen, daß du ihn bald räumen willst."

Der Hieb saß. Die Frau, die sich schon zum Gehen gewandt hatte, fuhr getroffen herum und tat beinahe unbewußt einige Schritte zum Mädchen zurück, das noch auf seinem Stuhl saß. „Ich bin dir immerhin verbunden, daß du endlich dein wahres Gesicht zeigst," erklärte sie, nun ebenfalls mit zitternder Stimme aber vor Wut und ein wenig zischend, so sehr sie sich auch Gewalt antat. „Mein Kindchen, um eine soche Haltung mit Erfolg durchführen zu können, bist du ein bißchen zu provinzlerisch, und dazu hast du schließlich auch nicht den sittlichen Standpunkt. Zum Glück stehen noch Mächte und Personen hinter uns, die dir Autoritäten bedeuten und bei denen dir an deinem guten Ruf etwas gelegen ist. Nein, meine Liebe, ich werde den Platz zunächst noch nicht räumen; darüber beruhige dich nur. Es liegt mir im Gegenteil daran, ihn noch länger mit dir zu teilen. Hast du mir sonst noch einen zartfühlenden Vorschlag zu machen? Es scheint nicht. Nun, ich stehe dir ja jederzeit zur Verfügung."

Nach diesen Worten ging sie ziemlich rasch ab, solchermaßen das letzte behaltend. Linde erhob sich wenig später müde und unter einem großen innern Schweigen, um ihre Tagesgeschäfte fortzusetzen. Nachdem sie in den untern Räumen fertig war, stieg sie zum Dechanten hinauf, um zu hören, was er ihr zu sagen hatte.

Über den Dechanten hatte in jener Zeit die Kunstleidenschaft vollständig die Herrschaft gewonnen. Die Stunden, die er nicht auf dem Bauplatz verbrachte,

wozu ihm die Kirche jetzt ganz geworden war, steckte er in seinem Museum oder im Arbeitszimmer über alten Chroniken und über seiner neuen, zusammenfassenden, von der gegenwärtig eben die ersten Kapitel wurden. Anders als kunsthistorisch beschäftigt sah man ihn überhaupt nicht mehr im Dom. Die gottesdienstlichen Handlungen samt der Beichte und der Predigt überließ er unbeschränkt seinen Hilfsgeistlichen, die erstere, weil ihm die Stimmung dazu fehlte, die letztere, weil ihm die Vorbereitung zu viel Zeit weggenommen hätte, denn er besaß bereits einen auf den Termin festgelegten Vertrag mit einem Verleger. Gegenwärtig wurden die photographischen Aufnahmen gemacht, mit denen nachher das gelehrte Werk ebenso anschaulich unter- und überbaut als kurzweilig geschmückt werden sollte. Der Dechant lebte ständig in einer gewissen geistigen, aber nicht geistlichen Erregung, und für alle nicht kunstgeschichtlichen Verhältnisse und Beziehungen seines Lebens verlor er in zunehmendem Maß die Aufmerksamkeit und den Sinn. Außerdem spannte ihn ein Ereignis, von dem noch die Rede sein wird. Er lebte abwesend, wühlend und in einem ständig seine Glut steigernden Vorfeuer des weltlich-wissenschaftlichen Ehrgeizes nach Erfolg und Ruhm. Das war auch mit ein Grund, warum die Tante in ihrer Hauspolitik schließlich von ihm unbehelligt blieb; jetzt schob er alles auf und hinter sich, was an ihn sonst noch Ansprüche stellte, und zwar nicht lässig und lahm sondern mit heftig entschiedenen Bewegungen und stets reizbarer, leidenschaftlicher Abwehrgebärde.

In diese Stimmung hinein hatte ihn diesen Morgen

ein Schreiben des Erzbiſchofs getroffen. Es beſchäftigte ſich mit ſeiner Kirchenrenovation, über die er einige grundſätzliche Bedenken äußerte. „Wir haben es gutgeheißen," ſtand darin, „daß Du nebenbei einige Gelegenheit benutzteſt, um das eine oder andere alte Gerät wieder ans Licht zu bringen, was Dir denn auch vielfach gelungen iſt. Du weißt, daß Wir von vornherein keinen ſehr großen Nachdruck auf dieſe Möglichkeit legten, von der Wir nur als Gelegenheit ſprachen. Wir meinten daher auch keineswegs, daß, wie es ſeither immer mehr den Anſchein gewonnen hat, Du das ganze Werk auf eine Liebhaberei und auf eine Leidenſchaft einſtellen würdeſt, die weniger Gott und der Gemeinde dienen als der weltlichen Wiſſenſchaft. Laß Du die Kunſtgeſchichte denen, die dieſen Zweig von vornherein für ſich gewählt haben. Du haſt, ſoviel Wir wiſſen, den Dienſt Gottes an der Seele der Menſchen für Dich gewählt. Die Klagen über Deine ſo ungebührlich in die Länge gezogene Kirchenrenovation mehren ſich. Ich weiß, daß Du in einſeitigem Eifer mit der weltlichen Behörde Abmachungen trafſt, die den Termin der Wiedereinweihung Deines Domes um Monate hinausgeſchoben haben. Darüber wirſt Du Dich noch beſonders vor Uns zu verantworten haben. Die Gemeinde kniet im Maurerſtaub. Die heiligen Geräte und Symbole der Jetztzeit liegen im Schuppen, während Du alte ausgräbſt, und die Gläubigen ſehen auf eine zerſtörte Stätte, auf Attrappen aus unbemaltem Karton und auf rohe Gerüſte, die längſt wieder aus der Kirche ſein ſollten. Wir wollen daher, daß Du am nächſten Montag Dich bei Uns einfindeſt, um Uns Rechen-

ſchaft über den Stand der Dinge zu geben und Unſern endgültigen und unwiderſprechlichen Entſchluß über die weitere Führung jener Geſchäfte zu erfahren. Wir werden dann auch noch andere Fragen zu beſprechen haben, die Dein perſönliches Leben und Deine Hausordnung angehen, und die ebenfalls Unſer lebhaftes Bedenken erregen. Sieh zu, daß Du über alles befriedigende Auskünfte geben kannſt, die Wir Uns gerade von Dir herzlich wünſchen. Inzwiſchen empfange Unſern Segen."

Vom Segen ſpürte er diesmal nicht viel, ſo ſehr er den alten Herrn bisher verehrt hatte; er ſteckte jetzt voll weltlich erregter Ströme, die einem ſolchen frommen Einfluß widerſtrebten. Heftiger brandeten ſie freilich an dem unerwartet entgegengeſtellten Hindernis auf, und der Unmut dieſes Sohnes der Kirche über die vorgeſetzte väterliche Gewalt war nicht klein aber ſofort ſtark von ſchlechtem Gewiſſen beſtritten. Nun wäre die Erregung in ſolchem Umfang trotzdem nicht ganz zu verſtehen und würfe ein ſchlechtes Licht auf den Charakter des Dechanten, wenn man nicht erführe, daß er gerade dieſe Tage über eine alte Handſchrift geraten war, die alle ſeine Leidenſchaften aus dem Grund neu aufregte. Denn in dieſer Handſchrift ſtand klipp und klar, daß unter dem Boden des Chores, da, wo in der darunter liegenden Krypta alle Traggewölbe nach dem Mittelpfeiler zuſammenlaufen, in dieſe Vereinigung zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein Kaſten mit goldenen Geräten, die ſchon in der Handſchrift als alt bezeichnet wurden, verſenkt worden ſei. Mit dieſer Nachricht erklärte ſich dem Dechanten erſtens auf einen Schlag die auffällige

Armut des alten, vielverehrten Gotteshauſes an goldenen Geräten und an Edelſteinen, an denen viel jüngere und weniger berühmte Dome unverhältnismäßig reicher waren, zweitens der Umſtand, daß er nirgends auf einen Hinweis über den Verbleib der unzweifelhaft vorhanden geweſenen Votivgaben geſtoßen war, und drittens weckten ſie in dem einfach lebenden und perſönlich ſo anſpruchsloſen Mann urplötzlich einen rechten Heißhunger, eine geiſtige Wolfsgier nach kirchlichem Beſitz, Gold und Edelgeſtein, Reichtum und ſchwerer Pracht, daß er ſeit den Tagen, die er mit dieſen ſchwülen Vorſtellungen im Kopf herumlief, ſich ſelber nicht mehr kannte. So gut ihm die Armut und Einfachheit ſeines Domes bisher gefallen hatten, ſo ehrgeizig wild, um nicht zu ſagen: verwildert, umflogen nun ſeine Gedanken die Stelle im Chor, in welcher ein ſolcher Glanz verborgen war. Durch die Hebung des Schatzes konnte womöglich ſein Dom von einem Tag auf den andern alle übrigen an Beſitz und geſchichtlicher Bedeutung überſtrahlen, abgeſehen von dem Ruhm, den ihm die Tat perſönlich einbringen mußte.

Die Schwierigkeit dabei war aber die, daß der Architekt ein bedenkliches Geſicht machte, nicht über die Urkunde, an die glaubte er ebenſo wie der Dechant, aber über die techniſche Ausführung der Hebung. Er wollte ſie nicht wagen ohne eine ausgiebige Stützung des Gewölbes und zwar des ganzen, da man nie wiſſen konnte, welche Überraſchungen man mit einer alten Krypta erlebte, wenn man ſich mit ihrer Struktur einließ. Der Bau war im ganzen nicht mehr ſehr kernig und hing hauptſächlich durch ſich ſelber zuſammen; ein Turm war ſchon vor

dreißig Jahren eingeſtürzt, und ein Eingriff wie der beabſichtigte ein Unternehmen von ernſtlicher Tragweite an Mitteln, Zeit und Geld. Anſtatt eines günſtigen Zufalls nun, der dem Dechanten weiter geholfen hätte, kam dieſer Brief des Erzbiſchofs ſeiner Leidenſchaft außerordentlich unerwünſcht in die Quere, und wenn es ihm nicht gelang, den hohen Herrn am Montag für die Ausgrabung zu gewinnen, ſo wußte er nicht, was weiter werden ſollte. Indeſſen glaubte er im letzten Grund nicht, daß der Erzbiſchof auch unter dieſen Umſtänden an ſeinem Einſpruch feſthalten würde, und nötigenfalls ließ ſich vielleicht zwiſchen ihm und der weltlichen Behörde ein Abkommen zuſtande bringen, nach dem er ſich noch ein bißchen länger geduldete und die weltliche Behörde einige Arbeiter mehr ſtellte.

Für dieſe Angelegenheit rüſtete er ſich alſo mit einigem Mut, für die auferlegte Rechtfertigung mit Ergebenheit, zum voraus wiſſend, daß er ſie nicht zum beſten beſtehen werde, und was den letzten Satz des Hirtenbriefes nicht an die Herde ſondern an den zweifelhaften Unterhirten anging, der ſich mit deſſen privaten und häuslichen Angelegenheiten befaßte, ſo ſah er ſich zu ſeinem tief betroffenen Verdruß nun doch genötigt, zwiſchen allen Geheimniſſen einen Austrag zu ſuchen, denn das Geraune oder Geſchwätz, wenn es kein Geſchrei war — er wußte ja nicht mehr, was in der Gemeinde vorging —, hatte offenbar bereits den Weg ins erzbiſchöfliche Palais gefunden und kam ihm von dort in der Form einer ſehr ernſten Drohung und einer Vorladung zurück. Er mußte alſo über dieſe Dinge zumindeſt Beſcheid wiſſen, und das war der äußere

Grund, warum er Linde zu ſich befohlen hatte. Die innere Veranlaſſung beſaß er ſchon lange.

„Setze dich, Linde," ſagte er nicht ungütig zum Mädchen, als es eingetreten war, und wies ihm einen Stuhl an. „Du kommſt nicht zu oft dazu. Warum nimmſt du nicht wieder einmal dein Mittel ein? Mir ſcheint, daß du's brauchen könnteſt. Am beſten wäre geweſen, du hätteſt damals eine Aushilfsköchin angeſtellt, als ich's dich hieß. Nun, wie du willſt. Hoffentlich geht's mit der Brigitt bald wieder aufwärts. Wie war die Nacht?"

Linde gab Auskunft und wartete wieder. „Hm!" machte der Dechant und ging nachdenkend und mit ſeiner Verſtimmung kämpfend einige Male auf dem Teppich vor dem Bücherregal auf und ab. „Deshalb habe ich dich übrigens nicht herbeſtellt. Du haſt mir vor einiger Zeit eine Auskunft verweigert, du weißt welche, du haſt ſie ſo wenig vergeſſen wie ich. Es brauchte weiter nichts dahinter zu ſtehen; eine Störung in den innerlichen Beziehungen ſonſt nichts. Vom übrigen, dachte ich, werde das Haus von ſelber rein werden. Nun, derlei Angelegenheiten haben die Eigenſchaft, daß ſie um ſich greifen wie Petroleumflecken. Wo ſie hindringen, verbreiten ſie üble Gerüche und verraten, daß etwas nicht in Ordnung iſt. Heute ſtellt der Erzbiſchof dieſelben Fragen an mich, die ich damals an dich ſtellte. So weit haben wir das gebracht, daß man uns von außen ins Haus greifen kann. Du biſt mir immer noch die nächſte, mit der ich über dieſe Dinge reden mag. Ich gebe dir jetzt Gelegenheit, unſer Vertrauensverhältnis wiederherzu-

ſtellen. Benütze ſie, Kind. Was iſt jene Nacht um die Tante vorgegangen?"

Nun war für Linde der Augenblick der Rache da, ganz ungeſucht zu benützen und mit dem beſten Gewiſſen zur allgemeinen Befreiung zu wenden. Sie mußte freilich bedenken, ob es möglich ſein werde, das Geheimnis der Frau preiszugeben, ohne das eigene zu gefährden, aber ſie bedachte es nicht ſondern ſagte nach kurzem Zögern: „Ich weiß es nicht!" ohne eine einzige egoiſtiſche Nutzanwendung angeſtellt zu haben. Aber weil ihr einmal die Triebkräfte ihrer Handlungen aus zwei Quellen floſſen, der Liebe und der Feindſchaft, ſo erkannte ſie neben ihren innerſten Gründen der Vornehmheit gleichzeitig einen äußern, der ebenfalls zu einem innern wurde: ſie durfte nicht dazu beitragen, die Tante von hier zu vertreiben, denn aus der fortdauernden körperlichen Gegenwart der bittern Frau gewann Linde etwas wie ein Sicherheitsgefühl dafür, daß mit ihrer ſchwebenden Liebesmöglichkeit — die Liebe ſelber hing für dieſen Frühling erfroren am Baum — keine eingreifende Veränderung geſchah. Solange ſie um Heinzens Geſchick ſozuſagen unter ſeinen Augen mit der Feindin kämpfen durfte, ſolange konnte er weder ihr noch ſich ſelber ganz verloren gehen. Nebenher fand ſie freilich ihre Gewiſſenslage gegenüber dem wohlmeinenden Mann und der geiſtlichen Perſon fortgeſetzt ungünſtig.

„Hm!" machte der Dechant, wieder enttäuſcht. „Ich hoffe, daß dich kein unangebrachtes Feingefühl hemmt."

„Mich — hemmt kein Feingefühl," ſagte ſie, und glaubte es ſelber.

„So weißt du auch nicht, was es mit der Geflügelſchere der Magd auf ſich hat und mit ihrem Nervenfieber? Dergleichen kommt nicht vom Kuchenbacken an eine ſonſt ſo robuſte Perſon. Sicher hat ſie dir Mitteilungen gemacht! Ihr ſeid ja wie Mutter und Tochter."

„Ich weiß — nichts," erwiderte Linde mit Anſtrengung. „Die Geflügelſchere hat ſie wohl zuletzt in der Hand gehabt." Und auf die vorige Frage zurückkommend, ſagte ſie noch: „Die Tante ſpricht ja ſelber von der Lampenglocke."

Von ihren etwas eintönigen Ableugnungen gereizt, trat der Dechant ihr ungeduldig näher. „Das iſt nicht die Miene, mit der man Wahrheit ſpricht," bemerkte er bewegt. „Es fällt mir ſchwer, dir geradezu ins Geſicht zu ſagen, daß du lügſt, aber du ſollteſt bedenken, daß ich dich von Kind auf kenne. Nach der Blutſpur werde ich dich nun gar nicht fragen; du wirſt mir antworten, daß die Tante Hilfe holen wollte. Aber warum fand ich dich am Prozeſſionsmorgen, als der Betrunkene dageweſen war, ſo vollſtändig erſchüttert und niedergebrochen? Das ſage mir. Darüber mußt du Beſcheid wiſſen."

Gequält ließ ſie ihn wieder einen Augenblick auf Antwort warten. „Ich — erſchreckte mich über den Menſchen," ſagte ſie dann tonlos, und wartete weiter, ſie wußte nicht worauf.

Ihm ſchlug das Herz vor Unmut und der Blick trübte ſich ihm, was bei ihm ſtets mit großen Gemütserregungen verbunden war. Raſch trat er vollends auf ſie zu, legte ihr die Hand auf den Scheitel und bog ihr mit einer innerlich heftigen doch nicht unzarten Bewegung den Kopf zurück.

„Linde," ſagte er leiſe, beinahe knurrend: „Linde, du weißt, daß ich dich in der Beichte fragen kann! Willſt du's darauf ankommen laſſen?" Aber als ſie ihm nur mit abgewandtem Blick das blaſſe Geſicht wies und mit feſt geſchloſſenen Lippen ſchwieg, ließ er ihren Kopf ſchwer verdroſſen fahren und wandte ſich, um ſeine ruheloſe Wanderung wieder aufzunehmen. „Es iſt gut, du kannſt gehen," ſagte er endlich, nachdem er ſich wieder gefaßt hatte, mit einer Stimme, die ſie noch nicht aufgab, aber die ihr tief erzürnt drohte. „Ich werde die Wahrheit ja von andern Perſonen im Haus erfahren, aber es wird dir nicht zugut kommen, daß ich zu ihnen gehen muß."

Linde erhob ſich mit einem Seufzer, ſtand noch einen Augenblick ſchweigend mit düſterm Blick und verließ dann langſam und unter einem Froſtſchauer das Zimmer. Draußen fiel ſie nach der ſchlafloſen Nacht und den Erregungen des Morgens eine ſolche Schwäche an, daß ſie zuerſt ihr Zimmer aufſuchte, um ſich ein wenig auf dem Bett auszuruhen. Sie ſank ſofort in eine fieberige Bewußtloſigkeit, aber nicht ganz, ſondern ein wenig wache Qual blieb immer noch vorhanden. Aus der gewollten Viertelſtunde wurden zwei und mehr, ſo mühſelig ſie auch um die Herrſchaft über ihre Glieder kämpfte. Endlich, als die Tante ſie lange nirgends mehr geſehen hatte und auch nicht in der Küche fand, obwohl es ihr längſt Zeit zum Kochen ſchien, ging ſie ſie ſuchen und fand ſie, wo und wie ſie zu finden war. Da ſie auch auf kalte und ſpöttiſche Worte ſich diesmal nicht aufraffte, hieß ſie ſie mehr, als daß ſie ihr erbarmend half, ſich vollends zu Bett zu legen. Sie war heute zum erſtenmal in dieſem Zimmer,

das mit einigen Abwandlungen aussah, wie überall die Kammer eines gedankenreichen, warmherzigen und reinlichen Mädchens. Alles blickte ihr von Wänden, Tisch und Kommode freundlich und geordnet entgegen. Vor dem kleinen Altärchen der Mutter Gottes standen farbige Strohblumen still und liebreich, und ebenso standen sie vor einem Bild des Leutnants auf der Kommode nicht zum Vergnügen der Tante, und indem sie sich daran erinnerte, was in diesem Zimmer sich gegen ihre Wünsche zugetragen hatte, überfiel sie ein ärgerlicher Verdruß, den sie schwer verbarg. Unterdessen sagte sie singend und unteilnehmend: „Dann sieh nur, daß du morgen wieder zu brauchen bist!" und verließ sie, ohne nach einem Wunsch gefragt zu haben.

Von Lindes Zimmer weg stieg sie in die Küche hinunter, um zu sehen, was zu tun sei. Kochen war nun gerade die Angelegenheit, von der sie am wenigsten verstand. Außerdem wäre es zu einem richtigen Mittagessen zu spät gewesen. So fand sie zu ihrem und zum Glück des Dechanten einen Teller kalte Kartoffeln, die sie briet, und ein Töpfchen mit ebensolchem Kohl von gestern, den sie aufwärmte. Der Dechant fand das Glück jedoch nicht übermäßig, und er aß mit geringer Begeisterung. Da er nun außerdem dem Weib, um das sich so viel Dunkelheit und gefährlicher Schein zusammenzog, am Tisch allein gegenüber saß, war ihm auch innerlich nicht wohl und flogen seine Gedanken wie Schwalben, denen man das Haus zerstört hat, irrend und unermüdlich um sein zerstörtes. Sie beobachtete ihn eine geraume Weile; schließlich fand sie es für gut, das Wort an ihn zu richten.

„Du biſt heute ſchlechter Laune, mein Freund," redete ſie ihn leicht lächelnd an. „Ich glaube, daß du dieſen Morgen üble Poſt bekommen haſt. Darf man nichts davon hören? Es wird ja doch mit dem Kirchenbau zuſammen hängen, mit dem dein ganzes Wohl und Weh verknüpft iſt. Iſt dir wieder ein Vorgeſetzter in den Weg gefahren?"

Der Dechant zuckte die Schultern. „Es iſt die alte Leier," ſagte er unluſtig. „Den Leuten dauert alles zu lang; ſie glauben, ein Münſter beſſert ſich in einem Tag aus wie ein Ziegenſtall."

„Mit dem Unterſchied, daß unter einem Ziegenſtall keine beſonders wertvollen Geräte gefunden werden," meinte ſie mit leichter Laune. „Mein Freund, man muß nicht mit Leuten über Dinge disputieren, die ſie nicht verſtehen. Wer etwas durchführen wollte, hat es noch allemal allein ſchaffen müſſen."

„Ja, wenn die verſchiedenen Inſtanzen nicht wären," brach er los; ihre Anteilnahme löſte ihm die Sprache wie Malzzucker den Huſten, und ſo kam er, ob er wollte oder nicht, auf ſeine alte Chronik und den Schatz im Chor zu ſprechen. „Gut, wenn ich davon nichts wüßte, ſo möchte doch jeder zu ſeinem Recht kommen. Aber zu denken, daß wir das Chor ſchon vorgehabt haben und vielleicht nur zehn Zentimeter mit der Spitzhacke von dem Gewölbe entfernt waren —!" Er ſchlug ſich leidenſchaftlich mit der flachen Hand vor den Kopf, ohne zu vollenden.

„Nun, und wer ſteht dir im Weg zu dieſem Schatz?" fragte ſie.

„Der Erzbiſchof!" achſelzuckte er lakoniſch; ſie hörte,

daß hier vor ſeinem Zorn eine Barre über dem Weg lag, und hielt es für gut, ſie zu achten.

„Er wird dir ſchon nicht die Handſchrift in Luft auflöſen," ſagte ſie tröſtend.

„Das iſt's ja," zweifelte er trübe. „Wird er was darauf geben? Um einer alten Handſchrift willen, die nicht einmal beglaubigt iſt, darf er nicht einen ſolchen Aufwand an Zeit und Mitteln neuerlich zulaſſen."

„Wird das einen ſo großen Aufwand geben?" erkundigte ſie ſich. Er erklärte es ihr.

„Mit den nötigen Leuten wäre alles zu leiſten, aber die koſten auch wieder Geld, und ich bin zu Ende. Ob wenigſtens die Regierung auf die Handſchrift ſich bewegt, iſt mehr als fraglich, ohne Beziehungen, wie ich daſtehe. Wäre ſie mir doch nur ein Vierteljahr früher in die Hände gekommen. Iſt aber das Haus einmal geweiht, ſo kann ich überhaupt an nichts mehr denken."

„Das heißt," warf ſie lächelnd ein: „Du wirſt an gar nichts anderes mehr denken als an den vergrabenen Schatz. Aber wie wäre es, wenn wir die Sache in der Stille miteinander machten? Wieviel brauchſt du denn? Fünftauſend? Zehntauſend? Ich ſtehe dir vollſtändig zur Verfügung. Du wirſt doch keine unüberwindliche Abneigung gegen proteſtantiſches Geld haben?"

Aber der Dechant ſchien eine zu haben. „Liebe Malva," ſagte er erkältet und ſpröde abſpringend: „Das iſt gut gemeint, und ich danke dir, aber darüber können wir nicht reden. Ich habe ohnehin ſchon genug Geſchrei um mich."

Sie merkte, daß ſie ſich wieder zu weit vorgewagt hatte, und ſchwieg ein Weilchen. Dann verſuchte ſie, der

Sache von einer andern Seite beizukommen. „Sieh mal," ſagte ſie endlich, „du ſollteſt mir nicht die einzige Gelegenheit verwehren, die lange Gaſtfreundſchaft, die ich hier genieße, durch einen kleinen Dienſt ein bißchen auszugleichen. Du wirſt mich nämlich noch nicht ganz bald wieder loswerden, außer wenn du aggreſſiv gegen mich vorgehſt. Die kleine Stadt und das ſtille Haus mit ſeiner ſaubern und einfachen Atmoſphäre tun mir wohl. Ich habe nicht die beſte Zeit hinter mir. Davon ſprachen wir noch nicht. Du weißt vielleicht noch, wie äußerlich und verhaftet du mich von Anfang fandeſt. Es war etwas Aufgelöſtes und Zielloſes in mir. Gott, dieſer Krieg mit ſeinen Aufregungen! Dann die Prozeſſe um den wiſſenſchaftlichen Nachlaß meines Mannes, bei denen beinahe jede menſchliche Gemeinheit wenigſtens einmal irgendwo durchſchlug. Degoutant iſt die Eitelkeit und Perfidie in dieſer wiſſenſchaftlichen Republik. Nachher das ungeregelte Leben mit Schauſpielern und Literaten, durchdisputierte und -gerauchte Nächte auf Diwans oder auf Teppichen am Boden — wild, ſelbſtbetäubend — alles um die Öde des Lebens zu füllen, während da draußen das Große vor ſich ging. Nun, ich will dich nicht mit Einzelheiten beſchweren. Genug, von dieſer Unruhe — vielleicht war's auch eine Hyſterie, die in der Zeit lag — davon habe ich hier ſchon vieles verloren. Inzwiſchen wird meine kleine Villa fertig werden; in die Großſtadt zurückzugehen hätte ich jetzt einen Schauder. Biſt du alſo nicht durchaus gegen mich eingenommen — ich bin ja nicht immer ein bequemer und vergnügter Menſch —, ſo möchte ich bei dir erſt ganz zum innern Gleichmut.

kommen, bevor ich mich wieder weiter hinaus wage. Ich bin immer noch nicht gewiſſe quälende und verfolgende Traumgeſichte los. Manchmal iſt's mir, als ob ich über Kellern mit Leichen lebte. Aber reden wir nicht weiter davon. Du haſt alſo gewiſſermaßen eine Miſſion an mir. Und nun alſo, wie geſagt, wäre ich dir geradezu dankbar, wenn du mir Gelegenheit gäbeſt, auch dir in einem dir wichtigen und wertvollen Handel zu helfen. Ich müßte ſogar ſagen, daß es mir nicht möglich wäre, länger hier zu ſein, wenn du mich daran verhinderteſt. Das Leben iſt doch ein Geſchäft auf Gegenſeitigkeit."

Der Dechant war mit einiger Verwunderung in den Augen dieſen Ausführungen gefolgt, und die vertraulichen Eröffnungen machten immerhin einen gewiſſen Eindruck auf ihn wenn auch keinen durchaus angenehmen. „Du kannſt natürlich bei uns bleiben, ſolange du dir einen inneren Vorteil davon verſprichſt," ſagte er, über Widerſtände zuſtimmend. „Ich wußte nicht, daß dein Beſuch bei uns etwas wie eine Flucht vor der Welt darſtellt. Und da auch Linde gegenwärtig nicht zum beſten im Stand iſt, ſo kann es nichts ſchaden, wenn ſonſt noch jemand ſich um das Haus kümmert. Darin würde ich ſchon Vergeltung genug ſehen. — Was dann das andere angeht, darüber können wir ja noch reden," ſchloß er froh, mit einem guten Abgang den Tiſch aufheben zu können.

Im Lauf des Nachmittags zeigte er ihr aber immerhin die alte Chronik, da ſie darum bat, und die Pläne des Münſters und ging ſogar mit ihr in die Kirche hinüber, um die Anſtalt am Platz zu betrachten. Er konnte gar nicht recht hinſehen vor Herzweh und Leidenſchaft, in-

deſſen die Klingſe allerlei Intereſſiertes und ſogar Geſcheites über die Sache vorbrachte und jedenfalls in aller Zurückhaltung ganz ſeine Partei war. Das tat ihm dann doch wieder wohl, und er begann heimlich mit ſchwach gelichtetem Mißtrauen nach den fünf- oder zehntauſend Mark zu ſchielen aber doch immer noch mit Mißtrauen.

In der Zeit — es ging wohl an die zwei Stunden — lagen die beiden Patienten mutterſeelallein im Haus und konnte mit ihnen paſſieren, was wollte. Brigitt hatte richtig nichts zu eſſen bekommen, und der Dechant dachte vor lauter ungehobenen Schätzen auch nicht an ſie. Über Lindes Zuſtand beſaß ſie Nachricht. Das Mädchen hatte ſich trotz aller Schwäche einmal hergeſchleppt, um zu ſehen, ob ſie auch zum Ihren gekommen ſei. Brigitt log: ja und trieb nur erſchreckt, daß Linde wieder ins Bett kam. Unterdeſſen litt ſie erheblichen Hunger.

Als man ins Haus zurückkehrte, erinnerte er ſich ihrer, aber nicht wegen ihres leiblichen Wohls ſondern wegen des biſchöflichen Sendſchreibens. Bald darauf trat er durch ihre Tür. Sie dachte, er wolle ſie nur ſo wieder einmal beſuchen, und war ſehr erfreut.

Die Eingangsfragen des Dechanten nach ihrem Befinden beantwortete ſie mit einer dankbarlich ſtolzen Miene, denn wenn ihr Herr ſie mit einem Beſuch bedachte, ſo befand ſie ſich wohl. Darauf kam ſie mit einer ernſtlich beſorgten auf das Mädchen zu ſprechen, und er wurde ſchweigſam. Als er darauf ſeinem Ziel näher rückte, wurde ſie ſchweigſam. Schließlich ſchwiegen ſie beide, ſie mit peinlich verſchloſſenen Zügen, denn ſie dachte an Lindes Verbot, wenn ſie auch in Angſt gehorchte, er mit ratloſen

und erbitterten, denn jetzt blieb ihm nur noch die Tante übrig oder vor dem Erzbischof das Bekenntnis, daß er nicht wisse, was in seinem Haus vor sich gehe, abgesehen von einer Verschwörung gegen seine Person, deren Grund oder Absicht er aber ebenfalls nicht kannte. Still, doch unbehaglich grollend verließ er endlich die Magd, die in Kummer über die notgedrungene Verschweigung zurückblieb, außerdem selber ein bißchen grollend über seine ablehnende Haltung, als sie ihm von Lindes Zustand gesprochen hatte. Fehlte es ihrem Leib daher noch bis abends, wo ihr die Tante durch ein fremdes Kind ein bißchen Essen hinaufschickte, durchaus an Nahrung, so hatte ihr Geist dafür mehr als genug, wenn sie an die drei Hausgenossen dachte, an jeden mit den zugehörigen Gefühlen. Zum Glück hatte ihr Linde heute früh das ungebärdige Wesen gebrochen, so daß ihr Herz einen geduldigen und ziemlich treuen Takt schlug. Früh nach dem Nachtessen, von dem sie wenig aus der Hand der Feindin genoß, schlief sie ein; als sie nachts doch einmal von ihrem Herzen erwachte, fand sie Linde neben sich.

Der Dechant beschloß, die Tante aus diesem Spiel zu lassen. Er sah Linde, die am nächsten Tag ihren gewohnten Wandel fortsetzte, wenn auch trotz ihres Ruhetages unerquickt, durch den Schluß der Woche stets ergrimmter zu. Am Sonnabendvormittag stellte er sie im Hausgang oben. „Ich erwarte dich morgen zur Beichte," sagte er fremd und leidend, blickte ihr noch einmal beunruhigt ins blasse Gesicht und ging dann mit raschen Schritten nach seinem Arbeitszimmer. Er hatte vor, die Predigt zu machen, die er morgen zur Abwechslung

wieder halten wollte, weil er ſich dazu aufgeregt fühlte. Aber es wollte ihm heute kein Satz gelingen, ſo nahe ihm das Material dafür — er dachte über die Krankheit der falſchen Leidenſchaft zu reden — zur Hand lag, nicht nur in der Perſon ſeiner Nichte ſondern viel näher in der eigenen, aber davon war ihm zur Zeit nichts bewußt. Fünf Blätter ballte er ärgerlich zuſammen und warf ſie in den Papierkorb, bis eines auch noch vielgeflickt und verſchmiert zu den andern kam. Als er fertig war, wußte er durchaus nicht mehr, wie der Eingang lautete, und beim Nachleſen bemerkte er, daß dieſer nicht im geringſten zum Schluß ſtimmte. Gereizt und in ziemlich unfrommer Stimmung erſchien er zum Mittageſſen, das ihm denn auch nicht bekam. Es befielen ihn bald nachher Magenſchmerzen, und er mußte Pfefferminztee bekommen; als der nicht half, rüſtete ihm Linde eine heiße Leibflaſche, die etwas Linderung brachte. Inſofern hatte Linde ihre eigene Magenſchwäche nicht geſtohlen; ſie lag in der ganzen Familie. Auf den Nachmittagstee verzichtete er, und zum Abend genoß er nur zwei Stückchen Zwieback, obwohl es Heringe mit Kartoffeln gab, die er ſonſt zärtlich liebte. Auch dies ſchrieb er dem Mädchen auf die Rechnung. Er konnte es vor Groll faſt nicht anſehen, obwohl es immer noch viel lieblicher daſaß als die Tante, mit der er im wohlgebildeten Her und Hin der Unterhaltung in aller Verſtimmung höflich die Blicke kreuzte. Zeitig nach einem verpfuſchten Tag zog er ſich zurück und konnte beinahe nicht ſchlafen vor Erregung und vor Herzſpannen auf den Morgen.

Fünftes Kapitel

Der Beichtgang. Ein alter Prozeß wird wieder betrachtet. Der Gerichtstag.

Als Linde am Sonntagmorgen zur Beichte ging, ſtand Bob umſonſt erwartend und mit kurzen, anfragenden Bewegungen ſeines Schwanzes da, ob er mit dürfe. „Aber mein armes Kind, du biſt doch ein Heidenſeelchen," ſagte ſie und ſtreichelte ihm den dunklen, ausdrucksvollen Kopf. „Wie willſt du denn mit Frauchen beten gehen? — Das Auge iſt heute wieder ſchlimm; wir müſſen's nachher ein wenig waſchen. — Und dann riecht ſein Fell wieder nach Mäuſen, und das iſt immer das Schönſte an ihm!" ſchloß ſie plötzlich leidenſchaftlich, drückte ihn raſch an ſich und ging aus dem Vorgarten, während er ihr mit ſeinem geſunden Auge ernſt und denkend nachblickte. Darauf führte er, irgendwie heimlich von ihr erregt, plötzlich die vordere Streckung aus, nachher die hintere, um noch eine ganze Weile unruhig herumzuſtreichen.

Linde war die Nacht wieder ſpät zu Bett gekommen. Über dem Schreiben an Heinz und dem Denken an ihn war ihr die Zeit nicht eben glücklich aber ſchnell vergangen, und ſchließlich hatte ſie ihr doch etwas wie eine Befriedigung zurückgelaſſen, denn es war ihr gelungen, ihm in freien und lebendigen Worten zu ſagen, warum ſie da bleiben müſſe, wo ſie war, aber das Beſte von allem hatte ſie unter die Zeilen verſteckt wie die Mutter die Oſtereier unter die Buchsbaumhecken im Garten; dort konnte er ſuchen, wenn ſeine Sehnſucht am grünen

ordentlichen Buchs noch nicht ſatt wurde. Indeſſen hatte er der Klingſe erſt neulich angedeutet, welche Art es mit ſeiner Unerſättlichkeit auf ſich habe, und zwiſchen den Zeilen las er jetzt mehr bei ihr als bei ſeiner wahren Geliebten. Daß er dabei immer tiefer ins Hungern geriet, bemerkte er halb und halb, und er gab ganz dem Mädchen die Schuld daran, weil es ihn am richtigen Zugreifen hindere.

Nachdem Linde den Brief in den Kaſten geworfen hatte, trat ſie in den Dom. Der Beichtſtuhl des Dechanten ſtand vorn im Schiff, linker Hand vom Hochaltar. Sie kniete lange auf der andern Seite vor dem einzigen Nebenaltar, den ſeine Altertumswut der Gemeinde gelaſſen hatte. Sie betete nicht und dachte auch nicht an weltliche Angelegenheiten, nicht einmal mehr an ihren Geliebten; ſie war nur allein mit ihrer unbeſchrienen Stunde, ihrem Gefühl von ſich und mit der Heiligkeit des Ortes. Über dieſem Ausruhen in Gott und im Anſchauen der warmen, fromm belebten Kerzenflammen, der Blumen und der heiligen Figuren auf dem Altarbild verſäumte ſie beinahe die Zeit.

Der Dechant erwartete ſie mit ebenſoviel Ungeduld als Furcht, ſeitdem er ſie hatte durch die Kirche gehen ſehen. Es würde ihn ſchwer betroffen haben, wenn ſie nicht gekommen wäre. Nun ſie geſammelt geradeaus zu ihm kam, wünſchte er beinahe, ſie wäre weggeblieben, und nur die Hoffnung, daß ſie wirklich zum Beichten bereit ſei, verhinderte ihn daran, ihr zu ſagen, daß ſie in Gottes heiligem Namen wieder gehen ſolle, ehe ſie dieſen geläſtert habe. Die formalen Eingangsfragen ſtellte er

mit Mühe und die nach ihrer Mitwisserschaft an fremden Vergehungen beklommen und ohne Hoffnung; sie beantwortete sie ruhig und still vertieft mit bescheidener Stimme und mit hingegebener Gebärde, die ihn doch wieder etwas an sie glauben machen wollte. Als er aber zur Hauptsache kam und sie ernst, doch nicht unväterlich auf eine eigene Verfehlung zum erstenmal geradeheraus ansprach, zögerte sie wieder einen Moment, während ihm das große Herz vor Angst klopfte; dann erklärte sie fest, wenn auch mit derselben milden Stimme und der gleichen ehrfürchtigen Haltung, daß sie sich keiner Verfehlung bewußt sei. Sie war einmal unweigerlich entschlossen, das Geschick ihres Liebsten, das sie in bekannter großherziger Weise auf sich genommen hatte, als eine nicht durch menschliche Gespräche zu verwirrende Angelegenheit zwischen ihm, ihr und Gott zu betrachten und zu erhalten. An diesem Priester hinderte sie, daß er zugleich ein Mensch war; sie hätte einen Erzengel gebraucht, und es war noch sehr die Frage, ob sie diesem gebeichtet hätte. Darum lehnte sie auch des Dechanten dringende Aufforderung, ihr Geheimnis der unpersönlichen Kirche Gottes zur Beurteilung und Absolution zu übergeben, still und streng ab, denn die Kirche, was sie davon begriff, stand auf persönlichen Menschen. Sie kniete da mit blassen, ernsten Zügen, die neuerlich viel bisher verborgen gewesene Lieblichkeiten ergreifend zeigten, und verweigerte in völliger Gefaßtheit, so daß er die seine darüber verlor. Einige Augenblicke schwieg und überlegte er einen geistlichen Zornanfall schwer niederkämpfend. Endlich sagte er noch ganz darin lodernd und rauchend wie in einem feurigen Busch: „Die

Kirche hat Macht, zu löſen und zu binden. Sie löſt und bindet dich zugleich. Sie ſtellt dich auf dein Gewiſſen, wohin du dich ſchon ſelber geſtellt haſt. Der Weg zur heiligen Kommunion ſteht dir frei, aber auf deine Verantwortung. Geh in Gott, wenn du's vermagſt."

Was ihn am heftigſten erſchütterte, war die Erfahrung, daß ein Sakrament, das er bisher für eine unbedingte Macht gehalten hatte, die er nur im vollen Ernſt zu handhaben brauchte, um ihrer ſozuſagen automatiſchen Wirkung gewiß zu ſein, ihm in einem ernſthaften Fall wie eine ſchlechte menſchliche Waffe in der Hand ſplitterte und wirkungslos am ſeeliſchen Gegner zerbrach. Das beſtürzte ihn geradezu und griff ihm als Schreck an ſeine apoſtoliſche Grundlage, wo wie der Staub beim Erdbeben ſich in geheimer Regung der Zweifel vom Boden löſte und in Schleiern aufzuwallen begann. Inzwiſchen kniete Linde noch ein Weilchen betend und in ſich gekehrt, wie ihm, der ſie mit brennenden Blicken beobachtete, ſchien. Dann erhob ſie ſich, um langſam, aber mit gewiſſen, ſicheren Schritten die Kirche zu verlaſſen. Zur Kommunion trat ſie nicht an, und ſie hatte auch nicht die Abſicht dazu gehabt. Sie wollte ihm nur zu Willen ſein, ſoweit ſie das vermochte; darüber hinaus ging ſie den ſelbſtherrlich betretenen eigenen Heilsweg weiter, in ihrem Herzen nicht weniger katholiſch als zuvor, und jedem freien, heiligen Symbol leidenſchaftlich zugetan. Er ſeinerſeits, als er die ganze Reihe der Kommunikanten verſehen und ſie nicht darunter erblickte hatte, atmete auf wie nach einer glücklich überſtandenen großen Gefahr, aber nicht im Gefühl, daß damit etwas gewonnen

ſei. Der Abgrund, der einige Augenblicke ſie und ihn hinabzureißen gedroht hatte, drohte weiter, nämlich die finſtere Erſcheinung ihrer Schuld, von der er jetzt feſt überzeugt war. Als er das Mädchen beim Mittageſſen nach vollbrachter Predigt wiederſah, ſchien es ihm fremd und unheimlich wie eine Kranke, die eine Gehirnentzündung zwar mit dem Leben überſtanden aber darüber die Gnade der Vernunft verloren hat.

Im Verlauf dieſes Eſſens brachte die Tante, die jetzt allerlei neue Regſamkeit entfaltete, die Unterhaltung auf Familienzerwürfniſſe und was damit zuſammenhängt oder dabei in die Brüche geht, und kam auf dieſem Weg, worauf die ganze Anſtalt angelegt war, auf ihr eigenes mit dieſem Haus zu ſprechen leicht und lächelnd, wie man lange verwundene und beinahe ganz vergeſſene Vorkommniſſe behandelt, die inzwiſchen Geſprächsſtoffe geworden ſind.

„Ja, was iſt eigentlich ſeither aus dem myſteriöſen Buch geworden?“ fragte ſie wie aus einem friſchen Einfall heraus. „Hat es ſich inzwiſchen irgendwo gefunden?“

Der Dechant verneinte, und ſie fuhr im gleichen angeregten Ton weiter.

„Tolle und eigenwillige Tage waren das eigentlich. Wir waren alle jung und rigoros. Mit der Zeit geht man mit ſeinen Freundſchaften ſparſamer um, und daß Menſchen einander im wahren Wert entdecken, dazu gehören auch Gelegenheiten. Ich bin ja überzeugt, daß die Kinder mit dem Buch zu tun hatten. Sie waren in jedem Fall Racker, wie übrigens alle echten Kinder. Man muß Kinder nie mit den gewöhnlichen moraliſchen Maß-

ſtäben meſſen. Daß ſie nicht von beſonderer Liebe zu mir beſeſſen waren, das haben ſie ja reichlich und ſtets unmißverſtändlich manifeſtiert; Linde legte ſogar meinen Namen ab. Es iſt nichts ſo amüſant als ein großer Zank, wenn er vorbei iſt. Sieht man zurück, ſo haben ſich faſt immer alle blamiert und ihre übelſten Seiten aufgedeckt, die ſie ſonſt ſehr ſorgfältig verbergen. Aber ich meine, Linde könnte uns jetzt ſchon verraten, wo ſie mit dem Buch geblieben iſt. Die Verheerungen, die ſie angerichtet hat, ſind ja inzwiſchen repariert, und die Heimlichkeit hat keinen Sinn mehr. Wo iſt das Buch, mein Kind?"

Der Dechant horchte einigermaßen überraſcht von den neuen Ausblicken auf einen alten Prozeß auf und war ſofort davon überzeugt, daß ſeine Schwägerin ihre Gründe habe, ſich in dieſer Weiſe hören zu laſſen. Schon ordnete er das Vernommene in das neue Charakterbild ſeiner Nichte ein und fand, daß alles genau zu den übrigen Tatſachen paßte. Daß Linde dann unbewegt mit feindlicher Miene ſagte, ſie habe das Buch nicht, ſchien ihm nur programmatiſche Bedeutung zu haben, indem ſie damit ihr Syſtem der Heimlichkeiten und Ableugnungen fortſetzte. Die Tante lachte.

„Das will ich ſchon glauben, daß du es nicht in der Taſche mit dir herumführſt. Aber wo iſt's hingekommen? Sicher habt ihr's verkauft, um Konfekt und Feuerwerk dafür zu erſtehen. Man wird euch heute doch nichts mehr nachtragen; das wäre geradezu töricht ebenſo wie die fortgeſetzte Geheimniskrämerei eurerſeits. Daß du aber mit dem Buch nichts zu tun gehabt habeſt, das wirſt du jetzt ja wohl ſelber nicht mehr behaupten wollen."

Nun lag Linde nichts mehr an dieſem alten kindlichen Symbol, das durch ein neues, reifes längſt erſetzt war, und wenn der Teufel in eigener Perſon gekommen wäre, um ſie danach zu fragen, ſo hätte ſie's einfach zugeſtanden, ſelbſt auf die Gefahr hin, dafür geradenwegs in die Hölle fahren zu müſſen. Auch dem Dechanten hätte ſie auf eine gute, unherriſche Frage beſcheiden und offen Auskunft gegeben, aber in dieſe hochmütig falſche Phyſiognomie war es ihr ſchlechterdings unmöglich. „Ich kann dir den Gefallen tun oder nicht tun," ſagte ſie, ihren geheim drohenden Blick feindlich aushaltend. „Du ſcheinſt dir etwas davon zu verſprechen. Gut, wir haben das Buch weggeſchafft. Inwiefern biſt du jetzt beſſer daran?"

„Du willſt alſo noch heute den Anſchein erwecken, daß ich damals die Schuldige war?" entgegnete die Tante etwas ſchrill. „Solch ein Widerſinn! Wenn ſich hier jemand etwas verſpricht, ſo ſcheinſt doch du es zu ſein, meine Liebe. Aber ich fürchte, du wirſt dich am Ende verrechnet haben. Das Leben geht weiter, gutes Kind."

„Dann weiß ich nicht, was du willſt," verſetzte Linde unbewegt. „Ohnehin vermengſt du die Dinge. Ich habe nicht geſagt, daß ich in dem Menſchen, der das Buch genommen hat, auch den wirklich Schuldigen erblicke. Das kann doch gut wieder eine Sache für ſich ſein. Warum läßt dich die Geſchichte nicht ruhen? Wenn ich jemand nach dem Ganzen ſtehe, ſo kann ich doch meinetwegen auch noch ein Buch entwendet haben. Was liegt alſo daran!"

Beinahe verlor die Klingſe ihre vielberühmte gute Haltung in allen Lebenslagen.

„Das Mädchen iſt doch wirklich ſonderbar!" ſagte ſie

zum Dechanten gewendet mit einem etwas dünnen Lächeln, das er nicht erwiderte. „Wem willſt du denn nach dem Ganzen ſtehen, du Kücken?“ wandte ſie ſich mißtönig auflachend wieder an Linde. „Ich glaube, du ſollteſt etwas niederſchlagende Mittel einnehmen. Ich habe dich nachgerade im Verdacht, daß du in deiner ſtändigen Erkältung immer mit einem leiſen Fieber herumläufſt. Willſt du dich nicht in ärztliche Behandlung geben?“

„Vielleicht,“ ſagte Linde ihren falſchen Ton kurz abweiſend und erhob ſich, um das Geſchirr abzuräumen und den Nachtiſch aufzutragen. Die Tante ſah ein, daß ſie es nachgerade mit einer nicht ungefährlichen Gegnerin zu tun hatte, und über ihre herausfordernde Haltung machte ſie ſich ernſthaft Gedanken, weil ſie nicht wußte, wozu ſie dadurch unter Umſtänden verlockt werden konnte. Sie beſchloß, ſolche Angriffe in Gegenwart des Dechanten künftig lieber zu unterlaſſen und ſich auf ſcheinbar harmloſere Anläſſe zu verlegen, bei denen ſie zuſtechen konnte, ohne dem Mädchen Gelegenheit zu größeren Gegenſchlägen zu geben.

Nach dem Eſſen wurden der Dechant und die Klingſe in ſeinem Zimmer, wo ſie ihn jetzt manchmal ein bißchen beſuchte, bei einer Taſſe Kaffee über Lindes Fall noch vollſtändig einig. Linde zog es vor, gleich ihr Geſchirr zu waſchen, um nachher eine erlaubte Sonntagsruheſtunde zu haben, die ſie wohl brauchen konnte. Der Dechant war der Meinung der Tante, daß die Kinder mit dem Buch zu ſchaffen gehabt hätten, und daß das herausfordernde Scheinbekenntnis auf Wahrheit beruhe.

Unterdeſſen wurde ihm das Verlangen nach dem ſeltenen und koſtbaren Stück wieder rege, und als am Ende die Klingſe eine Hausſuchung bei dem Mädchen vorſchlug, fiel die Anregung nicht ganz auf unfruchtbaren Boden. Seine Bedenken widerlegte ſie leichthin. Manchmal müſſe im Intereſſe des Ganzen die höhere Autorität durchgreifen, zumal das Mädchen ein unberechenbarer Kopf ſei und von ſelber aus der Affäre niemals herausfinden werde. Außerdem wiſſe man doch auch nicht, welche Motive es über dem Buch ſo feſthielten. Soviel ſie wiſſe, enthalte es etwas draſtiſche Illuſtrationen zu den angeblichen Schönheiten der chriſtlichen Kirche, in Wahrheit der berühmten Sulamith, und zu dem Liebesverkehr zwiſchen ihr und Salomo. Der Dechant ſei überhaupt zu tadeln, daß er ſo'che Spezialitäten nicht ſorgfältiger unterbringe; man könne nun nicht wiſſen, was das Buch ſonſt noch alles verſchuldet habe. Der Dechant ſuchte ſich ihrer etwas kahlen Bewertung des ſanktionierten Buches zu erwehren, aber in der Anwendung auf das Mädchen ſchlug ſie durch, und die Hausſuchung wurde beſchloſſen; der Dechant erteilte der Tante den formellen Auftrag dazu.

Mit dieſem Beſchluß beſſerte er freilich nichts an der Beklommenheit, mit welcher er der morgigen Audienz beim Erzbiſchof entgegen ſah. Die Tante verſuchte noch einmal vorſichtig, ihren lackledernen Schuh auch auf dieſen Weg nach Canoſſa zu ſetzen, aber ſie merkte, daß der Boden für ſie Glatteis war, und zog den Fuß unauffällig zurück. Für den Reſt des Abends wünſchte er dann allein zu ſein und brachte es auch zuſtande, ohne viel

Vergnügen davon zu haben. Die Nacht ſchlief er nicht, und am andern Morgen ſaß er ſchweigend wie ein Grab im Abteil zweiter Klaſſe und fuhr zum Gerichtstag.

Der Anfang der geiſtlichen Unterhaltung wickelte ſich genau ſo ab, wie er erwartete, der Fortgang nicht nach Wunſch, und der Schluß nahm eine ſtrenge, überraſchende Wendung. Ihn empfing ein hoher Greis in der ſchwarzen Sutane, mit wenig äußern Abzeichen der Würde, dagegen, wie ihm ſchien, ſeit dem letzten Sehen noch vermehrten innern. Er wurde ſitzen geheißen, und ſo begann das Verhör. Gegen die vernachläſſigte Gemeindepflege und die vielen ausgefallenen Predigt- und Beichthandlungen konnte er ſich nicht verteidigen; dafür nahm er gefaßt und düſter einen wohlverdienten ernſtlichen Verweis hin. Über die Urſache und Quelle aller dieſer geiſtlichen Verdrießlichkeiten, die Kirchenrenovation, wurden dann die ſehr ernſthaften Männer miteinander ein'g, das heißt, der Dechant wurde mit dem Erzbiſchof im Prinzip einig, daß dieſe ärgerliche Kirchenſtörung jetzt ein Ende haben müſſe. Der Erzbiſchof, eine freie, männliche Geſtalt von bedeutender Eindrucksfähigkeit, erklärte ſich noch des näheren dazu.

„Habe ich dich zum Kunſt- und Totengräber der Gemeinde beſtellt oder zum oberſten Seelſorger? Haſt du eine unüberwindliche Leidenſchaft, zu graben, ſo grabe in deiner Gemeinde, aber nicht nach Kunſt ſondern nach der göttlichen Natur, und nicht nach toten Dingen ſondern nach lebendigen Seelen. Dagegen wirſt du genug Kunſt und noch viel mehr herzliche Natur und Frömmigkeit brauchen, um die frühere Willigkeit und den verlorenen

Kirchenſinn deiner verwilderten Gemeinde wiederherzuſtellen. Du haſt eine murrende und aufſäſſige Parochie, die dich denunziert, und eine ſolche Verfaſſung iſt der rechte Boden für ſittliche Verwahrloſung und für jede unbotmäßige und auflöſende Anregung von außen. Die Altertumskunde ſteht auf keinem ausgeſetzten Poſten aber deine Gemeinde. Als ich dich darauf ſetzte, verſprach ich mir von deinen myſtiſchen Kräften eine Erweckung der Seelen zu Gott und eine Erregung Gottes für deine Seelen, aber ich bemerke, daß du die Seelen, anſtatt ſie zu erwecken, verdrießeſt, und Gott iſt nicht durch deinen großen Glauben erregt, ſondern durch dein eigenwilliges und ungefaßtes Treiben geſtört. Von der Fürſtlichkeit deiner Miſſion zwiſchen Gott und deiner Gemeinde gibſt du der Welt wenig Begriff. Wie ſoll die Welt glauben, wenn du ihr nicht Gott erſcheinen läßt? Und wie ſoll Gott erſcheinen, wenn du nicht täglich neu ſein Schöpfer biſt? Willſt du aber Kunſtgeſchichte erſcheinen laſſen, ſo bewirb dich um einen Lehrſtuhl. Du bewarbſt dich um einen Auftrag der Ewigkeit, als du die Weihen nahmſt, und haſt bisher noch keine gegenteilige Erklärung getan. Das unendliche Weſen, das die Welt erfüllt, hat kein Intereſſe an alten oder neuen Kreuzen, Monſtranzen und Meßgewändern ſondern an frommen und ergriffenen Seelen und am Glück ſeiner Erſcheinung in der Zeitlichkeit. Wenn es nicht durch unſre erleuchtete Zeugungs- und Zeugenkraft in der Gemeinde erſcheinen kann, durch welches Medium ſoll es dann erſcheinen? Die Welt iſt roh und zyniſch, und das menſchliche Hirn iſt dumpf und eng. Mit dieſen verhindernden und gott-

feindlichen Eigenſchaften hängſt du durch deine Eitelkeit zuſammen. Du biſt der Ewigkeit zugewandt oder du biſt der Welt zugewandt. Steckte in dir nichts als ein beſchlagener Pfaffe, von denen alle Wege wimmeln, ſo möchteſt du auch noch laufen. Aber von dir will ich myſtiſche Entfaltung ſehen, und darum befehle ich dir durchaus: laß dieſe Liebhaberei, die dich zur Liebe unfruchtbar macht! Sieh zu, daß du mir nicht länger deine Gemeinde im Glauben ſtörſt und Gott in der Erſcheinung verhinderſt. Du läufſt Gefahr, zwiſchen dieſen beiden Mächten vernichtet oder verſteinert zu werden, aber ich würde nicht ſo lange zuſehen."

Nach dieſer ernſten Zuſprache wäre dem Dechanten eigentlich nichts andres übrig geblieben, als ſein Herz vollkommen zu geben oder vollkommen zurückzunehmen. Er tat immer noch keines von beiden ſondern war zwar zum erſteren grundſätzlich bereit, ſuchte ſich aber vorher den Gewölbeſchatz aus dem Dreißigjährigen Krieg zu retten, was jeder vernünftige Menſch an ſeiner Stelle getan haben würde. Und zwar verſuchte er in aller Beſcheidenheit den Gegenbeweis gegen die Behauptung zu erbringen, daß das höchſte Weſen kein Intereſſe an Kreuzen und Geräten habe, beſonders an ſolchen, die durch Alter und Geſchichte geheiligt ſeien. Sobald es feſtſtehe, daß die Kirche Gottes Offenbarung in der Endlichkeit ſei, ſtehe es auch feſt, daß dieſe Kirche Symbole und Mittel der Veranſchaulichung brauche, und daß darunter jene die zweckmäßigſten ſeien, die den frommen Grundgedanken am frömmſten und am nächſten beim Grund erfaßten und ausdrückten. Dieſe Nähe könne

ſich dokumentieren ſittlich und zeitlich, ſittlich durch das augenblickliche ſtarke Erleben, das aber jetzt ganz fehle, zeitlich durch das Herkommen aus ſtark erlebenden Epochen, wie die frühen Zeiten des Chriſtentums und das Mittelalter welche geweſen ſeien. Solche Symbole könnten darum niemals tote Geräte ſein, weil ſie ihr Leben in ſich trügen, das ſie offenbarten ebenſo durch die Erſcheinung in der Wahrnehmbarkeit wie jedes Sein. Darum ſtehe er auf dem Standpunkt, die Aufdeckung ſolcher alten Formen der Frömmigkeit für ein verdienſtliches Werk zu halten, weil eine Ergriffenheit immer die andre wecke und zwar eben durch das ſinnenfällige Erlebnis, welches ſich dann in der Seele zum überſinnlichen umſetze. Den deutſchen Katholizismus zum Beiſpiel aus der formalen Verflachung und Vergröberung aufzuſchrecken oder herauszulocken, in die ihn der im Grund ganz weltliche und phantaſieloſe jeſuitiſche Barock gebracht habe, der jetzt überall herrſche, bedeute ihm eine Tat und eine Erweckung. Die großen Epochen der deutſchen Kirche ſeien unter den Zeichen der Gotik gegangen, und eben dieſe innigen und ergreifenden Geſtaltungen einer verlorengegangenen deutſchen Gefühlsweiſe ſeien es, die er als Anſchauungsmittel nicht nur der gedankenloſen modernen Kirchenindustrie entgegenhalten wolle, ſondern auch dem romaniſierten und ausländiſchen, undeutſchen Kirchenſtil im katholiſchen Deutſchland. Was der Menſch ſehe, das erlebe er. Erblicke er überall banale, leere, barocke Formen, pathetiſche, inhaltloſe Heiligenbilder, Induſtriekreuze und Induſtriemonſtranzen, -Leuchter, -Fahnen, -Weihrauchfäſſer und -Meßgewänder, ſo müſſe auch das Erleben

danach ſein, das davon durch die Sinne in die Seelen eingehe, denn in der Kirche erblickten die Leute mit Recht das Vorbild und die große Erzieherin. Mit einem Wort, er ſprach ſich zu guten Quellen durch und wurde ſo geiſtig frei und eifrig, wie er nicht gedacht hatte, daß es ihm heute gelingen würde. Er machte ſogar dem hohen Herrn nun einen gewiſſen Eindruck, ſo daß er anfing, aufmerkſamer hinzuhören. Der Erzbiſchof war zwar zu alt geworden, um noch auf Worte viel zu geben, aber auch erfahren genug, um zu ſpüren, wo hinter ihnen ein Leben ſtand, und auf nichts ſo erpicht wie auf dieſes. Der erweckte nationale Ton, der aus den Darlegungen des Dechanten klang, die Anrufung der gotiſch-deutſchen Kindlichkeit gegenüber der jeſuitiſchen barocken Altklugheit berührten ihn in einer Tiefe, wo während des langen ſchweren Krieges viele deutſche Menſchen leidend und wach geworden waren. Als ſich dann aber die Beweisführung wieder dem Kunſttrödel und im weiteren der alten Handſchrift und dem Gewölbeſchatz zuwandte, kehrte ſich der Greis mit einer enttäuſchten und etwas müden Bewegung von ihm ab.

„Woher nimmſt du nur das viele Geld, das du in dieſe Liebhaberei ſteckſt?“ fragte er, um zunächſt nur ſeinen Verdruß zu überwinden, aber mit einem immerhin ſo hörbaren unmutigen Ton, daß der Dechant, der nicht den Dom, aber das ganze darin errichtete Tabernakel ſeiner Ruhmſucht ſchon wanken ſah, eilig mit Stützen herzuſprang, nämlich mit dem Intereſſe, das ſeine Bemühungen ſchon in weiten Kreiſen gezogen hätten, mit der indirekten geiſtlichen Wirkung auf Geſellſchaftsſchichten,

die ſonſt der Kirche, beſonders der katholiſchen, fern ſtänden — er dachte an die Klingſe —, und mit dem dorther rührenden neuerlichen Hilfeangebot, alles in allem diplomatiſch ganz brauchbare Argumente, nur daß ſie auf den Erzbiſchof nicht wirkten oder dann höchſtens verdrießlich.

„Sprichſt du von der Verjeſuitung der Kirche und biſt ſelber ein Jeſuit?“ fuhr er ihn an, während ſeine deutſchen blauen Augen ihn unter den weißen Brauen hervor erzürnt anloderten. „Und willſt du es unternehmen, die Kirche mit einem ſo unſaubern und eitlen Beſen zu kehren? Mein Sohn, deine Reden von der Kindlichkeit der deutſchen Gotik und der innigen deutſchen Seele ſcheinen mir zur Zeit noch blauer Dunſt, den du Gott, uns und deiner Seele vorzumachen ſtrebſt, um deiner weltlichen Leidenſchaft zu frönen. Deine ‚intereſſierten Kreiſe‘ laſſen mich ganz gleichgültig, und was deine Bemühungen angeht, ſo unterſage ich dir, im Chor oder ſonſtwo in der Kirche auch nur noch einen Stein umzuwenden. Die Renovation iſt das Werk der weltlichen Behörde; ich will nicht, daß du dich im mindeſten weiterhin darein mengſt. Um noch auf deine vorigen klugen Beweisführungen zurückzukommen: was war zuerſt da, ein erſtes Äußeres oder ein erſtes Inneres?“

„Unzweifelhaft ein erſtes Inneres,“ antwortete der Dechant ungern und verſtimmt.

„Es iſt gut. Vergiß das nicht wieder, dann wird es dir nicht zu ſchwer fallen, den vergrabenen Kirchenſchatz zu vergeſſen. — Ich erhalte Mitteilungen über dein häusliches Leben oder das Leben der andern in deinem Haus,

die mir zweifelhaft erſcheinen laſſen, ob du deine Angelegenheiten noch ſo in der Hand haſt, wie ich es bei einem katholiſchen Geiſtlichen vorausſetzen muß. Was iſt das für eine Frau, die unter deinem Dach wohnt?"

Der Dechant ſagte, daß ſie die Witwe ſeines Stiefbruders, des Profeſſors Klinger, ſei, die in ſeinem Haus Heilung von einem Gemütsleiden ſuche. Wenigſtens äußere ſie ſich in dieſem Sinn.

„Hm. Was hat das mit den Geſchichten auf ſich, die um dieſe Frau gehen? Man erzählt ſich von blutigen Ereigniſſen, an denen nach allem, was man hört, etwas ſein muß. Das übrige iſt zu abenteuerlich, als daß ich es anführen will. Was iſt in Wirklichkeit vorgefallen?"

„Eminenz," ſagte der Dechant, während ihn ſein ganzer menſchlich-geiſtlicher Bankrott wieder anrannte: „Eminenz — ich weiß es nicht."

Der Erzbiſchof zog betroffen die Brauen hoch. „Du weißt es nicht?" ſagte er verwundert. „Du weißt nicht, was in deinem Haus geſchehen iſt? — Nun, dann biſt du ein ebenſo ſchlechter und blinder Hausvater, wie du ein Seelenſorger ſcheinſt. Ich glaube, daß deine ganze Aufmerkſamkeit um den Gegenſtand deiner Leidenſchaft verſammelt iſt, und ſo bieteſt du das für einen höheren katholiſchen Geiſtlichen nicht eben würdige Bild eines balzenden Auerhahns." Er betrachtete ihn einige Sekunden mit ſichtbarem Zorn. „Hatteſt du denn keine Mittel, dieſe Geheimniſſe in Erfahrung zu bringen? Oder haſt du dich überhaupt nicht um ſie gekümmert vor lauter Antiquitäten?"

Der Dechant berichtete in großen Zügen den Hergang

ſeiner vergeblichen Bemühungen, hinter das Geheimnis zu kommen.

„Und die Beichte hat auch verſagt?“ fragte der Erzbiſchof.

Der Dechant bejahte, und der alte Mann ſchien einen Moment zu ſtutzen.

„Nun, ein Sakrament iſt in der Hand eines Prieſters, wozu es der Prieſter macht,“ ſagte er dann ernſt. „Sei heilig, und deine Sakramente werden's auch ſein. Sei eitel, und deine Sakramente ſind's mit dir. Sieh zu, daß dieſe Frau bald wieder aus deinem Haus kommt. Und laß mich in einem Monat hören, wie es bei dir ausſieht.“

Damit war der Dechant entlaſſen.

Sechſtes Kapitel

Die weltliche Verſuchung tritt an den Dechanten heran. Linde muß ſich ein peinliches Verfahren gefallen laſſen. Eine Geburtstagsüberraſchung. Die Weihnachtsfeier.

War der Dechant mit dem Schweigen eines Grabes hinaus gegangen, ſo kam er vollkommen abgründig zurück. Der Tante meldete er ziemlich lakoniſch den Erfolg der Audienz, und die Klingſe ſah ein, daß ihr ungefähr ſoviel mehr erlaubt war, zu ſagen, als er mit ſeinen Äußerungen hinter dem Erlaubten zurückblieb. So ſagte ſie denn, und es war allerlei Kahles und Abſchätziges über

die Weltfremdheit eines Kirchenfürſten dabei, und was ſich ſonſt ſo mit guten Gründen unverfänglich noch zwiſchen die beiden Männer werfen ließ. Es tönte ihm lange nicht alles gut, dafür hatte er zuviel Ehrfurcht vor wirklicher Größe im Leib, aber es fiel ihm doch auch ſchwer, ihr geradehin unrecht zu geben. Einem gewiſſen Gedankengang, den ſie heute zum erſtenmal offener vor ihm ausbreitete, hörte er zwar ſchweigend, aber nicht unaufmerkſam zu. Sie riet ihm, der Kirche ſein Amt zur Verfügung zu ſtellen, und ſich ganz der wiſſenſchaftlichen Karriere zuzuwenden, wenn er denn doch einmal ſeine Hauptbefriedigung auf dieſem Gebiet finde. Sie könne ihm ſagen, daß es ihm gar nicht ſo ſehr an Konnexionen fehle, wenn er nur ſeinen Hang zur Selbſtherrlichkeit aufgeben wolle. Zum genannten Ziel ſtänden ihm bei den einſchlägigen Leuten viele, wenn nicht alle Wege offen. Längſt ſei man auf ſeine Tätigkeit aufmerkſam geworden, und ſeine Publikationen hätten Eindruck gemacht. Dazu komme, daß er nicht als Fanatiker bekannt ſei und man immer gern die Gelegenheit wahrnehme, der katholiſchen Kirche oder dem Ultramontanismus ohne Beſchwerden eine Reverenz zu erweiſen. Er ſolle ſich darüber einmal klar werden; was ſie könne, das wolle ſie ihm ſehr gerne vorarbeiten, und ſie glaube, daß es nicht ganz unweſentlich ſein werde.

Zu dieſen Ausführungen ſagte er alſo nicht viel, aber ſie merkte wohl, das ſie ihm zu denken gaben, und war dann klug genug, ihm das übrige allein zu Weiterentwicklung zu überlaſſen. Dagegen nahm ſie ſich vor, gleich einmal einen erſten Fühler nach jenen Regionen auszu-

ſtrecken. Ihren zweiten Vorſchlag jedoch, ſich ganz einfach über den Kopf des Erzbiſchofs hinweg mit der weltlichen Behörde ins Einvernehmen zu ſetzen, oder noch beſſer die Nachgrabung mannhaft auf die eigene Kappe zu nehmen, indem er die Sorge um Gewinn oder Verluſt ihr überlaſſe, das heiße, ihr den Verluſt, während ihm in jedem Fall der Gewinn zufalle: dieſe Verſuchung wies er kurz und bündig ab. Inzwiſchen erwürgte er beinahe an dem Verbot, und überfiel ihn jedesmal eine innere Tobſucht, wenn er durch die Kirche ging und ſein Blick ins Chor fiel, deſſen friſch gelegte, glatte, ſaubere Steinplatten ſolche Schätze bedeckten.

Übrigens kamen in dem Brief, den die Klingſe nachher an einen großſtädtiſchen Freund ſchrieb, folgende Sätze vor:

„Sie werden ſich wundern, daß ich mir ſo lange in einem heſſiſchen Kleinſtädtchen gefalle. Aber erſtens iſt mein Schwager eine ſehr bedeutende katholiſche Perſönlichkeit, und die Gelegenheit, in das großartige Räderwerk der katholiſchen Kirche hinein zu ſehen, ſoll ſich unſereins nicht entgehen laſſen, denn was wiſſen wir lutheriſches Volk von Rom. Es laufen hier ſchon allerlei Fäden zuſammen, wie Sie ſich denken können. Es iſt die bekannte hiſtoriſche Stelle, wo jene germaniſche Eiche geſchlagen wurde. Dann, wie Sie mich kennen, werden Sie auch begreifen, wenn ich unermüdliche Schrittmacherin des männlichen Talentes eine Gelegenheit nicht umgehen kann, meinem Schwager in einer ſchwierigen Zeit etwas beizuſtehen. So ganz kann ja auch ein katholiſcher Geiſtlicher nicht auf die ſpezifiſchen Fähigkeiten der Frau

verzichten, wenn er vorwärts kommen will, und zu leicht verfallen dieſe Herren in den kleinen Verhältniſſen, bevor ſie auf große Plätze kommen, der Liebhaberei, den Gefahren des bekannten deutſchen Gemütes. Er iſt etwas methaphyſiſch verſponnen, was der Sage nach nicht einmal einem kirchlichen Karrierejäger zuträglich ſein ſoll, obwohl, ebenfalls der Sage nach, in der Kirche das Überſinnliche, die Kraft des Gemüts das A und das O aller Spekulation bildet. (Sie ſchrieb dieſe Buchſtaben griechiſch, ohne Griechiſch zu können.) Nun vollends bei einem Menſchen, dem möglicherweiſe ein großer Weg in der Gelehrtenrepublik beſchieden iſt. Sie wiſſen ja genügend von den kunſthiſtoriſchen Studien des ſeltſamen Mannes und haben mir ſelber zu mehreren Malen etwas ſehr Gutes darüber geſagt. Nun ſcheint es, daß er ſich mit dem Gedanken trägt, die geiſtliche Laufbahn mit der weltlichen zu vertauſchen. In Frage käme wohl ein kunſthiſtoriſcher Lehrſtuhl, zu dem nach meiner Meinung die Qualifikation wohl erbracht wäre. Ich möchte, daß ihm in dieſer Kriſe Förderung von außen entgegenkäme, und Sie habe ich dazu beſonders deſigniert. Recherchieren Sie einmal beim Miniſterium; Sie haben ja die offenen Wege dazu. Wenn Sie ernſthaft rekommandieren, ſo wird man ſich dort nicht verſchließen. Und dann wäre es ſehr nett von Ihnen, wenn Sie einmal herüber führen, um ſich die geleiſtete Arbeit an Ort und Stelle anzuſehen. Ich befehle es Ihnen nicht geradezu, aber Gehorſam würde ſehr guten Eindruck machen.

„Sie ſehen nun alſo, was für Intereſſen das ſind, die mich über die Entbehrungen tröſten, die einer verwöhnten

Großſtädterin immerhin bemerkbar werden. Aber nebenbei iſt das ein ſo entzückendes, originelles Städtchen, ein ſo bezauberndes hiſtoriſches Denkmal der alten, gemütvollen deutſchen Seele, die, ach, ſo irrationell iſt, daß man ſich daran nicht leicht ſatt ſehen kann. Jeden Tag iſt es wieder neu. Außerdem iſt es einfach eine Fundgrube für hiſtoriſche Studien, denen ich mich ergeben habe, eine ganz glänzende, einzigartige Gelegenheit, den charaktervollen Bauſtil einer vergangenen Zeit und eines rein erhaltenen erdenſtarken, urſprünglichen Volkes zu ſtudieren. Sie werden wieder ſagen, daß die Kunſtbegeiſterung mit mir durchgehe, und daß ich die Menſchen als Volk überſchätze. Aber was wollen Sie? So iſt man einmal geartet. Armſeliger Volksfreund, den ein paar Fehler abſchrecken! Und das Volk iſt doch der Nährboden! Es enttäuſcht nie! Das merken Sie ſich nur, Sie kleiner Zyniker. Hier iſt Gefühl, Kraft, Überſinnlichkeit und ſind innere Mächte fortwährend an der Arbeit. Was wiſſen wir vom Volk!"

Was ſodann das erzbiſchöfliche Gebot der Hausreinigung anging, ſo verharrte der Dechant ihm gegenüber vorläufig in einer verſtockten und leidenden Regungsloſigkeit. Abgeſehen davon, daß die Tante jetzt in manchen ihm wichtigen Angelegenheiten ſeine einzige Mitwiſſerin geworden war, ſo hatte er ſich auch ſonſt vielfach an ſie gewöhnt, und war ſie ihm in einer Reihe von Dienſtleiſtungen, in denen ſie nun doch Lindes Stelle vertrat, ſcheinbar unentbehrlich geworden. Freilich ſtörte ihn in dem neuen Vertrauensverhältnis eine innere Unbehaglichkeit, die mit der Ermahnung des Kirchenfürſten wie mit einem Sonnenſpiegel in der Hand vor ihm ſtand und

ihn jedesmal in die Augen traf, wenn er ſie eben mit einem offeneren Blick auf die neue Hausfreundin richten wollte, ſo daß er auch auf dieſer Seite zu keiner Ruhe kam. Wie das Eſſen, ſo hörte allmählich das Leben auf, ein Genuß für ihn zu ſein. Die Geſchichte des Domes ſtarrte ihn neuerlich an wie ein Klavier ohne Seiten und Taſten, und er brachte durch Wochen keine Zeile mehr zuſtande. Sogar das Muſeum verlor ſeinen heimlichen Glanz vor dem unheimlichen, den der Phantaſieſchatz in ſeinem Hirn ausſtrahlte; die ſchönen alten gotiſchen Sachen rückten ihm fern wie auf höheren Befehl, und ſahen ihn von weitem fragend und ein bißchen befremdet an. Den anbefohlenen Bericht nach einem Monat blieb er weniger aus Trotz als aus Ratloſigkeit ſchuldig, unbeweglich den Maßnahmen entgegenſehend, die der Erzbiſchof weiter gegen ihn verfügen werde. Aber er verfügte nichts vor allem, weil er wußte, daß ſolche Entwicklungen nicht auf Befehl marſchieren; es hätte ihn vielmehr befremdet, vom Dechanten per Ultimo pünktlich die erſte Rate ſeiner Bekehrung zu empfangen. Der Dechant ſeinerſeits bemerkte mit einer trüben Verwunderung, daß er vorläufig in Ruhe gelaſſen wurde.

In der Zeit ging die Hausſuchung bei Linde vor ſich. Die Klingſe übereilte ſich nicht damit ſondern nahm ſich eine Woche Zeit, bis der Dechant ſelber danach fragte. Dann ging ſie mit ſeinem vollen zeitlichen Wiſſen daran. Das Hohelied fand ſie nicht, dagegen hübſche und ordentlich zuſammengelegte Mädchenwäſche, einige ſtille Bücher, darunter Calderons „Ein Leben, ein Traum", eine kleine Ausgabe von Schillers Werken und ein ſchönes

Legendenbuch der hauptſächlichſten Heiligen. Ferner fand ſie, was ſie ungern entdeckte: die Liebesſchriftſtellerei des Soldaten an Linde. Sie warf dieſe Literatur eines Geſtorbenen innerlich erregt aus ihrem pietätvollen Begräbnis, einem Ebenholzkäſtchen mit Silberbeſchlägen, konnte aber dann doch nicht dem ſchmerzenden Drang widerſtehen, einen Blick hinein zu tun. So las ſie mit gerötеten Wangen und raſchem Puls und Atem einige Seiten aus ſeinen erſten Feldbriefen, die noch ſeine kindliche Seele und ſein reines ſinnliches Feuer enthielten. „Geliebtes einziges Mädchen!“ ſtand auf der einen. „Das vergeß ich Dir meiner Lebtage nicht! Du weißt, daß mir die Frau nicht fremd war, aber das, Du wahrhaftige Schönheit und Güte, das gibt es auf der Erde einmal in Dir und nicht wieder. Ich weiß nicht, ich muß ganz verwandelt ſein. Manchmal meine ich, ich müſſe Dir gleichen. In meinen Händen habe ich ein Gefühl, als ſeien es die Deinen, und als würde ich nie wieder eine Niedrigkeit damit begehen, nicht einmal eine Gewöhnlichkeit. An Dir iſt ja alles ſo ungewöhnlich und unſagbar vornehm in aller Leidenſchaft der Liebe. Ich hätte niemals erwartet, daß ſoviel Weibs in Dir ſteckt. Glaube nicht, daß ich der Narr bin, der ſo was jemals vergißt und aus den Händen läßt. Dafür iſt ſchon meine Habſucht zu groß, meine männliche Gier nach Erlebnis und dem Außerordentlichen. In Dir ſind ja Welten von Überraſchungen, Wohlgerüche, die in Wolken aus Dir aufſteigen. Ich rieche noch völlig nach Dir. Nein, nein, Du Weib aller Weiber, wo ein Mann einmal in einen ſolchen heißen Strudel des Frauenlebens hineingeraten

iſt, der doch ſo kriſtallen und roſenrein und blumenbunt — Was ſind Worte! Hätt' ich Dich wieder in den Armen! Ach du mein Gott, was ſind alle Gewitter der Schlacht und des Todes gegen dieſen Lebensorkan!" Soweit las ſie, um dann mit einer erbitterten Aufwallung plötzlich die „ganze idiotiſche Schreiberei" wegzupacken, das meiſte in die Schachtel zurück, und den ärgerlichen Reſt, den ſie nachher noch bemerkte, in irgendeine Schublade. So verſchaffte ihr das Unternehmen doch nur einen gewiſſen Triumph, nämlich einen gallenbittern und ganz in Haß bebenden. Sie gab ſich keine Mühe, Spuren verwiſchen zu wollen, ſondern hinterließ das Zimmer in dem Zuſtand, in den ſie es gebracht hatte, die Wäſche verwühlt und zerknittert, das Bett aufgeriſſen und durcheinander geworfen, Schranktüren und Schubladen offen, Bilder umgeſtürzt und Bücher herunter geworfen, das alles aber nicht aus bewußter verletzender Abſicht und vorgefaßter Berechnung, ſondern aus einer nervöſen Haſt, die einem hyſteriſchen Anfall glich, im Beſtreben, möglichſt bald wieder aus einer Atmoſphäre heraus zu kommen, in der ſie wieder alles Mög'liche erlebt hatte, nur keinen moraliſchen Sieg. Um ſich von ihrem Anfall zu ſammeln, brauchte ſie außerdem nachher auf ihrem Zimmer eine ganze Reihe von vernunftmäßigen Erwägungen und ſogar einige Mixturen, kölniſches Waſſer und eine Stunde unbeweg'liches Liegen auf ihrem Langſtuhl, und zum Eſſen erſchien ſie immer noch unruhig und reizbar genug.

Linde erſchien bleich und mit dunklen, ſtillen Augen, ohne ſich eine Mädchenblöße zu geben, denn im Leid beſaß ſie nun ſchon Erfahrung.

„Man iſt heute in meinem Zimmer geweſen," ſagte ſie, als auch der Dechant da war, mit beherrſchter Stimme. „Meine Sachen ſind alle untereinander gebracht. Kann mir jemand ſagen, was das zu bedeuten hat?"

Die Tante wechſelte einen Blick mit dem Dechanten. „Du nimmſt alſo ohne weiteres an, daß jemand von uns daran beteiligt war?" fragte ſie mit einiger Spitze zurück. „Sieh mal an, was für ein feinfühliger Menſch du biſt, und was für ein reines Gewiſſen du haſt!"

„Ein Verbrecher hätte ſich anders bewegt," entgegnete ſie kurz und angewidert von ihrer Verſtellung; auch dem Dechanten war ſie unangenehm. „Er hätte meine Uhr und meine Ringe mitgenommen." Sie ſchien das Thema fallen laſſen zu wollen, aber die Haltung des Mädchens reizte die Tante ſo auf, daß ſie gegen ihre Abſicht ſchneidend verſetzte:

„Und was hat man dir ſo mitgenommen?"

„Mir fehlen Briefe im Kaſten," antwortete Linde, indem ſie ihrer Gegnerin in die Augen ſah.

Einen Moment betrachtete die Frau das Mädchen, verblüfft von dieſer Tollkühnheit, dann lachte ſie amüſiert und ohne jeden Mißklang auf, ſo daß der Dechant, der ſelber einen Moment geſtutzt hatte, ihr glaubte und ſich gegen Linde wandte.

„Wenn du ſchon ſolche Maßnahmen gegen dich nötig machſt," ſagte er unwillig, „ſo ſollteſt du mit deinen Äußerungen in dieſem Haus doppelt vorſichtig ſein, denn wegen beſonderer Wahrheitsliebe ſtehſt du gegenwärtig nicht im Vordergrund der Aufmerkſamkeit. Die Briefe, wenn ſie dir wirklich an einem Ort fehlen, werden an

einem andern zum Vorſchein kommen, wenn du ſuchſt. Dagegen wirſt du die Tante wegen dieſer Geſchmackloſigkeit um Verzeihung bitten und zwar ſofort."

Die Angelegenheit hatte dieſer aber nicht erſt jetzt eine unerwünſchte Wendung genommen, und ſie legte ſich abwehrend ins Mittel.

„Laß nur, Klemens," ſagte ſie weiſe und welterfahren. „Bei ſolchen erzwungenen Verſöhnungsſzenen kommt nie etwas heraus; keinesfalls ſind ſie nach meinem Geſchmack. Die Briefe werden in eine Schublade geraten ſein, und die ganze Bagatelle lohnt nicht die Worte. Inzwiſchen muß ſie erfahren, worum es ſich überhaupt handelt. Meine Liebe" — wandte ſie ſich, jetzt wieder erhaben ſingend, an Linde — „der Onkel hat mich beauftragt, wegen des Buches in deinem Zimmer Hausſuchung zu halten. Haſt du noch weitere Beſchwerden, ſo wende dich bitte an ihn. Ich darf mich wohl nach erfüllten Auftrag aus der Angelegenheit zurückziehen."

So hatte ſie ſich nicht nur wiederhergeſtellt, ſondern noch auf ein vornehmes Piedeſtal gebracht, und dem Dechanten erſchien es zum erſtenmal, daß dies Weib wirkliche weltmänniſche Lebensart beſitze. Er richtete unwillkürlich ſein weiteres Verhalten danach ein, und ſie bemerkte, daß ſie Eindruck gemacht hatte. Da er ja ohnehin immer öfter in ſehr verſchwiegener Erwägung nach der großen Welt ausblickte, wo nach vielen glaubwürdigen Autoren Freiheit und Glück herrſchen, ſo gewann ſie ihm als deren Vertreterin eine ganz beſondere Bedeutung, die jetzt immer mehr in den Vordergrund ſeiner Betrachtung trat; er ließ ſie in der letzten Zeit freier und breiter zum

Sprechen kommen, froh, daß er in der Hauptſache ſchweigen durfte, und ſie war befliſſen, vor ſeinem ſchwermütig wühlenden Blick das Geſpinſt des geſelligen Lebens und der ungehemmten Perſonalmöglichkeiten auszubreiten, von denen ihm, wie er ſelber dachte, zur Zeit das ſtrengſte Gegenteil zugemeſſen ſchien. Doch gelang es ihr nicht, die ſteckengebliebene Geſchichte des Domes durch ihren Einfluß wieder in Gang zu bringen ſo wenig wie ſein ganzes ſteckengebliebenes Leben, das unruhig vor dem Hindernis ſtand und dunkel ſtrudelnd und ſeine Überſchwemmungstrümmer im Kreis treibend ſeine Waſſermarke höher ſchob.

Im Dezember näher bei Sankt Niklaus als bei Weihnachten hatte Linde ihren Geburtstag. Sie bekam vom Dechanten ein paar neue Schuhe und Briefpapier. Sein Glückwunſch lautete nur ihre Geſundheit betreffend klar, ſonſt hielt er ſich in mehr ausweichenden Wendungen und deutete höchſtens an, daß man ſich gern von ihr etwas mehr Glück wünſchen möchte aber die Ausſichten dazu Gott anheim ſtellen müſſe. Die Tante ſchenkte ihr eine zu elegante, verſchließbare und „diebesſichere" Kaſſette mit Geheimſchloß und Metallbändern, das Ganze mit einem etwas maliziöſen Lächeln und mit dem Wunſch, daß ſie im neuen Jahr viele recht angenehme Briefe darin unterzubringen haben werde. Von Heinz war pünktlich einer eingetroffen, doch ohne beſonders angenehm zu ſein. Er wünſchte in freundlicher und teilnehmender Weiſe für das neue Jahr eine beſſere Geſundheit und berichtete übrigens wieder von harten Kämpfen, alles ein wenig enttäuſchend und geſchäftsmäßig. Die große

freudige Geburtstagsüberraſchung wurde nicht von dieſen Hauptperſonen ſondern von der Magd ins Werk geſetzt und zu einer Tageszeit, als Linde ſchon keine mehr erwartete.

Sie beſtand darin, daß Brigitt am Nachmittag, als das Haus ſtill war, zum erſtenmal ſich wieder aus dem Bett herauswand, ſich warm anzog und hinunterkroch, um zu ſehen, ob es auch einigermaßen geburtstagsmäßig im Haus zugehe; für ihre Perſon hatte ſie nichts davon bemerkt, und die Unruhe ließ ſie nicht länger im Bett. Sie fand eine ſauber aufgeräumte aber ganz gleichgültige und kalte Küche, eine leere Speiſekammer und ſo werktägliche, unfeſtliche Verhältniſſe, daß ihr vor Zorn das Salzwaſſer in die Augen ſprang. Dabei blieb ſie freilich nicht ſtehen, ſondern ſie gab nicht eher nach, als bis ſie durch anhaltendes Fechten und Winken ein Kind ins Haus zog, das ſie dann auf Einkäufe ſchickte zum Bäcker nach Semmeln und Kuchen und zum Gärtner nach einer blühenden Pflanze und mit dem Auftrag, noch ein zweites Kind unverweilt zu ihr zu beordern. Das ſchickte ſie um Butter und Eier, Schinken, einem Hühnchen oder zwei, und was ihr ſonſt einfiel und nötig ſchien, mit einem ganzen langen Zettel zu ihrem beſondern Freund Felge und zwar zu Arnold Franz Felge in der Oberſtadt, denn es gab im ganzen Ort wenigſtens zwanzig dieſes Namens, allein vier Metzger. Dieſer Arnold Franz beſaß beſondere Verbindungen und Vorratskammern, auf die er für ſeine beſſern Kunden zurückgriff, und es gab beinahe nichts, was er nicht herbeizuſchaffen vermochte in kürzeſter oder etwas längerer Friſt, nie in langer. Da

Brigitts Zettel mit den Worten ſchloß: „Oder was Sie ſonſt haben, denn es iſt der Geburtstag des Fräuleins Linde!“ ſo erſchien in kurzer Zeit nicht nur das Kind ſondern in ſeiner Begleitung der ſichere Bote des Herrn Arnold Franz Felge, von der Magd ſchon an der Tür abgefangen, weil ſie keinen Glockenlärm wollte, und ſamt Bob, der keine Boten und Briefträger leiden konnte, zur größten Lautloſigkeit beſchworen. Er brachte kein Hühnchen aber eine ſchöne Ente, ließ übrigens die Wahl zwiſchen dieſem oder einem Haſen, der auch im Korb lag — Brigitt nahm beide —, und alles übrige war in wünſchenswerter Menge und Qualität vorhanden. Die Rechnung blieb ſie vorläufig ſchuldig aber nicht das Trinkgeld, und da das andere Kind ſchon früher zurückgekommen war, ſo konnte ſie in vollkommener Ungeſtörtheit ihre geheimen Geſchäfte betreiben.

So kam es, daß Linde, als ſie wieder im Haus unten erſchien, um den Nachmittagskaffee zu rüſten, den Tiſch feſtlich hergerichtet fand, ihren Platz mit Efeu aus dem Garten phantaſievoll und reichlich bekränzt und durch zwei dunkelblühende Alpenveilchen ausgezeichnet außerdem durch einen ſchönen, braunen Napfkuchen von nicht geringem Umfang, den das Kind beim dritten Bäcker, bei dem es anfragte, glücklich aufgetrieben hatte, auch den bekränzt, und zwar mit Immergrün aus Brigitts eigenem Stubengewächs, das ihr Linde ſolange treulich gepflegt hatte. In der Küche ſtand die Magd ſelber in der wohlbekannten blauen Schürze vor dem Herd, in dem ein wildes Feuer brannte, auf dem Milch und Kaffee und für Linde Schokolade kochte, und wo Brigitt außerdem gerade

beſchäftigt war, eines jener Hausgebäcke aus Weißmehl, Butter, Eiern und Zucker herzurichten, die in jeder Landſchaft einen andern knuſprigen Namen tragen und überall von Geburtstagen und Liebesbeweiſen unzertrennlich ſind. Brigitt hatte im Sinn gehabt, Linde gehörig wegen der puritaniſchen Geburtstagsküche abzukanzeln, und Linde wollte dasſelbe der leichtſinnigen und tollköpfigen Magd gegenüber, aber beiden kam das Weinen eher, zuerſt dem alten Mädchen und dann dem jungen mit zwei ſehr naſſen Augen vor Rührung. Aber mitten aus dem Gefühlserguß fuhr Brigitt furios auf, weil ihr das Backwerk wieder einfiel, das die Aufſicht noch weniger entbehren konnte als eine Kinderſchule oder ein heſſiſches Pfarrhaus. Sie ſetzte alſo das Fräulein rückſichtslos ab und begann wieder mehr Rührung in der Pfanne zu bewirken. In das werdende Backwerk fielen immer dick und emſig ihre Tränen, und durch die des zuſehenden Mädchens brach ein beglücktes Lachen, weil ihm die Komik aller Umſtände aufging. Nach einem unwirſchen Aufblick lachte auch die Magd mit, und im weitern ſchwang ſie die Pfanne mit einer Verwegenheit herum, als ob ſie nicht gegen das ſechzigſte Jahr liefe ſondern im zwanzigſten einem Feuerwehrball zu. Nebenher fing freilich dennoch die liebevolle Abkanzlung an, und da keins dem andern etwas ſchuldig zu bleiben brauchte, die Magd aber mit ihrem Durchgriff weſentlich und überzeugend im Vorteil war, ſo kam man zu keinem unliebenswürdigen Verſtändnis.

Vom Lärm angelockt und auch vom Duft, der ſich nun ſchon feſtlich im Haus verbreitete, erſchienen nachein-

ander vorzeitig die Klingſe und der Dechant. Die erſtere nahm ſchweigend mit zuſammengepreßten Lippen Kenntnis davon, daß die Feindin wieder auf dem Plan ſei, und ſchob ſich etwas blaß und mit vorgeſtrecktem Kinn langſamer aus der Küche, als ſie herein getreten war. Bob verharrte in der Zeit knurrend vor dem Herd, den er gegen jede Anfechtung durch unbeliebte Perſonen zu verteidigen entſchloſſen ſchien. Wer ihn näher kannte als die Klingſe, wußte außerdem, daß ihn die lang entbehrte Anweſenheit der Magd in der Küche leidenſchaftlich erregte nicht als Freßmöglichkeit ſondern als ſeeliſches Erlebnis. Die Magd ihrerſeits machte den Eindruck, als ob ſie den kurzen Beſuch nicht bemerkt hätte, aber Linde ſah wohl die Röte, die ihr in die Augen ſtieg, und für die nächſte Zeit war ſie ſchweigſam, während ihre Bewegungen einen ingrimmigen, heftigen Charakter annahmen. Nachher trat weniger unliebſam und reſpektvoll begrüßt der Dechant auf, bekam aber immerhin das Ergebnis der Wallung in einer gedrängten trotz des Gemurres wohlverſtändlichen Anſprache entgegenzunehmen, die den unfeſtlichen Feiertag zum Thema hatte. Er verteidigte ſich damit, daß Linde ja ſelber des Küchenregiment führe, und ſie ſchwieg, weil ſie wußte, daß es die Klingſe führte wie jedes andere, und weil ſie für heute keinen Verdruß wollte. Nachher gab ſie beſſer aufgeräumt Auskunft über ihr Befinden. Sie wolle jetzt wieder langſam ins Geſchirr fahren, möge der Arzt nun reden oder ſingen. Wenn man auf ſo einen Kreispfiffikus hören wolle, ſo könne man im Bett liegen, bis man von ſelber verfaule und nicht einmal mehr das Sterben nötig habe. Aber das

heiße um die Auferſtehung kommen, die man nur durch das rechte chriſtliche Verſcheiden erwerbe, und ſo ziehe ſie es vor, chriſtlich zu leben und chriſtlich mit Tod abzugehen.

Der Dechant ſetzte ſich nach langer Zeit zum erſtenmal wieder mit etwas erheiterter Stirn zu Tiſch, und da die Magd diesmal nicht nur den Eß- ſondern auch den Geſprächsſtoff lieferte, zumal der Dechant aus ihrer langen Geſchichte in ſeinem Dienſt hundert eigenartige Epiſoden und charakterfeſte Züge wußte, ſo verging eine Teeſtunde einmal heiterer, als man's ſonſt gewohnt war, wenigſtens zwiſchen dem Dechanten und Linde, die für dieſen Geſprächsſtoff ſeine eigentliche Zuhörerin war, während die Tante eher im Dunkel ſaß und wenig unterhalten ausſah. Davon merkte er aber nicht viel, weil der Mitteilende gern wie Mörickes Schönheit „in ihm ſelber ſelig" iſt; war er nicht ſelig, ſo war er doch erleichtert, und das kann für einen Hochbeſchwerten unter Umſtänden dasſelbe bedeuten. Die gute Stimmung dauerte auch noch über das Abendeſſen, zu welchem die Ente in ihrem letzten Kleid auftrat, goldgelb und mit Äpfeln gefüllt, ein rechter Vogel, um vergnügliche Laune zu machen und zwar ganz ohne jede ergreifende Singſtimme. Linde verwaltete und verteilte ihren vergänglichen Leib, gab den andern viel und behielt für ſich wenig, und der Dechant, der nun doch noch eine Flaſche Wein aus dem Keller geholt hatte, fand heute abend das Gemüt zu einem zweiten, etwas herzlicheren Geburtstagsſpruch. Auch Brigitt mußte hereinkommen und mit anſtoßen; ſie tat es nur mit Linde und dem Dechanten, mit dieſem ehrerbietig, mit jener zärtlich und mit naſſen Augen wegen Lindes leidwiſſen-

den. Etwas ſpäter ſtieg ſie unter Lindes Hilfe müde und voll ſüßen Weins, ſie hatte den ihren gegen die Säure gezuckert, auf ihre Kammer und ſchlief wie ein heimgekehrter Wallfahrer befriedigt und ſiegreich ein.

Für dieſe Woche hielt ſie es noch mit dem Nachmittagsturnus, und der Arzt wollte weiter nicht mehr dagegen ſein, als er ſah, wie es mit dem eigenwilligen Patienten wirklich einen guten Weg nahm. Aber er war dafür bekannt, daß er keinen Kranken unter zwei Monaten aus dem Bett ließ; hatten es die Nieren nicht mehr nötig, ſo konnte es doch den Nerven nicht ſchaden, und es ſchadete ihnen meiſtens auch nicht. Die nächſte Woche ſtand ſie zum Kochen auf. Die folgende war Weihnachten, und da trieb es Brigitt wie immer. Zu den Bäckereien ging ihr Linde zwar noch zur Hand, aber nur geduldet; dafür nutzte Brigitt die Gelegenheit wieder gewaltig aus, weil ſie heimlich hoffte, daß der Soldat auf Urlaub kommen könnte. Allein er kam nicht.

Nebenher hatte Linde zur richtigen Zeit die Hände frei bekommen für die kleine Weihnachtsfeier, die ſie jährlich mit einem gewiſſen Kreis von bedürftigen Kindern im Pfarrhaus zum heiligen Abend abhielt. Es pflegte dabei viel weniger hoch als freundlich herzugehen, entſprechend dem freundlichen und troſtvollen Ereignis, das an dieſem Tag die ganze Chriſtenheit feiert. Die Kinder ſangen etwa ein paar Lieder. Linde las ihnen die Weihnachtsgeſchichte vor. Das übrige tat der Baum mit ſeinen Lichtern und ſeiner ganzen freudenreichen Erſcheinung. Zum Schluß bekam jedes ein kleines Geſchenk, ein Paar Strümpfe, wollene Handſchuhe, ein Mützchen oder eine hübſche

Schürze, wie es ſich traf, oder wovon Linde gerade wußte, daß es not tat. Zum Zweck ſteckte der Dechant ſonſt zu Sankt Niklaus ein Goldſtück in Lindes Schuh vor der Tür, immer in den rechten; dies Jahr war er leer geblieben. Nun, es war auch ohnehin allerlei von ihrem Eigenen dazugefloſſen, ſo mochte heuer noch ein bißchen mehr fließen. Brigitt buk auf den Tag, was ſie konnte, knetete Teig, walzte ihn aus, ſtach wie im Turnier Sterne und Kreuze, Herzen und Halbmonde, damit nach alter Übung bei dem Notwendigen ſich auch etwas Angenehmes finde.

Als die Tante von den Zurüſtungen und ihrem Zweck Wind bekam, ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb ein paar Beſtellzettel an ihre großſtädtiſchen Lieferanten. Nach einigen Tagen kamen Pakete und Kiſten für ſie an, für die ſie ganz ſehenswerte Schecks ausfüllte. Brigitt mußte ihr die Kiſten öffnen und die Pakete aufſchnüren, und am heiligen Abend, als Linde beinahe mit allem fertig und in der Vorerwartung warm und beglückt war, erſchien ſie mit Armen voll Kleidungsſtücken, Wollſachen, Spielzeug, Büchern und Eßwaren. „Du geſtatteſt wohl, daß ich auch etwas beiſteuere," ſagte ſie norddeutſch ſingend und ſteckte das Kinn vor. „Wo kann ich ablegen? Vielleicht biſt du ſo liebenswürdig und nimmſt mir ab?" Linde war wie vom Schlag gerührt, denn an eine Friedensſtörung hatte ſie heute am allerwenigſten gedacht. Es war ihr klar, daß es das Weib darauf abgeſtellt hatte, ſie mit ſeinen großſtädtiſchen Geſchenken an die Wand zu drücken und dem beſcheidenen Feſt den rechten modernen Schwung zu geben.

„Der Stuhl dort iſt noch frei," entgegnete ſie kurz, in-

dem sie mit ein paar Blicken den ganzen pompösen Bettel überflog, den die Klingse daherschleppte, alles ohne eine Hand für oder gegen sie zu regen. Die Klingse legte auf dem Stuhl ab und wandte sich zunächst dem Baum zu, den sie ganz hübsch und kleinbürgerlich fand, und dem Geschenktisch, den sie lächelnd musterte. „Du mußt mir dann sagen, wie ich in jedem Fall zweckmäßig ergänzen kann," meinte sie. „Du hast ja doch wohl deine Geschenke individuell angepaßt." Linde antwortete nicht, und die Tante verschwand zunächst noch einmal, um ebenso hochbeladen wie vorhin wieder unter der Tür zu erscheinen. Sie hatte sich selber einen weitern Platz zum Ablegen frei gemacht; indessen hatte sie auch aufgehört zu lächeln. „So, und nun wollen wir sehen," sagte sie darauf. „Wo hast du die Plätze für Mädchen und die für Jungens?"

„Das ist wohl nicht so schwer herauszufinden," erwiderte Linde, die jetzt finster und feindlich an der Wand neben dem hohen Spiegel stand. „Die Mädchenschürzen sind nicht für Buben und die Bubenmützen nicht für Mädchen."

Etwas gereizt fuhr die Tante nach ihr herum, dann schien sie sich aber zu fassen. Und nachdem sie das Mädchen einen Moment schweigend fixiert hatte, sagte sie hochmütig: „Ich werde mich von deinem Prinzessinnentum nicht beirren lassen. Dafür müßte mehr hinter dir stecken als etwas wurmige Tugend und Tücke. Ich finde, daß du die Dünkelhaftigkeit zu weit treibst. In diesem Fall hast du froh zu sein, daß dein Bettelvölkchen zu ein paar anständigen Kleidungsstücken kommt; mit deinen selbstgerechten Lümpchen wird's nicht weit laufen."

„Lumpen," erwiderte Linde leiſe, um ihren Abſcheu zu verbergen, aber die Tante merkte ihn dennoch: „Lumpen ſind Dinge, die ſich jeder nach Belieben kommen laſſen und kaufen kann, wenn er das Geld dazu hat."

„Wenn du nur endlich deinen hungerleideriſchen Provinzhochmut aufgeben wollteſt!" ziſchte die erboſte Frau. „Was willſt du denn machen, wenn dein Liebſter dir vor der Naſe weg eine andere heiratet?"

Linde zuckte leicht zuſammen. „Heinz bedauern!" erwiderte ſie langſam und mit einem Unterton, der die Tante lange nicht ſo befriedigte, wie ſie ſich's von dieſem Augenblick verſprochen hatte. Etwas ernüchtert wandte ſie ſich zu ihrem Geſchäft zurück.

„Wie alt iſt dieſer Junge?" fragte ſie. Und Linde gab Auskunft: „Acht Jahre." Die Klingſe legte einen norwegiſchen weißen Sweater zum baumwollenen grauen Mützchen. Das folgende Mädchen war zwölf Jahre alt und bekam drei Hemden mit Achſelſchluß und geſticktem Einſatz, ſeine vierzehnjährige Schweſter eine zurückgeſetzte engliſche Bluſe. Linde ſah voraus, daß man morgen im Städtchen mit Fingern auf die Kinder zeigen würde, die von ihr beſchenkt herumliefen und nicht wußten, wie ihnen geſchah, und ſie taten ihr zum voraus leid, weil ſie ſie lieb hatte. Zum Schluß verfeuerte die Klingſe auch noch ihre Kuchenpakete und Spielzeuge, und ſah der Weihnachtstiſch aus wie eine Jahrmarktbude; Linde war jetzt neugierig, wie die alten, einfachen Weihnachtslieder und die ſtille, reine Evangeliengeſchichte dazu klingen würden.

Darauf war es wie jedes Jahr. Die Kinder ſchoben

ſich unten durch die Haustür herein mit ſaubern Schuhen und geputzten Naſen und vor lauter Vornehmheit über ihre eigenen Füße ſtolpernd, aber noch mehr aus Angſt vor der Magd, die ihnen gewaltig aufpaßte, ſo herzlich ſie ſich für ſie geplagt hatte, und dem Hund, der jeden Ankömmling einzeln und eingehend beroch. Die letzten, die hereintröpfelten, ſahen ſchon von unten die erſten Lichter am Baum brennen ſogar durch die zugezogenen Vorhänge; die erſten bemerkten dasſelbe durch das unverſtopfte Schlüſſelloch. Darauf läutete das Glöckchen, ging die Tür zum Beſcherungszimmer auf und begann ſich die Kinderrotte über die Schwelle zu ſchieben. Mit den Mädchen ging es noch; die waren neugierig und zutraulich. Aber was ein rechter Junge iſt, der hat ſchon nicht mehr das reine Gewiſſen wie in Mutterleib und iſt vorerſt von einer würdevollen Miſchung aus Welterfahrung, Mißtrauen und Tölpelhaftigkeit ſehr erfüllt; jedenfalls im Beginn einer ziviliſierten und geſellſchaftlich mehr gemiſchten Angelegenheit beherrſcht dieſe verzwickte Stimmung ſein Benehmen durchaus. So drückten ſich die Herren Buben zunächſt eher verdrießlich ſcheinend an der Tür herum und blinzelten erwägend in die Lichter des Chriſtbaums, und je älter einer war, deſto tiefer verſenkte er die Hände in den Hoſenſäcken und duckte er den Kopf zwiſchen die Schultern.

Aber die frommen Geiſter, die mit gütigen Herzen im Baum ſchwebten und ihnen die ſchon proſaiſchen Augen und die abwartenden Mienen beglänzten, weckten und lockten auch raſch das Träumeriſche in ihren Seelen, die darum, weil ſie's enthielten, nicht weniger männlich

waren ſondern mehr, obwohl ſie's anders glaubten. Eine Zeitlang verſcheuchte ſie noch die fremde Dame, die vornehm in einem Lehnſtuhl ſaß und ſie mit falſcher Teilnahme, wie ſie ſofort witterten, und herriſchen Augen muſterte; aber dann begann ihnen der Duft von Lebkuchen und Hausgebäck in die Naſen zu ſteigen, und darüber vergaßen ſie auch die Großſtädterin. Den Mädchen machte dieſe weniger zu ſchaffen, obwohl auch ſie ſie als ſtörend empfanden. Indeſſen klang das alte, ſelige Weihnachtslied unter Lindes Händen vom Klavier auf, und unter dem Vortritt der Mädchen ließen auch die Buben ſich zu einigem Geſang herbei, der ſich bis zum Schluß der letzten Strophe ganz ordentlich ſteigerte einesteils aus Wirkung von innen heraus, anderſeits von außen herein, denn auf der langen Tafel lag diesmal nicht wenig. Vorher hatten ſie noch die ſchöne Evangeliengeſchichte mit anzuhören, die ſie zwar ſchon kannten, von denen ihnen aber doch manches heute wieder plauſibel und vielverſprechend vorkam beſonders ihre drei Glanzpunkte, nämlich daß jedermann in ſeine Stadt ging, um ſich vom Kaiſer Auguſtus ſchätzen zu laſſen, dann daß das Kindchen in eine Windel gewickelt und in eine Krippe gelegt wurde, und endlich daß die Engel nach dem Geſang wieder gen Himmel fuhren; dies ſahen ſie ſogar am deutlichſten und leuchtete ihnen am meiſten ein, weil ſie gewöhnt waren, nach dem Singen auch immer abzufahren.

Nach dem zweiten Lied durften ſie dem Geſchenktiſch näher treten und hörten ſie von Linde, daß die ſchönſten Sachen von der Frau Profeſſor Klinger kämen, die da ſäße, und der ſie nachher dafür danken müßten. Linde

war jetzt wieder ganz frei und in ihrem Element sicher, und es gewährte ihr eine besondere Genugtuung, daß sie der Feindin nicht das mindeste schuldig zu bleiben brauchte. Die Mädchen ergriffen von ihren teuren Geschenken sofort und ohne Hemmungen Besitz, aber die Buben, die von übler Nachrede und von der Unrätlichkeit, durch irgend etwas Besonderes in der Welt aufzufallen, bereits genügend Bescheid wußten, hielten sich mehr an die gewohnten Gaben, die auch besser in ihre etwas nüchterne Stimmung paßten. Das meiste Mißtrauen erregte das elegante und „fortgeschrittene" moderne Spielzeug, Gedächtnis- und Geduldsübungen, Lehrspiele, Erziehungsspiele, Diabolo, das in den Großstädten längst aus der Mode war, Rollschuhe veralteter Konstruktion, die sie auch mit der neuesten auf ihrem Wackensteinpflaster nicht brauchen konnten, gesittete Kartenspiele, Kinderkroketts aus zurückgesetzten Beständen, und was sonst so die großstädtische Unternehmung gern aufs Land abschiebt, um es noch an den Mann zu bringen, wobei zu bemerken ist, daß die Klingse sehr wohl wußte, was vollgültige Marken waren und was nicht; sie war nicht etwa übertölpelt worden.

Zur Geschenkbesichtigung hatte sie sich erhoben, um von Gruppe zu Gruppe gehend einige Anweisungen über den Gebrauch der Dinge zu erteilen, die mit Befremdung über den norddeutschen Dialekt und mit Unglauben über den Inhalt entgegen genommen wurden, denn sie sah den Kindern nicht aus, als ob sie in ihrem Leben jemals gespielt hätte. Linde allerdings wußte weiter auch nicht Bescheid darüber, doch fühlten ihr die Kinder ab, daß sie wenig begeistert war, und aus ihren innerlich vornehmen

Bemühungen, ihnen die Ware mund- und handgerecht zu machen, witterten ſie nur die Verdächtigkeit des Umſtands, daß ſie das überhaupt für nötig hielt. Nebenbei ſah ſie, daß die prachtvollen wollenen Stücke auch nicht wenig Baumwollenes an ſich hatten und übrigens durch teilweiſe ſchon deutliche Vergilbungen ihren Charakter als Ladenhüter ohne übertriebene Scheu anzeigten. Die Klingſe gehörte zu jenen Wohltäterinnen, die für ihre Betriebſamkeit ſehr ſorgfältige Verbindungen mit allerlei Ramſchgeſchäften und Saiſonausverkäufen unterhalten, und denen für ſich nicht bald etwas gediegen und friſch genug ſcheint, aber für andere immer raſch.

Indeſſen kam auch dieſe Feier zu ihrem Ende. Die Kinder ſangen noch ein Schlußlied und konnten abziehen. Eins nach dem andern bedankte ſich gebräuchlicherweiſe mit dem Reſpekt oder der Verehrung, die man vor ihr hatte, bei Linde und mit angemeſſen erzeigtem Vergnügen. Um die Dame aus Norddeutſchland bemühte ſich weiter niemand. Nur zwei oder drei magere, bleiche Dinger, die durch eine beſondere Bettelhaftigkeit bekannt waren, näherten ſich ihr untertänig und mit dem frühentblößten Blick der jugendlichen Verdorbenheit; die Klingſe konnte ſicher ſein, nächſtens von deren Eltern einen ausführlichen Bericht über das herrſchende Elend zu bekommen und, wenn der nicht half, auf der Straße angeſprochen zu werden. Sie ſah von ihrem Erfolg wenig entzückt aus und mit kalten Augen zu, wie ſich alle Köpfe blond und dunkel um Linde wie um einen leibhaftig herabgeſtiegenen Engel drängten, dem ſie in ihrem weißen Kleid den Abend auch mehr glich

als der irdiſchen Rivalin einer ſo vielvermögenden Weltdame.

„Es hätte dir angeſtanden, die Kinder auch zu mir zu ſchicken," ſagte ſie nachher mit mißfälliger Schärfe aus ihrem Lehnſtuhl heraus, wohinein ſie ſich vor Verdruß wieder geworfen hatte. „Sie können nichts für ihre plebejiſchen Gewohnheiten, aber für dich als Erzieherin iſt es kennzeichnend, daß du ſie benutzt, um einen billigen Triumph zu feiern!"

„Was willſt du? Du hörteſt ſelber, daß ich ſie angewieſen habe!" entgegnete Linde verſöhnlich, vor allem beſtrebt, ſich ihre gute Stimmung nicht verderben zu laſſen. „Übrigens bin ich nicht die Erzieherin der Kinder ſondern die Freundin."

Mit dieſen Worten ließ ſie ſie ſitzen, zumal auch der Baum gelöſcht war, und ging zu Brigitt in die Küche hinunter, die ſie wegen ihres weißen Kleides mit Gebrumm aber wegen der heitern Augen erfreut empfing, denn dieſe zeigte ſie in der letzten Zeit nicht mehr oft. „Die Rangen haben mir doch wieder die Treppe verſaut," ſagte ſie kopfſchüttelnd. „Aber der Karpfen iſt ſchön heuer." Das war ebenfalls keine übelklingende Weihnachtsbotſchaft, wenn auch nicht gerade ein Engel ſie ſang, aber der fromme Fiſch wurde auch keineswegs von lauter Engeln verſpeiſt, ſondern es half daran alles in allem ein halber oder ſterblicher wenig, eine Art vom Gegenteil mehr und ein dunkel belebter geiſtlicher Adam mit Hingabe und heute zum Frieden geſtimmt. Leider kam er nicht dazu, obwohl ihn die Engel gerade wieder vernehmlich aus der Höhe riefen; es fehlte zur Zeit Gott

noch zu merklich an Ehre und daher dem Adam an Wohlgefallen. Die Tante gab die Vorgänge der Kinderfeier, nun bereits ins Anekdotiſche verkleidet, mit Laune zum beſten, aber mit ſäuerlicher, und der Dechant fand auch, daß Linde die Jugend beſſer zum Danken hätte anhalten müſſen. Linde ſchwieg, wieder um einen Breitegrad vereinſamt, doch fortgeſetzt darauf geſammelt, ihr eigenes Chriſtgeſchenk in der Seele unzerſtört über den Abend zu retten. Sie rettete damit den Abend, weil ſie heute mit der Gutmütigkeit des Dechanten rechnen durfte.

Siebentes Kapitel

Linde erkrankt infolge eines üblen Briefwechſels ernſtlich.

Noch am ſelben Abend ſchrieb die Tante an Heinz einen Brief, der ihn vor eine vorläufige Entſcheidung ſtellte, nur der Form nach unvermittelt, denn der Sache nach hatte er ihr ja ſchon längſt vorgebaut.

„Mein lieber Junge", ſo lautete dies Schreiben „es ſcheint mir nun Zeit, daß wir uns endlich über gewiſſe Dinge klar werden. Du ſchriebſt einmal, Du ſeiſt ein deutſcher Offizier, und mir gabſt Du das Epitheton einer großen Frau. Well. Aber dieſe Charaktere haben ihre Tragweite. Ich werde als große Frau kaum weibchenhaft Bewegungen inſzenieren, die einmal der Mann auslöſen muß. Du als Mann, der zu leben weiß, wirſt anderſeits nicht ſchrift-

liche und prinzipielle Erklärungen loslaſſen wollen, denen keine Wirklichkeit auf dem Fuß folgen kann. Das ſehe ich ein. Warten wir alſo ab, bis Du wieder Urlaub bekommſt. Inzwiſchen würde ich Dich freilich gern in einiger männlicher Freiheit ſehen, unbehängt mit heimatlichen Sentimentalitäten und verblichenen Kinderſpielen, die Dich als deutſchen Offizier nicht abſolut gut kleiden. Ich denke, daß Du mich verſtehſt, da Du weder dumm noch in hypertrophem Maß idealiſtiſch veranlagt biſt. Wir ſind Realiſten des Lebens, mein Freund. Haſt Du ein Intereſſe daran, mir in der Geſtalt und dem moraliſchen Milieu zu erſcheinen, worin ich Dich zu ſehen wünſche, ſo ziehe die Konſequenzen daraus. Und bedenke das eine: Poeſie iſt immer für money zu haben. Da ich nicht liebe, Geſchäftliches und Gefühlvolles zu vermengen, ſo halte ich mit andern Elogen zurück, die mir immer nahe liegen, wenn ich an Dich denke. Mit den herzlichſten Wünſchen für Dein weiteres Wohlergehen Malva."

Drei Tage nach Weihnachten traf ſchon die Antwort des Soldaten ein. Sie hatte folgenden Wortlaut:

„Liebe Malva, ich weiß Deine Trennung von Geſchäftlichem und Gefühlvollem zu ſchätzen und folge Dir auf dieſem Weg, zumal uns hier draußen überhaupt nicht mehr beſonders gefühlvoll zumut iſt, jedenfalls nicht mir. Um die andern kümmere ich mich eigentlich zu wenig, um genau für ihre Stimmung einſtehen zu können. Es iſt auch ganz meine Meinung, daß wir uns nicht mit theoretiſchen Erklärungen unterhalten; wir ſind Menſchen der harten Wirklichkeit. Was die anhängenden heimatlichen Sentimentalitäten angeht, ſo trifft auf ſie der Ausdruck ver-

blichen wohl richtig zu. Indeſſen ſollteſt Du mir's nicht übel anſchreiben, daß mich etwas wie Achtung vor Deinem ganzen Geſchlecht hindert, wenigſtens ſehr bald mit rauher Hand durchzugreifen. Etwas anderes iſt es aber nicht als Achtung vor Deinem Geſchlecht. Wenn Du Mittel und Wege finden kannſt, ſo prüfe mich darauf. Ich ſtelle Dir alles frei. Hier draußen fehlt uns auch die ſchonende Form für dergleichen Notwendigkeiten. Die Fauſt iſt kriegsgewohnt, und in der ewigen Schießerei geht einem ſchließlich die geiſtige Beweglichkeit verloren. Ich bitte Dich nur, was Du tuſt, ſo tue es ſchonend, was ich aber bei Deinem vornehmen Sinn, den Du überall bekundeſt, gar nicht beſonders zu bemerken brauchte. Das iſt's ja eben, was mich ſo mit Dir verbindet, nicht nur Deine äußere Eleganz ſondern auch Deine innere, Deine abſolute ſeeliſche Sauberkeit und der große Zug Deines Weſen bei aller weiblichen Feingliedrigkeit. Nun bin ich doch in Elogen verfallen. Hier geht's wie immer, nämlich dreckig, aber ich bin noch geſund, und die feindliche Erde ſah bis jetzt kein Blut von mir. Leb wohl, Du hohe Frau, ich muß noch ſehr wachſen, um an Dich heranzureichen. Herzlich Dein Heinz."

Als die Klingſe dieſen Brief geleſen hatte — es war beim Nachmittagstee —, war ſie nicht lange im Zweifel darüber, was nun zu geſchehen habe. Wie ſie ihn von den Augen ſinken ließ, noch in den letzten Erwägungen darüber, reichte ſie ihn Linde über den runden Tiſch.

„Der Brief geht diesmal dich mit an," ſagte ſie kühl und ein bißchen ſingend. „Es iſt beſſer, du lieſt ihn ſelber, als daß ich dir ein Exzerpt daraus gebe." Darauf wandte

ſie ſich leicht angeregt an den Dechanten. „Ich finde, daß Heinz ſo außerordentlich viel reifer geworden iſt, ſeitdem er hier war, ſozuſagen moderner. Es iſt ein männlicher, berechnender Zug in ſeinem Weſen erſchienen, während er früher etwas knabenhaft für ſein Alter in den Tag hinein lebte. Ich liebe es nicht, wenn ein Mann ſeine Fähigkeiten herumliegen läßt und metaphyſiſchen Vorſtellungen nachhängt, anſtatt ſeine Erfolge zu betreiben."

„Nun, ich kann nicht eben ſagen, daß ich an Heinz viel Metaphyſik bemerkt hätte," erwiderte er etwas trocken. „Er ſcheint mir im Gegenteil ein junger Mann, der ſich mit auffallend wenig Überſinnlichkeit herumzuſchlagen hat, und der ausgezeichnet in euren modernen Tag paßt oder in das, was ihr ſo nennt. Mir iſt immer noch nicht ganz klar, daß die rechte Modernität vornehmlich im Seelenſchwund zu beſtehen habe."

Sie zog die Brauen ein wenig hoch. „Ich dachte doch, wir beide ſeien über dieſe Frage im Prinzip einig," ſagte ſie lächelnd und bedeutſam. „Sie iſt ja auch aus der Geſchichte leicht zu beantworten. Als die Deutſchen metaphyſiſch und romantiſch lebten, waren ſie arme Teufel und wurden unterdrückt. Als ſie mit der Metaphyſik und der Romantik aufräumten und reale Erfolge anzuſtreben begannen, kamen ſie zu Ruhm und zu Reichtum. Ohne die franzöſiſche Aufklärung und die geſchäftliche Lebensauffaſſung der Engländer gäbe es aber keine Induſtrie und keine wirtſchaftliche Expanſion. Was Wunder, daß die jungen Leute von den irrationalen Kräften nichts wiſſen wollen und den perſönlichen Erfolgen nachgehen. Sagt, was ihr wollt, das Geld herrſcht heute beinahe un-

beſchränkt und wird morgen abſolut herrſchen. Was iſt das für ein Unſinn, daß ihr gegen England Krieg führt; England iſt unbeſieglich und könnte euch zu noch ganz andern Erfolgen helfen. Was könnte Rußland werden, wenn es den weſteuropäiſchen Händlerlehren Eingang verſchaffte und ſie zur Herrſchaft brächte. Aber gerade dort gehört der Myſtizismus zum guten Ton. Es iſt daher begreiflich, daß unſre Jugend ihre Vorbilder nicht dort ſucht, ſondern allen aſiatiſchen angeblich geſteigerten Vorſtellungen den Rücken wendet. Das kann ich jedem Mann raten, der etwas aus ſich machen will."

„Ja, das rate ich auch jedem," ſagte der Dechant kurz und unangenehm berührt. Und etwas ſarkaſtiſch ſetzte er noch hinzu: „Mit den Aſiaten war ja auch noch nie viel los."

Sie blickte ungewiß auf, um zu ſehen, wie er das meinte, aber inzwiſchen hatte Linde den Brief geleſen, widerſtrebend und ohne eigenen Willen und von vornherein auf nichts kleineres gefaßt als auf das, was er enthielt, zu edel, um mit falſcher Großartigkeit eine Demütigung abzuweiſen, und zu kühn, um ſich vor dem Schmerz zu hüten, der auf ſie wartete. Nun gab ſie das beſchriebene Blatt zurück, langſam doch innerlich mit derſelben Schnelligkeit denkend und Entſchlüſſe faſſend wie die Feindin. „Ich danke dir," ſagte ſie, mehr von Vorſtellungen erfüllt als erſchüttert. „Du hatteſt recht, keinen Auszug zu geben. Dergleichen muß im großen genommen werden." Im Grund hatte ſie ja auch nichts ſo auffällig Neues geleſen. Die Tante hob den Blick vom Dechanten weg und richtete ihn mit demſelben mißtrau-

iſchen Ausdruck auf das Mädchen; ſie brauchte ihn nur noch ein bißchen höher zu ſpannen, ſonſt paßte er beim einen Ekkart wie beim andern; beide waren ſie in dieſer Zeit lakoniſch und erſchienen ihr gewiſſermaßen orakelhaft. Auch der Dechant ſah einen Augenblick fragend her, weil Lindes Ton ihm auffiel; aber daran gewöhnt, nun ohne ſie zu leben, wandte er ſich in Gedanken wieder ſeinen eigenen Angelegenheiten zu. Der Tante blieb ſodann nichts übrig, als vorerſt die beiden Abfertigungen einzuſtecken und ſich darüber zu ärgern, über die kleinere wenig und über die größere mehr, und das alles, obwohl ſie ſich vorgenommen hatte, Linde in des Dechanten Gegenwart keine Gelegenheit zu Ausfällen mehr zu geben.

Im Lauf desſelben Vormittags traf Linde auf den geleſenen Brief ihre Gegenmaßregeln, indem ſie ihrerſeits einen an Heinz ſchrieb. Er war kurz und beſtand aus folgenden Sätzen.

„Liebſter Heinz! Ich bin zur Überzeugung gekommen, daß es beſſer iſt, wenn ich Dir Deine Freiheit zurückgebe. Nicht weil ich mir davon eine Verbeſſerung für mich verſpräche, obwohl ich Anlaß haben könnte, mir eine zu wünſchen, aber ich kann nicht ſehen, woher ſie bei der Unfreiheit kommen ſoll, die uns alle befallen hat. Verzeih, daß ich Dich zunächſt ein wenig beunruhigen muß, aber ich habe lange genug über Dich nachgedacht, um zu wiſſen, was auch du nötig haſt, nämlich eben Freiheit. Schreibe mir bitte nicht mehr, es würde mir ſchmerzlich ſein. Wir werden einander nicht vergeſſen, aber wir werden uns auch nicht auf falſche Wege drängen durch eine falſche Treue, die bloß Eitelkeit und Ehrſucht wäre. Liebſter

Mann, ich werde für Dich beten. Leb wohl. Bitte, gehorche mir, und verurſache uns nicht unnötige Schmerzen. Herzlich Marie Linde."

Sie beſorgte mit Bob ihre Einkäufe, warf den Brief im Vorbeigehen bei der Hauptpoſt ein, und kam von dieſem Gang fiebernd nach Hauſe. Den Tag über wehrte ſie ſich noch; gegen Abend jedoch wurde ihr Zuſtand ſtärker als ſie, und ſie mußte ſich vorzeitig zu Bett legen. Im Verlauf der weitern Entwicklung fehlte es dann Brigitt nicht an Gelegenheit, empfangene Pflege und Wohltat zu erwidern.

Für die erſte Nacht zwar wollte Linde keine annehmen und blieb mit großem Ernſt dabei. Aber am andern Morgen, als der Thermometer achtunddreißig Grad zeigte, bekam Brigitt Oberwaſſer und wurde der Arzt gerufen. Die Magd glaubte ihrerſeits an eine geheime Vergiftung durch die Tante, und man hätte ihr leichter ein Bein ausgedreht als dieſen Aberglauben verredet. Da ſie ihn aber zu niemandem äußerte, ſo konnte ihn ihr auch niemand verreden, und ſie blieb ſeine ungeſtörte Beſitzerin leider nicht auch die der Patientin, denn es ſtellte ſich ſofort heraus, daß die Tante ganz ſelbſtverſtändlich im Verkehr mit dem Arzt die Rolle der Hausfrau übernahm, und für die Magd fielen nur die Neuigkeiten ab, die ſie nebenher erhorchte, oder die ſie dem Arzt ſelber abfragte.

Der Arzt war ein ſemmelblonder, großer wohlgenährter Mann mit etwas eingedrückter Naſe und waſſerblauen Augen, mehr geſchäftseifrig als mediziniſch hochbegabt, obwohl er mit dem Titel eines Kreisphyſikus herumging, aber jemand mußte ihn doch tragen. Dieſer vielgegrüßte

Mann also nahm die zuständige Untersuchung vor und hielt dann der Tante einen Vortrag über den Befund, da sie ihm besonders imponierte. Im ganzen großen wollte er nicht viel Neues entdeckt haben, und das konnte man ihm aufs Wort glauben, denn er sah danach aus. Nach seiner Meinung handelte es sich um die alte gastrische Schwäche, durch zu viel Arbeit und die Kriegsernährung etwas gesteigert, wie ihm denn die Patientin einen heruntergewirtschafteten, vernachlässigten Eindruck machte. Alles in allem: Ruhe, Diät, Wärme, etwas Medizin und Nährpräparate. „Aber das Fieber?" zweifelte die Klingse besserwissend. Fieber sei doch immer ein schlechtes Zeichen. Ja, das Fieber, spottete er. Schön, die Patientin habe eben Fieber, und er und die Frau Professor hätten kein Fieber. Eines Tages könne es umgekehrt sein, und es gehe auch noch nicht gleich zum Tod. Die Klingse, die an seinem Umgangston wenig Geschmack fand, ließ mit gerunzelter Stirn etwas von Tuberkulose hören, aber er lachte sie aus. Von einer örtlichen Ursache sei gar keine Rede; das sei ein so elastisches und seidenweiches Mägelchen bei aller geheimen Festigkeit, daß ihm die gnädige Frau schon glauben müsse, wenn er ihr und sich nie einen schlechteren Estomac zu haben wünsche. Mit diesem Scherz machte er ihr eine Verbeugung und hob sich davon. Er trug einen schönen warmen Pelzmantel. Vor dem Haus stand sein Wägelchen und wartete auf ihn. Es ging ihm nichts ab, und er hatte immer recht, ob die Patienten starben oder leben blieben.

Er behielt auch in Lindes Fall recht, obwohl er bei

weitem nicht ahnte, daß man es hier mit einer viel mehr geiſtigen als körperlichen Erſcheinung zu tun hatte. Der Menſch, wie er geboren wird, antwortet auf feindſelige Anfechtung mit Trauer, wird er kräftig, mit Gegenfeindſchaft, wird er ſtark, mit Verachtung oder mit Taten, iſt er zart, mit Kummer, und dann gibt es noch Menſchen, deren Leibliches ſo vergeiſtigt iſt, daß ihre Trauer und ihr Kummer wie ihr Schreck und ihre Gegenfeindſchaft kränkend auf den ganzen durchſeelten Organismus wirken, der ſich dann genau wie gegen eine ſtoffliche Infektion ritterlich mit Fieber zur Wehr ſetzt. Bei ihr war nun noch außerdem das große Geheimnis, daß ſie ſich mit dieſem Fieber nicht nur für ſich wehrte ſondern auch für den an der gleichen Krankheit miterkrankten Geliebten, um mit beiden zu einer neuen Geſundheit durchzubrechen. Der Kreisphyſikus hätte wirklich das ſein müſſen, was ihn das Volk nannte: ein Kreispfiffikus, wenn er von dergleichen vornehmen Krankheiten einen Begriff hätte haben ſollen.

Achtes Kapitel

Brigitt zaubert und wahrſagt, wird aufſäſſig, erfährt eine Zurechtweiſung und unterwirft ſich. Linde ſteht unerwartet wieder auf.

Der neue Zuſtand brachte für Linde inſofern einen Vorzug, als ſie ſich in ihrem Fieber wie in einer Zauberburg vor dem perſönlichen Verkehr mit der Feindin zunächſt geſchützt fand. Sie ſpann ſtill verſunken ihre leiſe

quälenden Phantaſien, tauchte freundlich und müde daraus in ihre klaren Stunden auf, ſah die alte Magd kommen und gehen, wirken und weisſagen, und ſchätzte am höchſten die Teile des Tages, in denen ſie ganz allein war. Dann führte ſie einen großmütigen Kampf mit ihrem Weh und ertrug kampflos die Anſtürme ihrer ungebrochenen Liebe, weil ſie genau wußte, was ſie wollte, und in aller Jugend ſchon ſo ſtark und kühn war, zwiſchen dem Wanken und Brechen ihres irdiſchen Glückes den Sieg ihres überirdiſchen Liebeswillens vorauszuſehen. Sie ſah auch den Preis voraus, um den er aller Wahrſcheinlichkeit nach zu haben war, aber wenn ſie wirklich aus Kleinmut hätte markten wollen, ſo hätte es ihre Hingenommenheit vom hohen Wert des Gegenſtandes nicht zugelaſſen. Nicht als ob ſie ihre Jugend und ihre Lebenshoffnung weniger geliebt hätte als jene perſönlich ſittliche Vorſtellung, die ſie ſich vom höchſten Sinn ihrer Liebe machte: der Befreiung ihres Geliebten aus der Gewalt der Feindin; ſie liebte ſie ſogar viel heftiger und zärtlicher, und es war ja eben die Vorausſetzung ihrer verwegenen Rechnung, ſich noch das Ganze zu retten, indem ſie das Angefochtene freigab. Sie wäre auch kein Menſch geweſen und vor allem kein Mädchen, wenn ſie nicht die unermüdliche und zähe Hoffnung beſeſſen hätte, am Ende und ſchließlich auch irdiſch zu triumphieren. Was die Klingſe vom Kreisphyſikus ſo ungläubig vernahm, nämlich daß ihr Fieber ſozuſagen in der Luft ſchwebe und mithin gar keine richtig begründete Sache ſei, das klang ihr wie ein Evangelium, und außer dem jüngſt geleſenen bei der Kinderfeier wußte ſie ſich kein ſüßeres.

So war sie denn getrost und fest und fuhr innerlich freudig fort, auf dem Fundament ihrer irdischen Zuversicht das fromme Sakramentshäuschen ihrer überirdischen mit immer schwebenderen Blumengittern zur Höhe zu führen. Aber in Stunden der einsamen Zaghaftigkeit, als das Fieber immer eher zum Steigen Neigung zeigte als zum Sinken, und die krampfartigen Schmerzen, so hartnäckig sie sie dem Arzt verschwieg, nicht nachlassen wollten, schüttelten ihren zarten Körper harte Weinanfälle und plagte sie unsäglich die Versuchung, ihr wertvolles Heiligtum stehen zu lassen und zu ihrem Liebsten zu laufen mit dem natürlichen Schrei: „Nimm mich wieder!" Und dann brauchte sie auch nicht weniger als die volle Einsicht in die Schädlichkeit einer solchen Wendung, in die Einbuße an innerm Wert, die sie sich selber zufügen und den bequemen, spöttischen Vorsprung, den sie der Feindin dadurch verschaffen würde, um sich von einer so bedenklichen Anwandlung zurückzuhalten. Indem sie endlich still wieder den Standpunkt betrat, den ihre Selbstachtung und die Notwendigkeit gleichermaßen von ihr forderten, tat sie's doch unter Vorbehalt aller persönlichen und diesseitigen Hoffnungen, so bereit sie war, für ihren höchsten Liebesgedanken weiterhin zu leiden und nach dem Leibe weniger zu werden.

Es war um die Zeit der weissagungsvollen Zwölf Nächte. Als Brigitt das Mädchen so rasch von der Kraft kommen sah, fuhr ihr ein heilloser Schreck in die Glieder, der sie auf Wege trieb, die einer frommen Katholikin eigentlich nicht erlaubt sind: sie ging unter die Zeichendeuter und Zauberer, um mit der Hilfe der Zwölfnächte-

geiſter ein bißchen hinter die Geheimniſſe zu ſehen, und von den zu jener Zeit waltenden beſonderen Kräften welche einflußreich und heilend auf die Patientin zu ziehen. Sie legte Karten unter die Sterne aus, verſuchte wie Gideon Gott durch Zeichen, aber nicht mit einem Schaffell ſondern mit Kaffeeſatz, und zündete Rauchwerk an in der Vorgabe, beſſere Luft zu machen, in Wahrheit, um die böſen Geiſter zu vertreiben und die gütigen anzuziehen.

Die Sterne ſteigen in jenen Nächten mit einem beſondern Glanz ſchon aus der Abendröte herauf, die ſich aus dem Gehalt ereignisvoller Tage als das Gold der Erfüllung beglückt und früh niederſchlägt. Daran prophetiſch entzündet, leuchten alle himmliſchen Lichter in beſeelterem Feuer auf. Sie ſind umdrängt von Geſtalten und Geiſtern, die, blaſſe Zeugen der Geburt des Herrn, auf ihre Erlöſung warten, und durch die dynamiſchen der Sterne treten die Syſteme des Schickſals drängend hervor und werden in vielen gläubigen und frommen Blicken zur Erſcheinung. Brigitt war nun freilich mehr in Liebe eifernd als fromm, und andrerſeits glich ihr Glaube ſehr dem ſchickſalbewegten Sternhimmel: er war voller Ahnungen und Wünſche. Mithin arbeitete ihre Weisſagung unter optiſchen Trübungen, und die wenigen Klarheiten, die ſie gewann, waren Stichlichter von ſchmerzender Überſchärfe. Die Seele zieht wie die vom Licht getroffene, aber noch nicht entwickelte photographiſche Platte die chemiſchen Stoffe der Erkenntnis, auch der überſinnlichen, nur nach der geheimnisvollen Leitung des noch unſichtbaren Bildes an oder ſtößt ſie ab, und nach ſeinen Geſetzen deckt ſie ſich mit Schwärzen oder bringt Helligkeiten hervor,

alles im Entwicklungsbad der Empfindung, um dann im Fixierbad der Erfahrung bestätigt und haltbar zu werden.

Nun fand sich in Brigitts Karten, so sehnsüchtig und zornig sie sie für Linde auf Liebe und Glück mit der Seele anschrie, stets ein störender Einfluß, und alles lief auf Tränen und auf einen dunklen, traurig bewegten Abgang hinaus. Es war dabei ganz gleich, ob sie auf die Herzdame oder auf den Herzbuben legte; der Herzbube war immer so übel dran wie die Dame, und zwischen sie schob sich stets alles Unglücksgesindel von schwarzen Karten ein, das es überhaupt gab, aber vor allem das Kreuzweib, das der Herzdame mit großer Beharrlichkeit nach dem Leben stand, während es dem Herzbuben auf den Fersen nachzog als ein gefährliches und unheildrohendes dunkles Gestirn. Das war ihr zwar alles nichts Neues; es bestürzte sie nur mit jedem Mal heftiger, daß die Karte mit solcher Hartnäckigkeit, sie konnte mischen und abheben, wie sie wollte, bei ihrer Aussage blieb und sich durch kein Zureden etwas abhandeln ließ.

Lange hatte sie gebraucht — nicht einen Tag, wie sie sich damals auf dem Krankenbett wünschte, sondern Tage und Wochen —, bis sie dahinter kam, auf welche Weise sich jetzt, da der Soldat nicht mehr da war, die Feindschaft des Weibes gegen Linde zur Wirkung brachte, und was für Methoden es dazu anwandte, denn von den geheimen Vorgängen blieben ihr die meisten verborgen, zumal Linde nicht einmal durch einen Blick, geschweige durch ein Wort oder sonst einen Fingerzeig, ihr darin zu Hilfe kam. So blieb sie auf ihre eigene Wachsamkeit angewiesen, doch mußte sie viel Zufallsworte, Mienen, Blicke und ab-

geriſſene Geſpräche auffangen und wie im Zuſammenſetzſpiel gegeneinander halten, bis ſie ein ungefähres Bild von den jetzigen Verhältniſſen auch nur ahnungsweiſe und unvollkommen erhielt.

Am wenigſten von allen nahm ſich noch der Dechant in acht; der redete und blickte, wie es ihm zum Mut war, und da es ihm je länger, je ſchwerer zum Mut war, ſo gab er mancherlei harte und unwirſche Worte und düſtere Blicke. Sie merkte bald, daß Linde in Ungnade ſtand, und ingrimmig, daß ſich die Klingſe in einer ganzen Reihe von Gelegenheiten bei ihm an ihren Platz gebracht hatte. Er diktierte ihr ſeine Predigten und ließ ſie Auszüge machen. Die Korreſpondenz beſorgte er zwar ſelber, ſo nahe ſie es ihm wiederholt legte, ſie ihr zu übertragen; aber auch Linde entzog er ſein Vertrauen: ſie hatte dies Amt nach Brigitts Geneſung nicht wieder angetreten. Wenn er etwas aus dem Hausweſen wiſſen oder haben wollte, ſo wandte er ſich an die Tante, und nur ſofern er bemängeln oder ſchelten wollte, rief er, wenn es geſund war, das Mädchen.

Die Haushaltung ging, wie die Tante wollte; Zuwiderhandlungen und Aufſäſſigkeiten der Magd wurden vom Dechanten, durch den die Klingſe nun mit ihr abrechnete, unwiderſprechlich kaltgeſtellt. Tägliche Anweiſungen gab die Dame des Hauſes über ihre Schultern oder über die Magd weg in die Luft, ohne ſie anzuſehen, mit gleichgültiger Stimme und hochmütigem Geſichtsausdruck, hinter dem ſie ihr Leiden an dieſem „kommunen Menſchen“ verbarg. Brigitt ihrerſeits gab ſich je länger, je weniger Mühe, ihr dies Leiden durch Zurückhaltung

zu erleichtern; immer rückſichtsloſer kehrte ſie ihren völkiſchen Triumph gegenüber der gedemütigten vornehmen Feindin hervor, und je weniger ſie nachgerade dazu Urſache hatte, denn die Feindin herrſchte nun durchaus, deſto eifriger wandte ſie ſich wieder ihrem groben Verfahren zu, die Frau durch perſönliche Verdrießlichkeiten, Störungen und Verachtungsbeweiſe zu kränken. Wenn dieſe auf eine nachträgliche Denunziation nun vollkommen gerüſtet war, ſo ging ihr das etwas breite Gehaben doch ſehr auf die Nerven, und die Magd brachte ſie mehr als einmal zum Zittern vor Wut. Aber zu einem Ausfall ließ ſie ſich nicht hinreißen, erſtens weil ſie ſich den Methoden der Magd nicht gewachſen fühlte, zweitens weil zu ſolchen Herausforderungen bloß noch Linde die moraliſche Fähigkeit beſaß, und drittens weil ſie gegen den Dienſtboten mit ihren Mitteln auf eine andere Auszahlung hinarbeitete; ſie ging darauf aus, den verdienten alten Menſchen vom Dechanten zu trennen, indem ſie dieſem ganz unauffällig das Gefühl beizubringen ſuchte, daß eine Magd von ſolchen Lebensgewohnheiten für eine Überſiedlung in die Welt ungeeignet ſei. Die Klagen über ihre gelegentlichen Verfehlungen führte ſie maßvoll, und die nicht zu umgehenden Bemerkungen über ihre zunehmenden Alterserſcheinungen begleitete ſie mit einem bedauernden Achſelzucken, aber ſie umging ſie jedenfalls nicht, und jeder neue Einwand wirkte verdrießlicher auf den Dechanten.

Dieſer hatte noch einen beſondern Grund, der Magd gram zu ſein. Nachdem ſie angefangen hatte, wieder ihr Leben zwiſchen den Geſunden aufzunehmen, bewegte er

immer öfter die geheime Hoffnung in ſeinem Herzen, bei ihrem erſten Kirch- und Beichtgang über jene Geheimniſſe, die ihm das Leben verdüſterten, endlich das ſo zornig erſehnte Licht zu gewinnen. Nun führte ſie ihr erſter Ausflug auch wirklich in den Dom aber nicht in den Beichtſtuhl, den ſie mied wie das offene Feuer, im Gegenteil, ſie hielt ſich mit großer Vorſicht in jenen Bezirken des weiten Raumes auf, die dem Beichtſtuhl möglichſt entlegen waren. Wenn ſie von dieſem Kirchgang auch etwas ſtill und angegriffen zurückkam, ſo bedeutete er für den Dechanten nichtsdeſtoweniger eine Enttäuſchung. Dabei blieb es. Brigitt fehlte an keinem Sonntag im Frühamt, aber obwohl dort die Beichtmöglichkeit ſo nahe lag wie der Juni dem Sommer, kehrte ſie doch ſtets in ungebeichtetem, völlig winterlichem Zuſtand ins Haus zurück. Endlich ſah er ein, daß dieſen Wandel nicht der Zufall lenkte und auch nicht die Vergeßlichkeit, ſondern daß ein Bewußtſein dahinter ſtand. Wo ſie dem Dechanten begegnete, da blickte es aus ihren Augen und hing zugleich als Schleier der Behutſamkeit vor ihrer Miene, ſchien als Wortzähler in ihrem Mund zu ſtecken und als Watte in ihren Ohren, denn ſie hörte auf ſeine Freundſchaft lange nicht mehr ſo fein wie früher — freilich drückte er ſie auch nicht mehr ſo leicht und glaubhaft aus, aber das ſetzte er nicht in Rechnung —, und ihre ganze neue Aufführung ſeit ihrer Krankheit faßte er in einen grollenden Begriff zuſammen: Widerſpenſtigkeit! Die Verſchwörung dauerte fort, und wirklich hatte er auch keine Urſache, einen Hausgenoſſen, der auf dieſe Weiſe hartnäckig die Hausgemeinſchaft verſchmähte, auf die Dauer zu ertragen.

Den ſchwelenden Zuſtand brachte Lindes Erkrankung zum Ausbruch, und zugleich gab ſie der Magd zum erſtenmal wieder einen feſten Anhalt vom wahren Stand der Dinge, gewiſſermaßen einen Zipfel vom Gewebe der Feindin, in die Hand. Eines Tages gegen Abend begegnete ihr die Tante im Hausgang drunten und meldete im Vorbeigehen über die Schulter: „Sie möchten einmal zum Herrn Dechanten hinaufkommen.“ Da ſie gerade Zeit hatte, ging ſie gleich, obwohl ſolche Zitationen neuerlich nicht mehr zu ihren Vergnügungen gehörten. Wirklich hatte ihr die Feindin wieder eine Suppe eingebrockt.

„Brigitt, ich habe nun ſchon viel Klage über deine neuerliche Ungebärdigkeit hören müſſen, und ich habe dir gegenüber keinen Zweifel daran gelaſſen, daß Frau Profeſſor Klinger jedenfalls jetzt in dieſem Haus die Befehlende iſt, während du die Gehorchende zu ſein haſt,“ begann er ärgerlich, um ſofort von ihr unterbrochen zu werden.

„Es ging früher ohne die Frau Profeſſor. So krank iſt Fräulein Linde nicht, daß ſie nicht angeben könnte, was geſchehen ſoll, und dann bin ich alt genug, um das ſelber zu wiſſen.“

„Es iſt auch eine deiner unleidlichen neuen Gewohnheiten, mir ins Wort zu fallen, wenn ich dir etwas zu ſagen habe,“ tadelte er. „Laß das in Zukunft. Über die Einrichtung der Hausordnung werde ich mit dir nicht ſtreiten —“

„Die Hausordnung war lange eingerichtet,“ bemerkte ſie.

„Du warſt krank,“ ſuchte der Dechant zu erklären.

„Und da Linde nicht nachkam, wurde es nötig, daß jemand das Ganze in die Hand nahm. Jetzt ist Linde krank —"

„Aber ich bin gesund. Früher war auch Fräulein Linde manchmal krank, und es ging mit mir allein."

„Das tut es eben nicht mehr," betonte er, zufrieden, gegen sie frisch ansetzen zu können. „Du wirst älter und die Verhältnisse haben sich durch den Krieg geändert —"

„Sie haben sich nicht durch den Krieg geändert."

Diesen Einwurf überhörte er, um schärfer fortzufahren. „Und bei deiner unverständigen Renitenz muß ich noch froh sein, wenn sich sonst jemand um eine vernünftige Ordnung kümmert. Was soll das heißen, wenn du der Frau Professor den Kaffee über das Kleid schüttest und dich nicht einmal entschuldigst? Wenn du morgens den Besen gegen ihre Tür wirfst, damit sie nicht mehr schlafen kann? Wenn sie dir aufträgt, ihr Bänder aus der Stadt zu bringen, und du sie absichtlich nicht bringst? Ihre Briefe liegen läßt, die du mitnehmen sollst, und sie zwingst, sie selber zur Post zu tragen? Entweder sind das Aufsässigkeiten, oder es sind Dummheiten eines alterskindischen Menschen. In beiden Fällen sind es Erscheinungen, die ich nicht an einem Dienstboten zu bemerken wünsche. Das solltest du künftig bedenken."

„Ich dachte, die Frau Professor sei hier nur auf Besuch!" entgegnete die Magd gereizt.

Der Hieb saß, aber er kam ihr nicht zugut. „Ich habe dir gesagt, daß ich deine Unverschämtheiten nicht länger dulden will," bemerkte der Dechant mit kalter Miene. „Du bist hier eine Dienstmagd mit kündbarem Verhältnis. Entweder die Umstände behagen dir, und du fügst

dich ihnen, oder ſie behagen dir nicht, und du verläßt ſie. Sonſt gibt es darüber zwiſchen uns beiden nichts zu reden. Dabei fällt es noch ganz dir zur Verantwortung, daß du es ſoweit kommen ließeſt. — Für heute wollte ich dir mitteilen, daß Frau Profeſſor Klinger bereit iſt, trotz deiner Widerſpenſtigkeiten deine Tagesarbeit zu erleichtern, indem ſie dir die Pflege des Mädchens abnimmt —"

„Die Pflege gebe ich nicht ab," verſetzte Brigitt erregt und ſchnell. „Ich will nichts von der Frau Profeſſor abgenommen haben. Hat mich Fräulein Linde gepflegt, ſo werde ich ſie wieder pflegen. Das iſt alles. Mit meinem Tagewerk werde ich ſchon allein fertig werden."

„Aber Brigitt," verſuchte der Dechant erneut zu mahnen, „du vergißt ſchon wieder, daß über dieſe Angelegenheiten ich zu entſcheiden habe —"

„Verzeihung, Hochwürden, darüber muß ich entſcheiden. Wie Fräulein Linde gepflegt werden muß, und was ihr bekommt und was nicht, das weiß ich von lange her, und wenn ich's beſorge, ſo weiß ich, daß es recht beſorgt iſt."

„Du wirſt nicht ſo kindiſch ſein, zu glauben, daß Frau Profeſſor Klinger das nicht auch recht beſorgen wird," wunderte er ſich.

„Davon bin ich nicht ſo überzeugt," erklärte ſie düſter.

Er lachte geärgert. „Linde iſt in ärztlicher Behandlung. Was haſt du da noch zu zweifeln?"

„Weiß der Herr Kreisphyſikus, woher dieſe Krankheit kommt? Nun alſo. Bis er's weiß, behalte ich meine Meinung. Linde pflege ich ſelber."

„Du biſt ganz und gar närriſch," ſagte der Dechant

ſehr verdrießlich. „Du verläßt dich darauf, daß ich dir nicht auf gewöhnlichem Weg kündigen und dich auf die Straße ſetzen werde. Und das werde ich auch nicht, aber ich werde dich ins Altersaſyl einkaufen oder dir eine Rente ausſetzen, aber in meinem Haus wirſt du unter dieſen Umſtänden nicht mehr ſehr lange ſein. — Ich habe dir mitgeteilt, daß Frau Profeſſor Klinger die Pflege bei Linde übernehmen wird. Finde dich damit ab, wie du willſt. — Du haſt nicht den beſten Geiſt, Brigitt. Ich fand dich früher gottesfürchtiger. Sieh zu, daß du mit dir ſelber wieder ins Reine kommſt."

Mit dieſen Worten war ſie entlaſſen, und ſie wußte von jedem genau, was es zu bedeuten hatte. Die letzten ſpielten auf die hinausgeſchobene Beichte an, die ſie Gott nach der ſchweren Krankheit und der endlichen Geneſung ſchuldig war, und die andern ſtellten ſie vor die Wahl, entweder das Haus zu räumen, den Dechanten einem gleichgültigen neuen Dienſtmädchen und Linde der Feindin auszuliefern, oder zu gehorchen, um wenigſtens bei den Vorgängen zu ſein, wachen und beten und vielleicht in irgendeinem Moment als Retterin oder Rächerin einſpringen zu können. Was ſie wagen durfte, um beim geiſtlichen Herrn ihre Rechte durchzuſetzen, das hatte ſie heute gewagt und mehr als das. Er forderte von ihr Verzicht auf alle Hoffart, und ſie verzichtete erſchüttert um Lindes willen. Im Lauf der Nacht faßte ſie den ſchweren Entſchluß, den Krieg gegen die Feindin aufzuſtecken, alles zu tun, was ſie ihr hieß, zu laſſen, was ſie ihr verbot, und vorläufig in dieſem Haus keine andere Rolle mehr zu ſpielen als eine ſtumm gehorchende, auch wenn

ſie mit offenen Augen ſah, wohin der Kurs ſteuerte. Beſondere Freudigkeit konnte ſie dabei nicht verſprechen, und für den Mund, der ihr fortan verboten war, wollte ſie die Ohren deſto mehr brauchen, unvergeſſen die Zunge — nicht zum Läſtern, ſondern zum Schmecken! — und die Naſe zum Riechen, denn an ihrem Verdacht, ſo kindiſch er in der Tat war, hielt ſie feſt.

So zeitigte denn dieſe Unterredung das wunderbare Ergebnis, daß beinahe eine ganze Woche lang nichts über Brigitt zu klagen war. Sie tat ihre Pflicht, ſchwieg, gehorchte, gab zu, ließ ſich gefallen, war korrekt wie ein Reſerveoffizier und zurückhaltend wie ein Hauslehrer, und nur mit der Abtretung der Krankenpflege harzte es noch etwas; aber die Klingſe war damit nicht barſch, und wenn ſie ihr wieder eine Verrichtung aus der Hand nahm, ſo geſchah es leichthin und ohne grundſätzliche Verdrießlichkeiten. Bald war ſie in aller Stille und Nobleſſe beinahe ganz aus dem Krankenzimmer gedrängt. Auf die ſtumm drohende Gebärde ihres Zurückweichens und den tief knurrenden Unterton in ihrem: „Jawohl, gnädige Frau!“ achtete dieſe nicht weiter; wenn nur das Tier gehorchte und ſie mit ihrem Herrentum durchdrang. Sie genoß ihren Sieg, ohne ihn zu mißbrauchen; doch war ſie ſtreng darauf bedacht, ihn nach allen Seiten unmißverſtändlich auszubauen, und keine Gelegenheit übrig zu laſſen, bei welcher Brigitt nicht gedemütigt und mit großer Selbſtverſtändlichkeit als Dienſtmagd behandelt war.

Nach einer ſolchen Woche voll büßender Selbſtüberwindung war dann Brigitt am kommenden Sonntag in der richtigen Verfaſſung, um die ſchuldige Beichte abzu-

legen. Sie nahte ſich in demütiger und ſorgenvoller Stimmung dem Beichtſtuhl, aber nicht dem des Dechanten ſondern dem ſeines erſten Gehilfen, der auf der andern Seite der Kirche ſtand. Dort legte ſie eine große und ſchwere Laſt ab, ein gewichtiges Bündel von Eitelkeit, Hoffart, Haß, Gewalttat, böſen Gedanken und widerſpenſtigem Weſen gegen ihren Herrn, blieb nichts ſchuldig, verbarg keine Regung, die ihr bewußt war, verſchwieg auch nicht ihre Gründe, warum ſie das alles anſtatt ihrem Dienſtherrn, der doch der nächſte dazu war, dem Hilfsgeiſtlichen bekannte: aber von Linde war kein Hauch dabei, und der junge Prieſter konnte ihr Bekenntnis drehen und wenden, wie er wollte, ſo fiel davon nicht der leiſeſte Schatten auf die rechtmäßigen Bewohner des Pfarrhauſes. Das Verlangen der büßenden Botmäßigkeit und Demut, das der Geiſtliche darauf an ſie ſtellte, war ſchon zum voraus erfüllt, und ſchließlich nahm ſie ihre Abſolution mit innerlich ſchweigendem Dank ohne Hoſianna entgegen, denn vorläufig war ihr Gram noch nicht kleiner als ihre Schuld, und nachdem ſie dieſe Laſt los war, fand ſie, daß das Gewicht ihrer mütterlichen Sorge um Linde und der andern um den Dechanten wenig an Druck verloren habe. Sie kommunizierte unter ſehr ernſten Gedanken, und dann ging ſie doch etwas getröſtet nach Hauſe, weil ſie wieder an der Hand Gottes war. Mit ſolcher Bedeutung angetan und mit dieſer heiligen und gerechten Macht im Einverſtändnis ſah ſie auch dem nächſten Zeitlauf gefeſtigter entgegen und konnte ſie eher hoffen, aus der harten Demütigung ihre menſchliche und katholiſche Würde zu retten.

Der Dechant genoß nun von Brigitts Unterordnung doch nicht die Genugtuung, die er ſich davon verſprochen hatte. Es blieb ihm natürlich nicht verborgen, daß ſie zu ſeinem Untergebenen beichten ging, und das gab ihm ſchließlich mehr zu ſchaffen als alle andern Verdrießlichkeiten zuſammengenommen; das war kein neues Ärgernis ſondern ein ſtiller, demütiger Bruch mit ſeiner Vergangenheit, die auch die ihre war. Sie hatte alle Hauptſtationen ſeines Prieſterlebens getreulich mit ihm durchgemacht von der erſten kleinen Hinterwaldpfarre an bis ins Dechanat, immer ihm blind ergeben, auf ſeinen Ruhm und ſeinen Vorteil bedacht, in ſeiner Zufriedenheit und ſeiner Anerkennung ihren höchſten Lohn erblickend — um ſich nun in ſeiner ſchwerſten Zeit von ihm zu ſcheiden und ihm ihre geiſtliche Kundſchaft zu entziehen ſamt ihrem Vertrauen und ihrem Glauben an ſeine prieſterliche Perſon. So war ihm zumute, als ob ihm ſeine beſten Jahre und ſeine Jugend den Rücken gewandt hätten, und da ihm ſeine Mutter dieſe Magd aus ihrem Beſitz ausdrücklich abgetreten hatte, ſo ſchien auch ſie fragend und zur Anklage bereit auf ihn her zu blicken. Zu dieſem innern Unbehagen kam noch ein äußeres. Es erbitterte ihn noch einmal ganz beſonders auf die alte Perſon, weil er ſich ſagte, daß man draußen über ihre Abwendung von ihm reden und Schlüſſe ziehen und daß das ganze vermaledeite Geſchwätz nun friſch aufleben würde. Da ſie aber ihren neuen Wandel mit großem Ernſt betrieb, ſo fehlte es ihm an Anläſſen, ſeine Gereiztheit gegen ſie zum Ausdruck zu bringen.

Andrerſeits war ſie nicht zwanzig Jahre lang ſeine

Magd und Verehrerin geweſen, um am Ende nichts von ihm zu verſtehen. Sie ſah mit mehr als nur zwei Augen, wie er entartete und verwilderte und auf große Strecken die Ähnlichkeit mit ſich ſelber verlor. Es fehlte ihm nachgerade überall am richtigen innern Halt und an der Feſtigkeit des reinen Gewiſſens. Seine Seele war voll von freſſenden Zweifeln. Es gab Zeiten, in denen er ſich uralt und erzverloren vorkam; dann hielt er zerriſſene und leidende Predigten, über die ſich mancher wunderte, und die die Gemeinde in Unruhe erhielten, ſolange er ſprach und noch darüber hinaus. Man fand ihn bitter, ſcharf und ſchwer verſtändlich. Im Beichtſtuhl war er von dumpfer Gleichgültigkeit oder von ergreifender Eindringlichkeit; manche verließ ihn weinend, und an ſolchen Tagen machte er auch den Männern zu ſchaffen.

Als aber die Klingſe ſich anſchickte, mit einem Buch in der Hand ſich für längere Zeiten im Zimmer der Kranken einzurichten, ſtand dieſe ganz unerwartet auf und ſetzte ihren frühern Lebenslauf wieder fort.

Neuntes Kapitel

Heinz wird ganz unbegreiflich. Die Herzenskälte richtet neues Unheil an, und Bob findet einen tragiſchen Untergang.

Eigentlich hätte die Klingſe ſchon vor vierzehn Tagen ihre Koffer packen und mit dem letzten Brief des Soldaten in der Taſche heimfahren können, um von dort aus das

Verhältnis in einer angenehmeren Umgebung weiter zu pflegen. Aber erſtens ſpannte ſie der innere Prozeß des Dechanten, den ſie den Ehrgeiz hatte, aus einem „nicht ungefährlichen katholiſchen Geiſtlichen“ zu einem weltlichen Gelehrten zu „rationaliſieren“. Dann war auch ihre Villa eigentlich noch nicht fertig. Aber vor allen Dingen: ſie ſchwebte noch in Ungewißheit über Lindes Verhalten auf jenen Brief des Soldaten. Nicht darauf gefaßt, daß das Mädchen ſo kühn und ſchnell das Richtige getan haben werde, fing ſie nach acht Tagen der bittern Genugtuung wieder zu gären an. Als ſie ihre Einſamkeit nicht länger ertrug, denn auch die Bewachung einer Feindin wird ſchließlich zum Bedürfnis, focht ſie mit dem bekannten Erfolg die Magd in ihren Pflegevorrechten an. Wie aber Linde durch ihre Wiedererhebung ihre Einrichtungen über den Haufen warf, mit ſichtbarer Kraft weiter lebte und bei allem eine Entſchiedenheit und Elaſtizität an ſich bemerken ließ, die man vorher lange an ihr vermißt hatte, ſo diagnoſtizierte der Kreisphyſikus nachträglich eine Influenza, aber die Klingſe diagnoſtizierte eine befreiende Handlung oder eine, die Linde dafür anſah, und erwartete mit Spannung und von vornherein mit Mißtrauen den Bericht des Soldaten darüber. Spannung und Mißtrauen ſchienen ihr gegenüber einer Gegnerin, die ſtändig auf unkontrollierbare Weiſe neue Kräfte zog und Größe gewann, wohl angebracht, doch inzwiſchen erlebte ſie wirklich üble Zeiten, weil der Bericht länger ausblieb, als ſie gern ertrug.

Die erſten vierzehn Tage faßte ſie ſich leidlich, weil die Poſt von der weſtlichen Front in der letzten Zeit

überhaupt unregelmäßig kam. Die dritte Woche verbrachte sie in widerstrebender und äußerst aufreibender Stimmung, zwischen Furcht und Selbstgefühl peinlich eingespannt, mit innerlich gehetzten Tagen und auch äußerlich ruhelosen Nächten, in denen sie kaum das Bett aufsuchte. Brigitt mußte ihr am Abend den Ofen frisch einheizen, was gewöhnlich bis gegen zwei Uhr vorhielt. So lange saß sie brütend und mit unbekannten Faktoren rechnend in ihrem Lehnstuhl, nervös und schreckhaft und manchmal mit einem Modebuch, um sich an seiner oberflächlichen und billigen Sensation etwas abzulenken. Aber von ihrem tiefsten und tragischsten Leiden lenkte sie sich niemals und durch kein Mittel ab; ihre kalte und hochmütige Einsamkeit begleitete sie in jedes Verhältnis und ließ sie aus jedem kalt und einsam herausfallen. Sie saß wirklich, wie sie dem Dechanten erzählt hatte, über Kellern voller Leichen aber nicht solchen, die sie mit Wissen und Willen dazu gemacht hätte, dazu fehlte es ihr vor allem an Natur, sondern sie hatte das peinliche Geschick, daß in ihren gespenstischen Händen jedes Leben bald erkältet den Geist aufgab. Dann barg sie das Tote in den besagten Kellern, aber wiederum nicht aus mütterlich untröstlicher Trauer sondern aus literarischem Interesse, um das „furchtbare Bewußtsein" zu haben, nach dem sie dann ihre gesellschaftliche Haltung einrichtete. Inzwischen litt sie nichtsdestoweniger an ihrer lemurischen Unfruchtbarkeit und sehnte sich nach Wärme und Jugend, wie sich nur ein Gespenst sehnen kann.

Linde in ihrem Teil war ihrem fernen Freund in zunehmendem Maß dankbar, daß er ihre Bitte erfüllte und

sie nicht durch Erklärungen beunruhigte, die bloß neue Unklarheiten bringen konnten, oder sie mit Abrechnungen peinigte, die auf moralische Pfennigspaltereien hinauslaufen mußten. Irgendwo in ihrer Seelentiefe schwebte ja ein armes Fünkchen von Hoffnung auf und ab und bat, er möchte dennoch schreiben, um ihr rettungslos mitzuteilen, daß sie von ihm mit ihrem Trennungsvorschlag das Unmögliche verlange, das er durchaus nicht zu leisten gesonnen sei, sondern was er wirklich leisten könne, sei höchstens das Gegenteil, wenn es nicht eben in seinem Herzen längst geleistet wäre. Immer wieder in ihren Träumen sah sie ihn auf seinen hoch aufgelaufenen Reichtum zurückgreifen, um sie zu bitten: „Laß mich nicht damit einsam verderben!" In dieser Weise schwebte sie auf sehr hohen und dünnen Sommerfäden der Hoffnung schon etwas erdenfern und doch zugleich mit der kühnen Seele äußerst erdennah über ihr wartendes Land, lebte von Vorstellungen und ein bißchen Essen, und niemand wußte, woher sie nach einer Krankheit, ohne den bekannten unternehmenden Rekonvaleszentenhunger zu entwickeln, die Kräfte nahm, über die man sie freimütig verfügen sah.

Sie besuchte wieder wie ehedem alte Weiblein und kranke Kinder, focht mit jenen geistlich und tröstete diese irdisch, und Bob machte das meiste ernsthaft mit. Was früher etwa von Altklugheit an ihr gewesen war, das schien nun ganz in Erfahrung und warmherzige Seelenklugheit aufgelöst. Einige besonders heilige Weiblein fanden sie freilich weltlich angehaucht und brummelten künftig unzufrieden hinter ihr herum, jedoch alle andern Freunde fielen ihr noch herzlicher bei, und zu den alten gewann sie

neue. Auch Bob gewann einige neue Gönner, verſtändigte ſich aber jedesmal durch einen Blick mit Linde, daß er nichts Beſonderes davon halte. Linde ſchenkte viel und bekam geſchenkt. Manchmal war es beinahe ein Verhältnis wie zwiſchen einem zur Abfahrt gerüſteteten Auswanderer und ſeinen Verwandten und lieben Freunden, und ſpäter fanden ſich auch Leute, die dieſe Stimmung ausſprachen, wenn von Lindes letzten Zeiten die Rede war. Sogar an Bob war eine beſondere zärtliche Erregtheit, ſo daß er ihr nicht von den Ferſen wich und ihretwegen mit Hunden Händel anfing, mit denen er bisher ganz gut geſtanden hatte. Dies war übrigens auch die einzige Zeit, in der die Tante ſich ihr gegenüber ohne wirkſame Macht befand. Es fehlte ihr durchaus nicht am Willen, aber einmal ſchien ihr Linde geradezu entrückt, und dann wußte ſie nicht, auf was für einer Grundlage ſie fußte, ſolange Heinz nicht ſchrieb oder ſeine Briefe ausblieben.

Als dann aber gänzlich unerwartet von Heinz ein Brief an Linde eintraf und nur an Linde, erregte das Ereignis gleichermaßen bei beiden Frauen Beſtürzung und erbleichten beide vor Schreck, während ſie, jede an ihrem Ort, Brigitt durchs Haus ſchreien hörten: „Lindchen, ein Brief vom Herrn Heinz!“ Linde nahm ihn mit leiſe zitternder Hand entgegen und beinahe geiſtesabweſend, ſo daß ihr der alte Menſch mitleidig übers Haar ſtrich. „Ach Gottchen! Ach Gottchen! Nun, ſiehſt du wohl! Da iſt er ja wieder! Was hab' ich immer geſagt?“ Mit einer Freudenträne im linken und einer Kummerträne im rechten Auge hob ſie ſich wieder davon, denn die letzten

Ereigniſſe hatten ſie doch, was den Herrn Heinz anging, zur Skeptikerin gemacht. Indeſſen ließ ſie beide hängen und paßte nur auf, welche zuerſt herunterfiel; die linke ſollte Glück bringen. Aber obwohl ſie ſogar ein bißchen mit Zwinkern nachhalf, fiel die rechte. Da brummte ſie erboſt: „Aberglauben und Zauberweſen! Wer ſich damit einlaſſen wollte!“ Gleich darauf zerbrach ſie einen Topf, und nun hatte ſie auch ein gutes Zeichen und zwar ein altangeſehenes.

Indeſſen las Linde ihren Unglücksbrief. Er war kurz und drangvoll. „Liebes Mädchen, was ſoll ich ſagen! Du willſt, daß ich Dich nicht mit einer Antwort quäle, aber haſt Du auch an mich gedacht? Ich bin Offizier. Auch ein Mann läuft nicht aus der Schule. Verlange nicht von mir, daß ich jetzt mehr aus mir herauspreſſe. Um mich kracht und donnert es. Eben muß ich das Blatt abſchütteln, weil Erde von einer Granatfontäne drauf-gefallen iſt. So ſieht es hier aus. Hab' Geduld mit mir; woher ſollen wir Augenmaß nehmen? Hoffentlich hat die Morderei bald ein Ende. Herzlich Heinz.“

Die Antwort war alſo ſo ſchlimm ausgefallen, als Linde irgend fürchten konnte; ſelbſt ewiges Schweigen wäre beſſer geweſen. Außerdem, daß ſein Ton verletzend klang, bemerkte ſie mit leiſe erregendem Schmerz das Fehlen des zueignenden Fürworts am Schluß vor ſeinem Namen, und da es für die Liebe keinen Zufall gibt, ſo durfte ſie nichts anders, als einen trauervollen Schluß daraus ziehen. Sie tat es in ſehr anſtändiger Haltung. An ihrem Glauben änderte ſie nichts. Ihren Liebeswillen hielt ſie aufrecht. Den Brief des Freundes ließ ſie unbeantwortet.

Aus Morgen und Abend begann jedoch eine neue Leidenszeit für ſie auch körperlich. Das Fieber fand ſich wieder ein, wie es ſchien geradezu zur Befriedigung des Kreisphyſikus, welcher erklärte, daß es ſich um einen Influenzarückfall handle, der ihm wie gerufen komme; das kleine wichtige Fräulein müſſe ja in dieſer Zeit ganz voll Bakterien aus Armeleuts- und Krankenſtuben hängen, und es ſei ein Wunder, daß ſie überhaupt nicht viel öfter krank werde. Zu früh aufgeſtanden, mein Kindchen. Da haben wir's wieder! Quarantäne! Vor vier Wochen laſſ' ich dich nicht wieder 'raus."

Die Klingſe hatte abermals ihre beſondern Gedanken über den Fall. Wenn ſie erwog, daß Linde geſtern einen Brief von Heinz bekommen hatte, der dieſen Erfolg bewirkte, ſo fühlte ſie etwas unter ihren Füßen wie Feſtigung des Bodens. Weiter brachte ſie ihr Literatursinn auf die Vermutung, daß Heinz bei ſeinem weichen Gemüt natürlicherweiſe mit den Dingen nicht ſo überlegen fertig zu werden verſtehe wie ein älterer und härterer Menſch, und daß es an ihr liege, ihre Zurückhaltung nun aufzugeben und ihm weiter zu helfen, nachdem er offenkundig den großen Schritt ihr entgegen getan hatte. Sie hielt ihn noch für zu wund und zu erregt, um nun auch gleich die Folgerungen ihr gegenüber zu ziehen, und vielleicht war er auch zu geſchmackvoll. In allen dieſen vorausgeſetzten Regungen ſah ſie achtenswerte „ideale Momente"; mindeſtens wollte ſie ſie jetzt achten, weil ſie ihr den Weg zu ihm, den ſie ſchon verſchüttet geſehen hatte, wieder frei machten und es ihr ermöglichten, aus ihrer nachgerade unerträglichen Ver-

einſamung herauszutreten. So ſetzte ſie ſich denn noch am erſten Tag von Lindes Neuerkrankung hin und ſchrieb an Heinz, ohne länger ſeinen berichtenden Brief zu erwarten.

„Mein lieber Freund! Es drängt mich, Dir mit einem Wort zu ſchreiben, daß ich manches ſehe und vieles empfinde; das übrige vermag ich zu konſtruieren. Ich verſtehe das, was Dir ſchwer iſt, wenn dergleichen mir auch längſt nicht mehr ſchwer ſcheint. Mein Freund, wir tun gut daran, die Dinge vom Standpunkt des Mondes aus zu betrachten; ich für mein Teil bin bereits auf dem Sirius angekommen. Wie klein iſt dieſe Welt und wie bedeutungslos iſt das, was man ſo gemeinhin Schickſal nennt! Du kannſt mir glauben, daß ſich noch jeder und jede getröſtet hat, und der Prozeß geht immer viel ſchneller, als wir denken. Tragödien ereignen ſich nur auf dem Theater, und der Realismus hat auch mit den Theatertragödien ſchon aufgeräumt. Am ſchwerſten hat es immer der, den das Beharrungsvermögen der Menſchen zwingt, zu handeln. Mein lieber Junge, was ſich in der Welt ſo ‚gut‘ nennt und wen man ‚ſchuldig‘ ſpricht, darüber reden wir einmal mündlich. Hoffentlich nun bald! Mir iſt beinahe religiös zumut. Wir werden unſer Leben künftig nicht mehr durch Gefühle aufhalten, ſondern wie es uns ziemt gut engliſch auf business einſtellen. Die Karriere, mein Freund, die Befriedigung des Ehrgeizes, das ſind die wahren Genugtuungen. Die Wege dazu ſind mir bekannt; ich werde dich führen. Das Geheimnis beſteht in der Verachtung der Menſchen, während man den Anſchein erweckt, ſie zu ſchätzen. Wohl Dir, daß es Dir ſo früh kund

wird. Nun ſorge Dich um nichts und genieße Deine Jugend. Lebe Dich frei und verſäume keine Gelegenheit. Das iſt die ganze Weisheit des Glückes. Ich bin wie immer herzlich Deine Malva."

Nach weitern zehn Tagen Wartens traf endlich ſeine Antwort ein.

„Liebe Malva! Ich danke Dir für Deinen Brief und die guten Ratſchläge. Ich werde ſehen, was ſich davon in die Wirklichkeit umſetzen läßt. Bei uns hier draußen hat eben manches ein anderes Geſicht, und wenn man ſo einen Monat wie den andern im Dreck herumbuddelt, ſo iſt es nicht leicht, den Standpunkt des Mondes einzunehmen, oder gar die Welt vom Sirius aus zu betrachten, Jeder Tag bringt ſeine Granaten; das iſt unſre Weisheit. und eine andere brauchen wir vorläufig nicht. Geſtern hatte ich wieder einmal den Rachen voll Erde. Ums Haar hätte ich mich daran verſchluckt. Ich war ſo verdaſt von dem Schlag, daß ich nicht einmal darauf verfiel, mir mit dem Finger Luft zu ſchaffen. Ein Musketier erwies mir noch ſchnell den Dienſt, ehe ich erſtickte; ich hatte keine Zeit, mir ſeine Kralle näher anzuſehen. So geht es aber, wenn man den Mund zu weit aufreißt. Daran zu denken, daß ihr euch in der Heimat in der Zeit um uns balgt, das gibt manchmal ein putziges Gefühl. Verſteh' mich nicht falſch, aber unſer höchſter Wunſch iſt jetzt, daß das alles zuerſt einmal vorbei wäre; dann wollen wir weiter ſehen, ſoviel von uns übrig bleiben. Wenn ich aber die Menſchen verachtete, ſo wollte ich's ihnen auch zeigen; darin ſtimme ich mit Dir nicht überein. Nun, was wiſſen wir noch voneinander! Habt ihr Überblick, ſo kann's uns nur lieb

ſein; wir haben längſt keinen mehr. Du haſt recht, man müßte wieder einmal miteinander reden. Alſo hoffen wir. Eben kommt mein Burſche und meldet, daß ſie unſern Unterſtand eingeſchoſſen haben. Zum Glück war niemand drin. Ich muß ſehen gehen. Herzliche Grüße. Heinz."

Dieſer Brief war nun dazu angetan, auch der Klingſe Fieber zu verurſachen, und die Stelle: „— daß ihr euch in der Zeit um uns balgt —" verletzte und verdroß ſie unſäglich. Aber kühl erwägend ſagte ſich ihr Verſtand, daß, wenn Linde Urſache für einen neuen Fieberanfall gefunden habe, für ſie vernünftigerweiſe keine beſtehen könne. Was ſie erlitt, das erſchien ihr, überlegen betrachtet, ein ungezogener Vorſtoß von übler Laune und Nervoſität gegen eine eingebildete Bedrängung, die Schlechtberatenheit eines jungen Menſchen, der ſein augenblickliches kriegeriſches Übergewicht gegen ſeine moraliſche Hilfloſigkeit geltend zu machen ſuchte, „irrationell", wie er von ſeinen Lehrern kam, und ſachlich noch gar nicht eingeſchult. Da ſie ihn aber auf ihre Art wirklich liebte, ſo ſah ſie's ihm nach in der Erwartung, noch Zeit genug zu ſeiner Erziehung zu bekommen, wenigſtens bildete ſie ſich ein, die Frau dazu zu ſein, während niemand weniger für eine ſolche Aufgabe geeignet war als ſie mit ihrem geſpenſtiſchen Fatalismus, ihrer Verſtändnisloſigkeit für Leidenſchaftsausbrüche und ihrem Mangel an Würde und Wehrhaftigkeit gegenüber wirklichen Ungezogenheiten. Und während ſie ſich nach den Mitteln und Wegen umzuſehen begann, wie ſeine Karriere in der Welt vorzubereiten und im größeren Stil durchzuführen ſei, ſchrieb

ſie bereits die erſten Briefe, die nötig waren, um nach jenen Richtungen die wünſchenswerten Beziehungen bereitzuſtellen.

In dieſer Zeit wurde ſie für Bob die Beziehung zum Untergang, und zwar hatte das erbarmungsloſe Ereignis folgenden Verlauf. Bob kam, ſeitdem ſeine Freundin wieder zu Bett lag und die Klingſe von neuem die Vermittlung zwiſchen dem Hausweſen und der Geſchäftswelt führte, ſelten mehr zum Ausgang; wenn er Anregung haben und in der Stadt auf dem Laufenden bleiben wollte, ſo mußte er ſich ſchon an die unbeliebte Perſon halten. Nun hatte die Klingſe wenig Luſt, ſich mit dem lebhaften und ſehr unternehmenden Tier zu befaſſen, aber da der Dechant wünſchte, daß Bob ſeine tägliche Bewegung bekomme, ſo nahm ſie ihn mit. Trotz ſeiner gelegentlichen Wildheit war er hochſinnig und zartfühlend, und wo er ein wenig Intereſſe für ſeine Art und ſeine Bedürfniſſe bemerkte, da zeigte er ſehr genauen Appell. Eine Rauferei zum Beiſpiel zu verhüten, war nicht immer möglich, aber wenn man raſch weiter ging und ihn abrief, ſo ſchloß er ganz richtig, daß man ſich mit dem gegebenen Beweis ſeines Eifers begnüge, und kam nach, ohne auf der Austragung des Falles zu beſtehen, obwohl es ſonſt nicht ſeine Art war, einen Streit halbgenäht hängen zu laſſen; daß er vorzeitig davon abließ, tat er wirklich nur ſeinem Herrn oder ſeiner Herrin zu Gefallen. Mit kleineren Hunden, als er war, ließ er ſich nicht ein; ſeine Feinde begannen erſt in den Reihen der größeren Terrier, und dort machte er noch zur Bedingung, daß er oder ſein Begleiter zuerſt in unflätiger Weiſe beſchrieen werden

mußte. Bei Wölfen, Dobermännern, Neufundländern und Bernhardinern dagegen ging er ſelbſtändig an und deſto ſicherer, je größer die Feinde waren. Darum war es nötig, daß man etwas die Augen für ihn brauchte, um ihn beizeiten ablenken zu können, denn ſchließlich war er nicht mehr jung, und durch den Verluſt des einen Auges entſtand ihm mancher Nachteil, zumal in letzter Zeit auch das andere angegriffen ſchien. Er ſuchte immer auffälliger dämmerige Plätze zum Liegen, und manchmal bemerkte man, daß er an Gegenſtände anſtieß, die eigentlich mit normalem Geſicht nicht wohl zu überſehen waren. Nun ſchien ihn auch der Schmerz in dem verletzten Auge und das ſcharfe Tageslicht zuzeiten zu reizen und ihn etwas rauher und weniger ritterlich zu machen, als er ſonſt war. Alles in allem verlangte er alſo ungefähr die Aufmerkſamkeit und Vorſorge, die man einem lebhaften und phantaſiereichen Knaben auf der Straße zuwendet, und bei ſeinem bedeutenden Reichtum an ſonſtigen wertvollen Eigenſchaften, Treue, Wachſamkeit, Selbſtgefühl, Unbeſtechlichkeit, Dankbarkeit, und der ganzen Entſchiedenheit ſeines Weſens war es keine Frage, ob er jene verdiente oder nicht.

„Nun, ſo komm alſo!“ ſagte die Tante kaltſinnig und etwas verdrießlich zu ihm, der ſchon nach ihr ſehend vor der Tür wartete und hoffend den kurzen Schwanz bewegte. „Ich bitte mir eine anſtändige Aufführung aus. Nicht aus dem Haus ſchießen!“

Aber er ſchoß bereits, und für den fremden Hund, der jetzt gerade nicht daſtand, war es ein wahres Glück, denn Bob fühlte ſich dieſen Morgen beſonders begierig und

gereizt, weil ihn Brigitt nach dem Willen der Klingse neuerlich wiederholt im Futter zurückgesetzt hatte. Er suchte noch schnell die bekannteren Plätze ab, dann setzte er sich gesammelter und leise gespannt auf die vorkommenden Abenteuer am Dom vorbei nach der Sattlergasse zu in Bewegung. Zuerst begegnete ihm ein kleiner Wachtelhund, der ihm aber respektvoll aus dem Weg ging. Nachher kam ein großes, graues Windspiel des Weges, das zur Präsidentin des Roten Kreuzes, dem Fräulein von Epstein, gehörte. Aber Windspiele hielt er nicht für Hunde; er hatte schon von Kind auf eine Verachtung für sie gehabt. Auf den Anruf des Fräuleins von Epstein kam er zwar her und ließ sich gnädig den Kopf streicheln, doch an ihrem Gespräch mit der unbeliebten Person nahm er keinen Anteil, und sobald es der Anstand erlaubte, machte er sich davon.

In der Hauptstraße begegnete er dem braunen Jagdhund des Kaufmanns Felge, der dessen Boten auf einem Gang begleiten durfte. Mit diesem setzte es eine kurze grundsätzliche Anremplung um der Ordnung willen; im übrigen waren sie alte Bekannte, die an diesem Platz schon viel Wechsel gesehen hatten. Der Jagdhund war als Eingeborener freilich schon dagewesen, als man Bob mit der Eisenbahn brachte, wenn auch erst die zehn Wochen, die er alles in allem damals zählte, aber da gehörte Bob bereits unter die Erwachsenen, und diesen Vorsprung an Geltung hatte der Jagdhund nie ganz einholen können, zumal Bob überhaupt als Ausnahme betrachtet wurde und darum allen Respekt und alles Übelwollen genoß, das die Mittelmäßigkeit für solche Erscheinungen

immer bereit hat. Zu Ehren des Jagdhundes muß gesagt werden, daß er von Übelwollen nur so lange besessen war, als er sich mit Bob zu raufen hatte; sonst war er ein Ehrenmann, der fremde Verdienste zu schätzen wußte.

Nach dem braunen Jagdhund des Herrn Felge kamen die beiden weißen Pudel der Frau Oberförster, einer anspruchsvollen, reichen Frau, in Begleitung des Dienstmädchens. Das Mädchen bemerkte den Boxer schon von weitem und nahm die Pudel vorsichtig an die Leine, da sie zu seinen besten Feinden zählten; er konnte die zierigen, eingebildeten und hochtrabenden Tiere, die immer farbige Bänder am Halsband und Decken mit Monogrammen und weißen Taschentüchern trugen, in den Tod nicht ausstehen, und wo er eines von ihnen erreichbar fand, ging er es sicher nicht vorbei. Nachher hatte er das Maul voll weißer Pudelwolle und etwa einen neuen Biß am Kopf oder an der Brust, denn die Pudel waren trotz ihrer Zierigkeit nicht von schlechter Rasse und schlugen wütend zu. Wenn sie aber an der Leine gingen, fing er nichts mit ihnen an. Zur Durchführung dieses großmütigen Grundsatzes war es dann freilich nötig, daß er weder von den Pudeln beschrieen — Knurren vertrug er in solchen Fällen auch nicht —, noch von seiner Begleiterin verwarnt wurde, sonst vergaß er auch die Leine und fuhr unhaltbar drein.

Nun beging die Klingse, die sich noch nie die Mühe genommen hatte, ein Tier zu verstehen, die große Torheit, beim Nahen der Pudel Bob ausdrücklich und von vornherein über den möglichen Ungehorsam indigniert

zu vermahnen. Bob dachte alſo, daß ſie von den Pudeln eine Gefahr beſorge; er leckte ſich die Zähne, und ſeine Miene nahm bereits einen drohenden Ausdruck an. Die Pudel ihrerſeits fühlten ſich von der ſcharfen und nervöſen Stimme der Klingſe erregt und glaubten, daß dort ein Angriff befohlen werde. Bob ging den Pudeln mit langſamen, ſteifen Schritten und geſpanntem Rücken entgegen. Die Pudel ſchlugen Lärm und riſſen unruhig an der Leine. Die Klingſe verwarnte und rief aufgebracht Bob beim Namen. Das Dienſtmädchen begann zu ſchreien und ſuchte, mit den Pudeln wegzukommen. Aber ſchon fuhr der ſehnige, dunkle Körper des Borers in die weiße Pudelherrlichkeit hinein und dieſe flockig und leidenſchaftlich über ihn her. Was dann geſchah, war nicht mehr im einzelnen zu erkennen. Einmal ſchien ſich Bob in einem Pudelohr feſtgebiſſen zu haben. Einmal hing ein Pudel an Bobs rechtem Vorderlauf, dicht unterhalb der Bruſt. Das Dienſtmädchen ſchlug mit der Peitſche dazwiſchen und konnte nichts Dümmeres tun, denn jede Partei ſetzte die empfangenen Hiebe der andern aufs Konto und ſteigerte ihre Angriffswut. Die Klingſe verſuchte ſich mit ein paar Fußtritten, ließ dann aber, jetzt mit Grund indigniert, jede weitere Bemühung, um nach Männern auszuſehen, die helfen konnten.

Die erſchienen in Geſtalt von zwei Arbeitern, die Eiſenſtangen und Werkzeuge trugen. Sie ließen ſich lachend bereit finden, den Krieg auseinander zu bringen. Zuerſt probierten auch ſie es mit Fußtritten, und da das Dienſtmädchen wie auch die Klingſe einſtimmig angaben, daß Bob den Streit angefangen habe und er außerdem als

Raufer bekannt war, machten ſie es ſich zum beſondern Vergnügen, einmal dem Hund eines katholiſchen Pfarrers zu zeigen, was rechte genagelte Arbeiterſchuhe ſind. Er bekam alſo alle Fußtritte allein. Als die Schuhſpitzen nicht auszureichen ſchienen, verſuchten ſie ſich mit den Abſätzen. Schließlich war es natürlich, daß Bob, den die Fußtritte und die allgemeine Parteinahme gegen ihn verwirrten, blindhin nach den Feinden biß; dabei erhaſchte er einen der Männer flüchtig am Schuh. Der Zahn hatte, wie ſich nachher zeigte, nicht einmal das Leder durchſchlagen, aber nach der Art aller rohen und ſtupiden Menſchen, die auf eine Niedertracht eine Abfertigung erhalten, ſchlug ſeine vergnügte Stimmung ſchnell in Wut um. Er ergriff eine der Eiſenſtangen, die er bei ſich trug, und begann damit auf Bob loszuſchlagen. Der erſte Hieb traf ihn auf die Schulter, ſo daß er erſchreckt herumfuhr und ſich bei ſeiner Führerin in Sicherheit zu bringen ſuchte. Die Abſicht war auch ganz deutlich, aber der Arbeiter ſchrie: „Was, du elendes Vieh, du willſt noch mehr beißen? Da haſt du fürs Beißen!“ und führte einen zweiten Schlag, der ihn auf den Kopf traf; das Blut floß ſofort nach.. Und weil er doch einmal am Schlagen war, verſetzte er dem hilflos taumelnden Tier, das vor Blut nichts mehr zu ſehen vermochte und vom Schlag halb betäubt war, einen dritten Hieb ins Kreuz, unter dem es leiſe ſtöhnend zuſammenſank.

Das Mädchen hatte unterdeſſen längſt ſeine weißen Pudel aus dem Streit zurückgezogen, etwas gezauſt und ſchmutzig, aber übrigens heil, und ſich mit ihnen davongemacht; man konnte es eben noch die Nebengaſſe hinauf

laufen ſehen, in der Herr Felge wohnte, und die Pudel ſprangen munter mit. Auch die Klingſe, als ſie ſah, daß der Krieg beendigt war und Bob „ſeinen Denkzettel erhalten" hatte, wandte der Szene den Rücken. „Das hat dir ſchon lange gefehlt," bemerkte ſie noch belehrend zu ihm, der ſie mit blutüberſtrömten Augen blind ſuchte. „Das nächſte Mal wirſt du beſſer gehorchen." Mit dieſer angenehmen Ausſicht wandte ſie ſich wieder auf ihren Weg, im ganzen befriedigt, nur daß ihre ſchwachen Nerven noch etwas von der gehabten Aufregung zitterten. Den Hund hatte ſie ſo wenig aufmerkſam angeſehen, daß ſie nicht einmal bemerkte, wie er die Hinterbeine kraftlos am Boden ſchleppte. „Der hat genug!" lachte der zweite Arbeiter, der nicht geſchlagen hatte, halb verlegen. „Komm." Auch darauf achtete ſie nicht. Sie ging die Stadt hinunter, die Arbeiter machten ſich nach der andern Richtung davon, und nur einige Kinder ſtanden halb neugierig, halb erbarmungsvoll um das verlaſſene Tier.

Als Bob erkannte, daß man ihn allein gelaſſen hatte, war er zuerſt beſtrebt, ſeinen Blick wieder zu befreien. Er fuhr ſich einige Male haſtig und ungeduldig, weil er nicht mehr Herr aller Glieder war, mit einer Vorderpfote über das heile Auge. Endlich gelang es ihm, es klar zu bekommen, ſo daß er wenigſtens die Richtung erkennen konnte, die er heimwärts nehmen mußte. Mühſelig mit ſeinem ſchleppenden Hinterkörper ſetzte er ſich die Stadt hinauf in Bewegung. Da das Blut weiter floß, wurde er bald wieder blind, aber nun halfen ihm die Kinder; ſie riefen: „Komm, Bob!" und wieſen ihm ſo die Richtung weiter. Aus der barmherzigen Er-

findung wurde dann ein Sport, und dermaßen kam das ſtumme, traurige Tier mit großem Geleite und einigem Hallo langſam durch die Stadt vorwärts; aber die ganze Reiſe dauerte eine halbe Stunde und mehr, während ſie ſonſt in fünf Minuten leicht zurückzulegen war. Auf dem ganzen Weg fand Bob keinen Freund, der ſich über ihn erbarmt und auch kein menſchliches Herz, das ſich aus Naturfrömmigkeit ſeiner angenommen hätte. Die Erwachſenen, die ihn blutend ſeines Weges kriechen ſahen, eskortiert von der Kinderrotte, hatten für ihn wenig andere Regung als die einer befriedigten Neuigkeitsſucht, und das Wort des Arbeiters: „Der hat genug!“ wurde noch einigemal hinter ihm laut, begleitet von keineswegs immer freundlichen Kennzeichnungen ſeines Weſens und Treibens. Die etwas geſpannte oder aber gleichgültige Stimmung der Leute für ſeinen Herrn ſchlug ſich auch auf ihn nieder, und wenn er einmal für ein paar Minuten erſchöpft liegen blieb, war er inmitten aller Leute, die er wie in ſeiner Todesſtunde kommen und gehen hörte, in einer für ihn mehr ehrenden als nützlichen Weiſe einſam. Es fand ſich nicht einmal jemand, der ihm einen Schluck Waſſer gebracht hätte, obwohl er an mancher Haustür vorbei kam, durch die er dem Dechanten oder Linde auf einem Hilfsgang gefolgt war, und nicht nur einmal. Man hatte ihn ſtets mit ausgeſprochenen Freundſchafts- und ſogar Achtungsbeweiſen empfangen aber nie dazu gebracht, einen Biſſen Brot oder einen Knochen von jemand anzunehmen, und es war bei ſolchen Ehrungen immer eine gewiſſe Verlegenheit an dem feinnervigen Tier zu bemerken geweſen, die es durch angelegte

Ohren, leiſes Knurren und durch mitteilende Blicke auf ſeinen Herrn oder die Herrin äußerte. Bob war auch immer ſehr erleichtert, wenn es wieder hinausging, ſo gern er ſtets mit hereinkam, denn die Aufſuchung von fremden Verhältniſſen ſchätzte er über alles, dagegen weniger deren Inſaſſen; dafür hatte er von jeher den richtigen Inſtinkt beſeſſen.

Die Tante war inzwiſchen zur Poſt gegangen und dann zu Herrn Felge, ohne den Hund beſonders zu vermiſſen; ſie ſah, daß er nicht bei ihr war, und ſonſt dachte ſie ſich nichts. Nach vollbrachter Verrichtung kehrte ſie auf einem andern Weg nach Hauſe zurück und war noch vor Bob da. Sie fragte nicht nach ihm, ſondern gab Brigitt eine Küchenanweiſung und ſtieg dann zu Linde hinauf, um mit dem Hinweis auf das ſchöne Wetter — es war gar nicht übermäßig ſchön — ihr Fenſter zu öffnen, das ſie von unten geſchloſſen geſehen hatte. Auch ſie zog bloß Schlüſſe von ſich auf andere Leute, um ihnen damit unbequem zu werden, denn während ſie in geſundem Zuſtand ſehr auf Wärme hielt — ſie war fortdauernd blutarm —, konnte man ihr, wenn ſie unpäßlich war und zu Bett liegen mußte, nicht bald genug friſche Luft machen, weil ſie es dann bei ihrem leicht hyſteriſchen Zuſtand immer etwas mit Hitzen zu tun bekam. Unterdeſſen hatte Brigitt dem Hund ſeine Schüſſel zurechtgemacht und ging ihn rufend durch die Zimmer, darauf vors Haus, und dort ſah ſie den betrüblichen Zug herankommen, voraus das Tier, das mit den letzten Kräften ſeinen gelähmten Leib nach Hauſe ſchleppte, und dann die Kinderrotte, die ſich jetzt mehr im Hintergrund ver-

hielt und nur noch ſehen wollte, wie Bob empfangen wurde.

Als Brigitt nach dem erſten Schreck erkannte, worum es ſich handelte, lief ſie eilig herzu, das Tier, viel tiefer erſchreckt, als ſie ſelber wußte, beim Namen rufend. Bob hob aufhorchend den blinden Kopf. Über ſeinen zerſtörten Körper lief ein Zittern und vor Erregung und Schwäche brach er wieder zuſammen. Die Magd ließ ſich erſchüttert bei ihm nieder, um ihm vor allem mit der Schürze das ſchon eingedickte Blut vom Auge zu wiſchen. Er blickte ſie, als er wieder ſehen konnte, hilfeſuchend und mit einem ſo kummervollen Ernſt an, daß ihr das Weinen in die Kehle drang. Es war nun durchaus nichts Hündiſches mehr an ihm, ſondern nur noch die ſchweigende Bereitſchaft der Kreatur, die den Tod wittert. Sie ſtreichelte ihm ergriffen und unfähig, zu ſprechen, den ſchönen, ausdrucksvollen Kopf, und er lag leiſe klagend doch nicht winſelnd auf dem Pflaſter, ab und zu um Luft kämpfend und keinen Blick von ihrem Geſicht wendend.

Inzwiſchen beſann ſich Brigitt, daß etwas mit dem Tier geſchehen müſſe; da ſie ſich aber nicht getraute, es anzufaſſen, ſchickte ſie ein Kind nach dem Dechanten. Das traf ihn bereits auf der Treppe; er hatte den Aufzug ebenfalls bemerkt und ſich eilig auf den Weg begeben. Als Bob ihn kommen ſah, machte er eine Anſtrengung, ihm entgegen zu kriechen, blieb aber halb aus Schwäche und halb unter Brigitts mitleidsvollem Widerſtand liegen; nur das Spiel ſeiner Ohren und die Spannung ſeiner Miene verriet die Bewegung, in die ihn das Wiederſehen mit ſeinem Herrn verſetzte. „Um

Gottes willen, was iſt hier geſchehen?" rief dieſer beſtürzt, bei der Gruppe ankommend. „Brigitt, ſo rede doch!" Dieſe hatte unterdeſſen von den Kindern ſo viel erfahren, um über die Hauptſachen Beſcheid zu wiſſen. Sie kämpfte um Worte. Sie wiſſe es nicht, würgte ſie endlich hervor, ohne ihn anzuſehen. Die Frau Profeſſor ſei mit ihm ausgeweſen. Da ſie ſeinen Blick vermied, ſo ſah ſie auch nicht den Schatten, der bei ihren Worten über ſein Geſicht ging, und wenn ſie ihn bemerkt hätte, ſo hätte ſie den ſchlechten Eindruck in ihrer neuen Demut ſich zugeſchrieben, nicht der Feindin. Er bezog ſich aber auf die Verwandte.

Da man das Tier nicht auf dem offenen Platz liegen laſſen konnte, trug es der Dechant mit Brigitt in ihrer Schürze ins Haus. Bob knurrte zuerſt, ließ ſich dann aber von ſeinem Herrn zureden. Sie brachten ihn in die Küche; Brigitt holte ſein Lederkiſſen herunter, und darauf betteten ſie ihn. Nachher lief ſie zum Tierarzt; der Dechant blieb ſolange beim Hund. Der Arzt war über Land gefahren und nicht vor Mittag zurück zu erwarten. So war vorläufig nichts weiter zu tun, und der Dechant ſuchte ſeine Schwägerin auf, um von ihr Näheres über die Vorgänge zu hören.

Es war ihr neu, daß das Tier erſt jetzt nach Hauſe gefunden habe; von ſeinem Zuſtand wußte ſie überhaupt nichts, und was ſie ſonſt erzählte, verwiſchte keineswegs die peinliche Empfindung, die dem Dechanten Brigitts Worte bereits gemacht hatten, im Gegenteil, es verſtärkte ſie noch weſentlich. „Du hätteſt dich beſſer um das arme Tier kümmern ſollen, anſtatt es von fremden Leuten zuſchan-

den ſchlagen zu laſſen," ſagte er, unfähig, ſeine Erregung ganz zu verbergen.

„Was willſt du?" wunderte ſie ſich. „Du wirſt doch nicht von mir verlangen, daß ich mich in die Raufereien deines Hundes miſche!"

„Du haſt recht; irgendwo hat jedes menſchliche Verhältnis ſeine Grenzen," beſtätigte er erkältet und verließ ſie, um auf ſein Zimmer zu gehen.

Bob lag in der Küche auf ſeinem Kiſſen, den Kopf zwiſchen den Vorderpfoten und mit unruhig belebten Sinnen allen Vorgängen um ihn aufmerkſam folgend, während ſein Hinterkörper ohne Bewegung und leblos an ihm hing auch ſchon ganz gefühllos, denn ſeine Exkremente gingen ohne ſein Bewußtſein von ihm, bei einem ſo peinlich hausreinen Tier ein bekümmernder Anblick. Brigitt hatte ihm ſeine Wunden ausgewaſchen und ihn vom Straßenſchmutz gereinigt. Ab und zu ſtieß er einen tiefen Seufzer aus; ſonſt lag er ſtill und auf irgend etwas wartend da. Nahrung nahm er nicht mehr zu ſich; Waſſer trank er immer wieder mit Begier. Brigitt kochte weinend das Mittageſſen. Linde wagte niemand etwas zu ſagen, weder der Dechant noch Brigitt, und die Tante hielt den Vorfall für keine mitteilungswürdige Tatſache, zumal ſie der Dechant über deren wahre Tragweite im ungewiſſen gelaſſen hatte. Schließlich merkte Linde an gewiſſen Anzeichen, für die der Kranke eine feine Empfindung hat, daß im Haus etwas nicht in Ordnung ſei, und auf ihre Frage bekam ſie von der Tante die trockene Nachricht, daß der Hund wieder eine Rauferei gehabt und dabei wohl eine etwas derbe Lektion erhalten habe.

„Wieſo?" fragte Linde aufhorchend. „Weißt du das denn nicht ſicher? Wer war denn aus mit ihm?"

„Ich war aus mit ihm, meine Liebe," erklärte ſie ſehr kühl und kampfbereit. „Was willſt du damit ſagen?"

„Daß er dann mit dir wenig Glück gehabt hat," verſetzte Linde erregt. „Was iſt mit dem Tier?"

„Ich bewunderte immer eure Auffaſſung, daß ſich die ganze Stadt nach eurem Köter richten ſolle," ſagte ſie mißmutig. „Aus dieſem Kult wünſche ich heraus zu bleiben. Ich werde dir die Magd herſchicken, damit du die Dinge in der gewünſchten Aufmachung erfährſt."

Brigitt kam ungern und wollte dann nicht mit der Sprache heraus, ſo daß endlich Linde in Ungeduld und wahrer Angſt aus dem Bett ſprang, ohne auf etwas Weiteres zu hören einige Kleider anzog, und in aller Leibesſchwäche ſich an den Wänden und dem Treppengeländer hintaſtend nach der Küche hinunter ſtieg, gefolgt von der händeringenden und ſtill vor ſich hin weinenden Magd. Als Bob ſeine liebſte Freundin bemerkte, raffte er ſich eilig auf und kroch, bevor ihn jemand halten konnte, ſeinen Hinterleib nach ſich ſchleppend auf ſie zu, und als ſie mit den zitternd hervorgebrachten Worten: „Mein armes Tier, was haben ſie mit dir gemacht?" bei ihm niederſank, ſtieß er einen ſo klagenden und zugleich von ihrer Nähe erſchütterten Laut aus, daß Brigitt haltlos aufſchluchzend ſich gegen die Wand warf und Linde ſich bis ins Mark erbleichen fühlte. „Willſt du dich — nicht wieder auf dein Bett legen?" bat ſie ihn mit wankender Stimme, umſonſt beſtrebt, ihr Entſetzen über ſeinen Zuſtand zu verbergen, und mit ihrer blaſſen, kranken Hand

leiſe ſeine Wunden abtaſtend. Er kroch noch näher zu ihr hin, um ſeinen Kopf eng an ihren Fuß zu ſchmiegen, und ſie hatte nicht die Kraft, gegen dieſe Gebärde der Liebe noch etwas zu unternehmen. Dieſer Augenblick war es aber, auf den er die ganze Zeit gewartet hatte.

Schließlich beſaß aber Linde nicht mehr ſo viel Kräfte, um einen derartigen Anſturm von Empfindungen und dazu noch den Anblick und die Nähe der dem Tod verfallenen Kreatur lange zu ertragen. Als ſie den Zuſtand ſeines vorigen Platzes bemerkte und ſah, daß der Weg von dort bis hierher über den Zementboden mit den Spuren ſeiner Schwäche gekennzeichnet war, überfiel ſie ein furchtbares Mitleid, dem ſie mit einem hilfeſuchenden Blick nach Brigitt ſtumm erlag. Sie ſank ohnmächtig neben dem Tier nieder, und Brigitt konnte mit knapper Not verhindern, daß ſie mit den Kopf auf dem harten Boden aufſchlug. Dann rief ſie laut durchs Haus nach dem Dechanten, der neu erſchreckt herbei kam, ſich, wie vorhin Linde über den Hund, jetzt über ihre Anweſenheit in der Küche entſetzte, und dann das bewußtloſe Mädchen beinahe ganz allein, Brigitt hielt ſich mehr daran, als daß ſie heben half, über die Treppe hinauf in ſein Bett zurück brachte.

Bob blieb ſolange allein in der Küche. Das Wegſinken der Freundin neben ihm und dann die folgenden Vorgänge, die mit der Entfernung aller Perſonen endeten, hatte er mit ernſter und trauriger Miene beobachtet, und auch noch aufmerkſam die folgenden Geräuſche im Haus droben verfolgt, darunter unſäglich erregt die haltlos und beinahe wild aufweinende Stimme des wieder er-

wachten Mädchens. Als es dann endlich ſtill wurde und Brigitt allein und ſeufzend zu ihm zurückkehrte, ließ er ſich in ſein Schickſal ergeben wieder auf ſein Kiſſen betten, und die nächſte Stunde lag er regungslos wie vorher, den Kopf beobachtend und ſtändig Schlüſſe ziehend zwiſchen den Vorderpfoten, auf ſeinem Lager, nun auf nichts wartend als auf ſeinen Tod.

Den brachte ihm endlich, noch bevor das Mittageſſen ganz fertig war, der Tierarzt. Er hatte ſich gleich mit allen Inſtrumenten verſehen und für den äußerſten Fall auch mit Blauſäure. Nun, dieſen äußerſten Fall fand er gegeben, und er betrieb die Zurüſtungen ſtill und ſchonend. Er konnte weder dem Tier noch den Hausgenoſſen die Pein erſparen, jenem die Kiefer mit einer handfeſten Schnur zuzubinden, und da er wußte, mit was für einem Hund er's zu tun hatte, betrieb er dieſe Vorbereitung ſogar beſonders umſichtig und gewiſſenhaft. Bob hatte ſich von ſelber auf die Vorderbeine aufgerichtet. Er ſchnaufte etwas erregt und ſah fragend nach ſeinem Herrn, ob das in der Ordnung ſei. Der Dechant redete ihm wieder zu und ſtrich ihm beruhigend mit der Hand über die phantaſievolle, hochgewölbte Stirn. Der Tierarzt, ein ſchmächtiger, blaſſer Jude mit blondem Schnurrbart und dünnem Haar, ſuchte dem Dechanten und der Magd die Furcht vor dem Kommenden zu nehmen. Sie ſollten ganz ruhig ſein; er werde jetzt nur die Spritze raſch ins Herz einführen; mit dem nächſten Pulsſchlag trete die Blauſäure ins Gehirn und werde ſofort Bewußtloſigkeit bewirken. Was dann noch folge, das vollziehe ſich nur mechaniſch und ohne daß das Tier etwas davon wiſſe.

Bob wurde ſchonend gelegt und dann auf den Rücken gedreht. Der Arzt füllte die Spritze mit Blauſäure, ſuchte die Stelle zwiſchen den Rippen und ſtieß dann ſchnell zu. Das Tier ließ einen mehr verwunderten als ſchmerzhaften kurzen Laut vernehmen, während der Arzt die Spritze in ſeinen Körper entleerte. Darauf warteten alle, auch das Tier. Es verging eine halbe Minute, eine Minute, und dann noch eine zweite und dritte, ohne daß die angeſagte Bewußtloſigkeit eintrat. Bob blickte aus ſeinem geſunden Auge unruhig und ſeinem Schickſal, aber durchaus nicht dem Gift erlegen um ſich. Ab und zu machte er eine nervöſe Bewegung, um ſich den Händen zu entwinden, die ihn niederhielten; nach der dritten Minute wurden dieſe Anſtrengungen heftig und nachhaltig, ſo daß der Arzt nicht länger mit ſeinem Erſtaunen zurückhielt. Ein derartiger Fall ſei ihm im ganzen Verlauf ſeiner Praxis noch nicht vorgekommen, erklärte er befremdet. Er habe bisher noch nie etwas anderes erlebt, als daß ein Hund nach der erſten Injektion bewußtlos hinzucke und nach einer halben Minute ſpäteſtens tot ſei. Um den Prozeß zu beſchleunigen, gab er eine zweite Spritze. Bob hielt wieder betroffen inne, wartete ein Weilchen und erneuerte ſeine Anſtrengungen, ſich zu befreien. Der Verlauf fuhr nun dem Arzt ſchon ſichtbar in die Nerven. Der Dechant litt ſchweigend mit dem Tier, und Brigitt biß ſich wild auf die Lippen, um ihre Faſſung zu behalten.

Schließlich gab Bob ermüdet und ſchwerer ſchnaufend nach, aber er ſchien noch bei Bewußtſein. Kopfſchüttelnd und verſtändnislos wiederholte der Arzt zum

fünften- oder ſechſtenmal: „Eine fabelhafte Vitalität! Eine ganz unheimliche Natur!“ ohne daß er wagte, den Blick von dem Hund auf die Anweſenden zu richten.

Darüber waren nun bereits zehn Minuten vergangen, und von jeder neuen hofften die Anweſenden, daß es die letzte ſei. Aber es wurde noch eine dritte, beſonders große Doſis Blauſäure nötig, bevor die vorausgeſagten Wirkungen nacheinander endlich eintraten, die Bewußtloſigkeit raſch, das ringende Atmen der Lungen langſam, um dann einen deſto zäheren und heftigeren Verlauf zu nehmen. Dieſer hoffnungsloſe und haſtige Kampf um Luft war vielleicht von allen Erſcheinungen die, die ſeinen Freunden am bitterſten zu Herzen ging, zumal er dabei noch einmal den ganzen raſſigen Bau ſeines Körpers zur Anſchauung brachte. Darauf ſtieß er ſchnell hintereinander zwei, drei Schreie aus, begann zu zittern und zu zucken, und endlich fühlten der Dechant und Brigitt mit wahrem Dank gegen Gott ſeinen Widerſtand unter ihren Händen nachlaſſen und zwar ganz plötzlich. „Geben Sie ihn jetzt nur frei,“ ſagte der Arzt leiſe. „Es iſt vorüber.“ Er ſah noch eine Weile zu, wie das geheimnisvolle letzte Beben durch ſeine bereits erſchlaffenden Glieder ging. Dann löſte er ihm die Verſchnürung von den Kiefern. Sein Kopf ſank ſchlaff über die erbarmungsvoll ſtützende Hand Brigitts zu Boden nieder, und die Zunge hing ihm aus dem Maul. In dieſem Moment hatten alle einen kalten und ſcheuen Begriff vom Weſen des Todes, und eine Weile betrachteten ſie den ſchönen lebloſen Körper, ohne doch verſtehen zu können, was im Grunde damit vorgegangen war.

Durch die Stille drang von droben ſchneidend der neu aufweinende Ton von Lindes Stimme. Sie hatte läuten gehört und aus allen Geräuſchen im Haus drunten den richtigen Schluß gezogen. Bis zu Bobs letzten Schreien hatte ſie ſich noch gefaßt, weil ſich die Tante wieder bei ihr im Zimmer aufhielt. Jetzt brauſte der Jammer um das liebenswürdige und edle Tier widerſtandslos in ihr auf, aber nicht nur der Jammer ſondern auch das Grauen vor der Perſon, die ihn mit ihrer Gefühlskälte verſchuldet hatte, und die leidenſchaftliche Abneigung gegen ſie. Als ſie ihr mit überlegenen Belehrungen den wilden und ſchädlichen Ausbruch verweiſen wollte, ſchrie ſie gepeinigt und außer ſich: „Laß mich allein! Geh! Ich will nichts hören! O Gott! Mußte denn das ſein?“ Da erhob ſich die Tante den bittern Ernſt mit Verdrießlichkeit erkennend und verließ das Zimmer. Nachher kam Brigitt, um durch die letzten Mitteilungen Linde wenigſtens wieder in den Kreis der Geſchehniſſe zu ziehen und ihr die Ruhe zu bringen, die ſtets aus vollendeten Tatſachen, beſonders ſolchen, fließt. Dieſe Ruhe verbreitete ſich in ihr mit jener geheimnisvollen, ſchauernden Bewegung des Nebels im Herbſt nach einer vollbrachten Jahreszeit; ſie war bang und ahnungsvoll und, wie die Folge zeigte, von recht bedenklichen Einwirkungen auf ihren Zuſtand begleitet.

Dritter Teil

Die letzten Dinge

Erſtes Kapitel

Das überirdiſche Wintergewitter. Die Herzenskälte fährt fort, Unheil anzurichten. Linde ſtürzt in die letzten Dinge. Die letzte Ölung.

Die Tante, die in der letzten Endes doch ziemlich geheimnisvollen Krankheit des jungen Mädchens ein neues Hindernis für ihre Abreiſe fand, übernahm nach ſolchen Vorſpielen vollſtändig die Pflege, ohne von jemand einen Widerſpruch zu erfahren, wenn auch der Dechant jetzt nicht mehr ſo überzeugend dafür ſprach. Bevor ſie wußte, welche Wendung es mit den vorliegenden Dingen und jenen andern, die dahinter lauerten, ſchließlich nahm, war es ihr unmöglich, den Platz zu räumen. Ihre Zentralweisheit, von der ſie alle andern Erkenntniſſe und Schlüſſe ableitete, beſtand in dem Grundſatz, daß ſie, ohne dieſes Mädchens ſozuſagen körperlich verſichert zu ſein, ſich auf nichts verlaſſen konnte, nicht einmal auf ſeine Krankheit, die ſie für gar keine rechte Krankheit hielt ſondern mehr für einen Eigenſinn oder eine Finte, zumal auch der Kreisphyſikus noch gar nichts von einem wirklichen Ernſt wiſſen wollte, jedenfalls ſolange der Fieberthermometer keine höheren Temperaturen zeigte. Daß achtunddreißig Grad für einen Organismus unter Umſtänden ſo viel bedeuten konnten wie neununddreißig oder vierzig für einen

andern, das war dieſem ſelbſtvergnügten Bauerndoktor noch nicht aufgegangen, und wenn die Tante auch ſonſt mancherlei an ihm auszuſetzen hatte, ſo war ſie jedenfalls im Glauben an die Zahl und das Meßgerät jeder Art — ausgenommen das kirchliche — mit ihm durchaus einig.

Das Pflegeamt verwaltete ſie unerbittlich nach allen ihr bekannten Grundſätzen der modernen Krankenpflege. Die Fenſter wurden bei jedem Wetter weit und lange geöffnet, weil das fortgeſchrittene Heilverfahren Licht und Luft verlange. Es wurde viel Durchzug erregt, weil er die Atmoſphäre reinige und die Bakterien hinausfege, und was die paar Unbequemlichkeiten anging, die die Patientin zu ertragen hatte, ſo wünſchte ihr die Tante, einmal in die ganz modernen Kliniken und Spitäler hineinzuſehen, um zu erfahren, wie man heutzutage mit Kranken und Friſchoperierten umgehe. Früher beim tiefen Stand der Medizin ſeien Krankheiten mit einigem Recht als Unglücksfälle betrachtet worden, denen ſich die allgemeine Teilnahme zugewendet hätte, freilich auch ohne etwas zu helfen. Heutzutage bedeute eine Krankheit nichts als einen Fall, den die Medizin geſchäftsmäßig in die Hand nehme, um ihn zu erledigen, ſo wie es der Fall und die Medizin verlange, nicht wie es der wehleidige Patient und der noch wehleidigere Angehörige etwa wünſche. Zu bemitleiden gebe es dabei nichts, weil jeder Patient bei der glänzend entwickelten Wiſſenſchaft ſofort in die ideale Lage verſetzt werde und das ganz automatiſch, ohne wie früher von den religiös fanatiſierten Heilzauberern erſt nach ſeiner Schuld gefragt zu werden und dann nach ſeinem Glauben. Daß man heute auch ohne den

mindeſten Glauben des Patienten heilen könne, ja gegen ſeinen Willen, zum Beiſpiel bei todesſchuldigen Verbrechern, das bedeute den wahren Triumph der modernen Wiſſenſchaft.

Alle dieſe Ausführungen machte ſie in einem leicht überlegenen weltmänniſchen Ton, ohne ſich auf eine Miene oder auf Worte weiter einzulaſſen. Wenn es in Lindes Zimmer wieder warm war, ſo ſetzte ſie ſich hinein und ſchrieb Briefe oder las moderne Literatur. In der Folge geriet ſie auf die Idee, dem Mädchen vorzuleſen, damit es auch erfahre, was draußen gedacht und geſchrieben werde, zumal der Menſch nie empfänglicher ſei für neue und tiefe Eindrücke als in Krankheitsprioden. So hörte Linde von ihrer dünnen, ſingenden Stimme und ihrem unteilnehmenden Tonfall vorgetragen allerlei Novitäten oder auch Ausgrabungen, weltläufige Romankapitel, kultivierte Novellen, witzige Enthüllungen über den Wert von Moral und Religion, kaltherzige, ausgerechnete Scetches allerneuſter Prägung, mit einem Wort alle jene wichtigen Nichtigkeiten und „gerade jetzt fortgeſchrittenſten“ Wahrheits- und Kunſtleiſtungen, mit denen Weiber wie ſie und Männer, die ihnen glichen, die eigene Phantaſieloſigkeit unterhielten und den ſtets leeren Kropf füllten, um in der Geſellſchaft eines Winters den Inhalt als Bildung mit Anſehen zu leeren, indes die verworrene kleine Welt für noch fortgeſchrittenere Scetches und noch mutigere Enthüllungen unermüdlich tätig blieb.

Die Sachen waren dem einfachen Gefühl und dem geraden Sinn des Mädchens unendlich verwirrend und quälend, und ſchließlich taten dieſe Leſeſtunden ebenſoviel

zu Lindes fortdauernder Ermüdung und Entkräftung wie das Fieber, indem sie ihr neben dem körperlichen noch ein geistiges erzeugten. Diese künstlerisch und wissenschaftlich maskierten Frivolitäten, Lügenhaftigkeiten und Verstandeslaster wirkten so ernüchternd und niederschmetternd auf ihren Glauben an die Güte und den Edelmut aller Menschen und auf ihre kindliche Vorstellung von der Steigerung der Tugend mit dem Bildungsgrad, daß sie sich vor Ratlosigkeit nicht zu helfen wußte und sich zum Sterben verödet und verwüstet der Gegend zuwarf, in der sie sonst ihren Gott fand, um dort dieselbe Öde und Wüste zu finden. Liebe, Freundschaft, Vertrauen, Frömmigkeit, Glauben, Achtung vor dem Menschen, Hingebung ans Vaterland, Ehrfurcht vor dem Unaussprechlichen: das waren ihr alles Sicherheiten des Lebens, von Gott aus seinem unendlichen Sein den Menschen für ihr zeitliches verliehen als wirksames Abbild seiner höchsten Wesenhaftigkeit und seiner höchsten Weisheit, Sinn von seinem Sinn, Tatsache von seinen Tatsachen, Wahrheit von seiner Wahrheit. So lebte in ihr dieselbe einfache und gläubige Weltstimmung, die sie in der Art deutscher Männer mit Andacht verehrte, und die ihr auch überall als die Art des Volkes entgegentrat, wo das Volk sich selbst darstellte. Dagegen die schadenfrohe Unterstreichung der menschlichen Not und Armut, die spitzfindig-schlaue Auslegung der göttlichen Gebote anstatt der würdigen Unterordnung unter sie, alle überklugen Wenn und kränklich unreifen Aber und die eitle Hervorkehrung der eigenen Entartung und Häßlichkeit waren Züge am Menschen, die sie nicht einmal begriff; sie erfüllten sie nur mit einem

leidenden Grauen vor der geſpenſtiſchen Unweſentlichkeit eines ſolchen Treibens, und mit einem Mitleid, das ſtark mit Abwehr verſetzt war.

Aber mehr noch als die vorgetragenen Sachen ſelber fürchtete Linde bald den ſelbſtgerechten, wohlbelehrten Tonfall der Vorleſenden und die banalen und dürren Nutzanwendungen, die ſie nachher aus dem Geleſenen zog. Die bizarren oder leeren Figuren der literariſchen Phantaſie gingen in ihre Fieberträume ein und trieben dort ihren peinigenden Spuk ſelbſtändig handelnd fort, aber die traurigen Behauptungen der Tante über Gott und Welt verdichteten ſich ebendort zu einer grauenhaften Geſtalt der Verwandten, die ſie nun auch in deren Abweſenheit als ihre Stellvertreterin weiter verfolgte. Durch viele Stunden der Nacht und des Tages vermochte ſie ſich aus dem niederziehenden Geſtrüpp des Fiebers nicht loszuwinden, eilig und angſtvoll immer beſtrebt, der unvermeidlichen Geſtalt zu entfliehen, und ſtets von neuen Phraſen oder Romanfiguren aufgehalten und von ſchamloſen Handlungen in eine andere Richtung geſchreckt, wo ſie die gleichen Hinderniſſe und nur durch andere Laſter einen Ausweg vorgeſpiegelt fand, ſtets unentrinnbar die Stimme oder Erſcheinung hinter ſich. Die fieberfreien Zeiten lag ſie dann müde und abgehetzt und ſehr blaß zwiſchen ihren Kiſſen mit der flehenden Bitte in den Augen, ſie allein zu laſſen und ihr Ruhe und Erholung zu gönnen. Aber wenn eben ihre Gedanken ſich leiſe auf die eigenen Wege davonheben wollten, wo auf den Wieſen links und rechts ihr Glaube herzlich blühte und ſie hoffen konnte, dem Sinn ihres Lebens zu begeg-

nen, erklang wieder der Unſinn und begann der aufgeklärte Aberglaube ſeinen Tanz um ſie. Manchmal traf alles im gleichen Augenblick und an demſelben Ort zuſammen, der Widerſinn der gehörten und der gehäufte Unſinn der gleichzeitig geträumten Phraſen, die Ereigniſſe der Lektüre und die fiebrige Überſetzung in die Wahnvorſtellung, die unerbittliche Stimme der Vorleſerin und die eintönigen Androhungen der Verfolgerin, und über allem marterte ſie geſteigert die hoffnungsloſe Haſt, ſich aus dem Fieber und dem vernichtenden Doppelzuſtand zu befreien.

Eine ſolche auf Bildung zielende Unternehmung der Tante fiel auf einen der ſpäteren Februarnachmittage. Die Tante hatte ſich bereits Licht angeſteckt. Sie ſaß in einiger Helligkeit beim Fenſter am Tiſch, während Linde mehr im Hintergrund im Halbdunkel lag. Nach einer kurzen Winterzeit herrſchte wieder der Föhn in der Luft. Es regnete in den friſchen Schnee hinein, und laue und kalte Windſtrömungen erregten eine ſolche atmoſphäriſche Spannung, daß auch die Geſunden eine ſchwer erträgliche Unruhe befiel, geſchweige die Kranken. Obwohl Linde von der grauſchwarzen Wand aus Dunſt und Strichregen, die im Süden und Weſten beinahe unverrückbar ſtand, nichts ſah, fühlte ſie ſie doch, und unter der erregenden Einwirkung des Föhns ſah ſie in ihrem ſchwachen Zwielicht außerordentlich leidend aus. Ihre Augen glänzten fieberig und ſozuſagen transparent. Ihre Haut ſchien durchſichtig, und in den von Natur freundlichen Ausdruck ihrer ſtillen Züge hatte ſich längſt eine tiefe Melancholie eingeniſtet. Ihre Hände taſteten unruhig

auf der Bettdecke hin und her. Ihr Mund ſtand wie nach Kühlung verlangend offen, und ſie litt an Durſt. Doch hatte ſie es immer noch nicht dazu gebracht, daß ihre Krankheit außer Brigitt von jemand im Haus ernſt genommen wurde.

Die Tante las aus einem ganz auf verſtandesmäßiger Nervenſpannung aufgebauten allerneueſten Roman, deſſen Figuren ſchon an ſich wie Ausbrütungen eines fiebernden Hirnes wirkten, und deſſen Vorgänge unheimlich und wühlend aus kranken Gründen aufbrachen, um ebenſolchen zuzutaumeln, während ein ſchmerzlich überwacher Geiſt gloſſierend über dem Ganzen ſchwebte wie eine unfaßliche Läſterung des Lebens und Gottes. Ab und zu prellte ein Regenſchauer an die Fenſter. Der Föhn heulte und wimmerte um alle feſtſtehenden Körper und rüttelte an den beweglichen.

„Biſt du nun dem Gedanken des Autors gefolgt?“ fragte die Tante, als ſie endlich das Buch ſinken ließ. „Haſt du begriffen, was er will?“

„Ja, ja!“ ſagte Linde haſtig, während ſie in der Phantaſie über treibende Eisſchollen ſprang, hinter ſich die furchtbare Geſtalt, vor ſich in Kähnen maskierte Figuren von übler Bedeutung, die nach ihr griffen, und jeden Augenblick von einer Eisſcholle ins Waſſer abgleitend, ſtürzend, ſich wieder aufraffend und von neuem ſtürzend. „Ich weiß! Man ſoll nicht mehr ſo alles glauben, weil — weil ja doch alles anders iſt —“

„Auch das,“ gab nachſichtig lächelnd die Sprecherin am Fenſter zu; die geäußerte Erkenntnis hatte den Inhalt ihrer geſtrigen Belehrung gebildet. „Obwohl diesmal von

etwas anderm die Rede war. Du haſt wieder nicht aufgepaßt. Wenn man ſo viel Mühe an deine Bildung wendet, ſo ſollteſt du dich ein bißchen anſtrengen. Du kannſt nicht wiſſen, ob das bequeme Leben hier immer dauern wird, und mancher hat einen Halt verloren, auf den er ſich bereits verlaſſen zu können glaubte. Freundſchaft geht nach der Nützlichkeit, und die hat ihre Phaſen wie alles. Und die Liebe iſt nichts als ein ſinnlicher Reiz aus körperlichem Wohlgefallen. Entferne den Liebenden, und er hört nach einiger Zeit auf zu lieben, weil ihm andere mehr einleuchten, die jetzt um ihn ſind. Oder es kann auch ſein, daß ein glänzenderer Gegenſtand in der Ferne ſeine Augen auf ſich zieht. Wovon willſt du leben, wenn der Dechant aus der katholiſchen Kirche austritt und nur ſeiner Kunſtliebhaberei nachgeht? Auf deine Frömmigkeit werden dir die Leute nichts halten, wenn du mit leeren Händen zu ihnen kommſt. Jeder will nehmen, keiner geben. Für dich wäre es am beſten, du gingſt in ein Kloſter. Auch das iſt ja ein Schwindel, wie das ganze römiſche Räderwerk. Eine verkriecht ſich mit ihren unreinen Gedanken, ihrer Faulheit oder Schlechtigkeit und iſt nun eine Braut Chriſti. Aber wenigſtens hat ſie zu eſſen und ein Dach überm Kopf. Du glaubſt, Gott herrſcht in der Welt, aber die Gemeinheit herrſcht; die Natur verlangt ihre Rechte. Das iſt der Grund, warum die Dichter Poeſie machen. Zum Beiſpiel dieſer da verdient ein Vermögen mit ſeinem Buch, weil es über der Wirklichkeit ſchwebt und die Gemeinheit in poetiſches Grauen auflöſt. Dichter haben die Wolluſt des Schmerzes. Jeder hat ſeine Wolluſt. Junge Mädchen haben die Wolluſt der

Heuchelei, ſolange ſie keine andere haben können. Es wird immer gut ſein, den Dingen ins Geſicht zu ſehen. Ich hoffe, daß du jetzt begriffen haſt?"

Linde warf ſich erregt herum, weil eine Hand aus dem Kahn nach ihr griff, und eine viehiſche Stimme ſchrie: „Wir wollen das Nönnchen hereinholen, damit man ihm einmal ins Geſicht ſehen kann. Höchſtens gibt es eine Wolluſt des Schmerzes, oder auch eine andere." Dann hörte ſie die Tante fragen: „Ich hoffe, daß du jetzt begriffen haſt?" und ſie ſtrengte ihren ſchmerzenden Kopf furchtbar an, um ſich zu erinnern, während die Fiebergeſtalt hinter ihr drohte: „Die Natur verlangt ihre Rechte. Die Linke verlangt ſie auch." Gerade daß ſie die Linke auch verlangte, war die entſetzlichſte Drohung, ſie begriff ſehr wohl, daß ſie dann vollkommen verloren war, und lief, was ſie konnte, um zwiſchen der Geſtalt und den Kähnen durchzukommen. Darauf erinnerte ſie ſich, daß ſie etwas antworten ſollte, und nahm ſich wieder zuſammen, obwohl ſie an allen Gliedern zitterte. „Damit die Poeſie nicht in der Welt ausſtirbt!" ſagte ſie endlich gehetzt. „Und damit die Gemeinheit ſich in poetiſches Grauen auflöſt." Aber eben brach ſie wieder zwiſchen die Schollen ein, und wenn nicht ein Menſch mit einem Bocksgeſicht ſie feſtgehalten hätte, ſo wäre ſie unter den Kahn geraten. Sie lächelte ihm dankbar zu, erſchüttert vor der natürlichen wenn auch rohen Güte, die ſich in ſeinen Zügen ausdrückte, aber zugleich entſetzt von ſeiner tieriſchen Begehrlichkeit. Wimmernd riß ſie ſich aufs neue los, um die Jagd fortzuſetzen. Jemand legte ihr die Hand auf den Mund und zog ſie rückwärts. Die Stimme hinter ihr

ſagte mit ſchauerlicher Bedeutung: „Die Dirnen ſind gegenwärtig ſehr rar; ſie haben die Schamloſigkeit, ſich zu verbergen.“ Der Ausſpruch ſtand in Zuſammenhang mit irgend einer ſchlimmen Schuld, die auf Lindes Gewiſſen laſtete und von der die Verfolgerin wußte. „Ja, ja, es wird noch eine Revolution geben!“ rief Linde aus, indem ſie ſich die Hand entwand und ſich nach Atem ringend im Bett aufrichtete. Noch im Verhallen hörte ſie, was in Wirklichkeit geſprochen worden war.

„Nur die Dirnen ſind wahr. Die Schamloſigkeit hat nichts zu verbergen. — Revolution wird es ſchon nicht geben, mein Kind,“ fuhr dann die lehrhafte Stimme fort. „Dafür ſind die Menſchen bereits zu ſehr ans Wohlleben gewöhnt. An die Wahrheit ſind ſie weniger gewöhnt. Die Wahrheit iſt ja immer mehr für die andern. Du machſt auch keinen übertriebenen Gebrauch von ihr. Ich glaube zum Beiſpiel nicht, daß du dein Geheimnis gebeichtet haſt, obwohl es nach eurer Auffaſſung eine Sünde darſtellt. Nicht als ob der Onkel mir etwas davon geſagt hätte, aber man hört doch ſo, was er von dir weiß, und was er nicht weiß. Schließlich zeigſt du uns einen Zuſtand, in dem man ſich ſonſt Rechenſchaft über gewiſſe ſogenannte letzte Dinge gibt. Obwohl ich glaube, daß du reichlich ſpielſt.“

Linde hatte ſich ermüdet in ihre Kiſſen fallen laſſen, um ſofort wieder in ihren marternden Doppelzuſtand zu verſinken. Sie hörte, wie die Stimme der Tante von ihren Geheimniſſen und von der Beichte ſprach, und obwohl ſie lange nicht alles begriff, quälte es ſie doch unendlich. Gleichzeitig rief die Verfolgerin hinter ihr: „Mit dir iſt's Matthäi am letzten. Mache deine Rechnung.

Übermäßig ſchlau biſt du ja nicht, ſo wirſt du wohl drauf-gehen in deinen jungen Jahren.“ Nach Erbarmen ſuchend ſah ſie ſich zwiſchen den Kähnen um, ob ſie nicht unter den fratzenhaften Inſaſſen ein menſchliches Geſicht erblickte. Plötzlich bemerkte ſie ihren Liebſten, der mit einer Katze auf dem Schoß lächelnd daſaß und ſich eine Zigarette anzündete. Als er ſah, daß ſie nach ihm blickte, bog er ſich zur Seite und verſteckte ſich hinter einem Menſchen, der ausſah wie ein Leichenbegleiter. Zwar ging der auf ihre Bitte weg, aber nun verkroch er ſich hinter den Mann, der ihnen damals die Äpfel geſchenkt hatte. Wie auch der zur Seite trat, war Heinz überhaupt verſchwunden. „Suche ihn nur,“ lachte die Geſtalt hinter ihr. „Der ſitzt bei mir zu Hauſe am Tiſch und ſortiert goldne Ringe!“ Indem kam ſie wieder zu ſich und hörte eben noch die letzten Worte mit einem dumpf dröhnenden Geräuſch gegen die Wände ihres Zimmers ſchlagen. „Es donnert ja!“ rief ſie halb erſtickt und warf ſich mit er-ſchreckten Augen nach der Tante herum, wie um ihre Meinung darüber zu hören. Wirklich zog ein Gewitter über die verſchneite Landſchaft herauf; der ferne Donner war die erſte Ankündigung geweſen. Die Klingſe lächelte wieder.

„Ich habe keine Urſache, mich davor zu fürchten,“ ſagte ſie gleichgültig. „Da ich mit Gott weiter nicht ſtehe, ſo iſt es mir ganz unintereſſant, ob es donnert oder nicht. Du ſollteſt verſuchen, dich auch zu dieſer Unabhängigkeit durchzuarbeiten. Wir würden uns viel beſſer verſtändigen können, wenn du etwas von deinem Aberglauben ab-gäbeſt. Was haſt du nun von allen überſinnlichen Vor-

ſtellungen? So, wie du's jetzt treibſt, richteſt du dich zugrund und bringſt dich obendrein immer mehr in ein falſches Licht. Sieh mal, früher als Kind, da warſt du mir nur manchmal unangenehm. Inzwiſchen haſt du's verſtanden, mir beſchwerlich zu werden. Ich muß mich oft dagegen wehren, in dir das läſtigſte und widerſtrebendſte Geſchöpf zu erblicken, das ich mir denken kann, und eine ſolche Beobachtung an ſich ſelber macht kein reifer Menſch zu ſeinem Vergnügen. Du kannſt dir denken, daß niemand einen Geſchmack daran findet, dich zu bekämpfen, aber man wird ſich ebenſo ungern von einem ſubalternen jungen Weſen ins Unrecht ſetzen laſſen. Auch das öffentliche Leben wird ſich nicht von dir ins Unrecht ſetzen laſſen; es wird aber in ſeinen Antworten bedeutend grauſamer ſein als wir. Nun, du wirſt nach dieſer Krankheit in keinem Fall auf den alten Punkt zurückkehren. Ich möchte dir nur noch ſagen, daß ich dir ebenſo gern zu deinem Fortkommen in der Welt behilflich ſein werde, wenn du etwa Wert darauf legſt. — Es gibt ein richtiges Gewitter. Wie verrückt! In dieſer Jahreszeit! Das Donnern iſt nicht nach meinem Geſchmack; ich pflege dabei ſtets Muſik zu machen. Brauchſt du noch etwas? Du kannſt ja klingeln. Ich gehe jetzt nach unten."

Unter den letzten Worten hatte ſie ſich bereits erhoben. Nun verließ ſie das Zimmer, indem ſie die Tiſchlampe löſchte, etwas atmoſphäriſch beunruhigt aber ſonſt in ihrem gewohnten kühlen und unverbindlichen Ausſehen. Linde hörte unter aller Fiebernot aus dem Nachhall des Donners eine Stimme, merkwürdigerweiſe die des Dechanten, die ſagte: „Sie redet doch wie gedruckt!" Das

Wort ſtammte aus einer Zeit, in der er ſich noch zu ſeiner Nichte über die großſtädtiſche Verwandte ausgelaſſen hatte, und es traf den Nagel auf den Kopf, denn unter allen geäußerten Weisheiten war kaum eine laut geworden, die nicht aus einem Buch oder einer Zeitſchrift gezogen war. Ihre ganze Bildung und ihr Bewußtſein als modern fortgeſchrittener Menſch war Niederſchlag aus Büchern und Zeitſchriften. Sogar die Meinung, daß Linde ihren Lebenskonflikt durch die Entſcheidung Welt oder Kloſter löſen müſſe, hatte ſie aus einer neuerlichen Lektüre. Sie trieb damit das bekannte Spiel der Kinder, die gummierte Bildchen in ihre Hefte abziehen und ſich einbilden, daß ſie große Künſtler ſeien. Ihrerſeits hielt ſie ſich für eine große Lebenskünſtlerin.

Nun lag da Linde unter dem leiſen Schüttern des Donners und dem Schein der Blitze, der vom Schnee bleich zurückgeworfen wurde, und wunderte ſich über den menſchlichen Zuſpruch ihrer Feindin und darüber, daß ſie auf einmal ins Kloſter ſollte. Sie ſetzte ſich wieder im Bett aufrecht, um ſich leichter den Delirien des Fiebers zu entwinden. Die Donnerſchläge hatten einen dumpfen, erſtickten Klang, und bald nahmen auch die Blitze ein ſolches Licht an, weil es während des Gewitters zu ſchneien begann. Gleichzeitig drang die Dunkelheit der Dämmerung zu, und alles in allem erlebten die Menſchen eine ſo ſeltſame und erregende Abendſtunde, daß ſie an tauſend Dinge und Nichtdinge dachten, die ihnen ſonſt ſelten einfielen, und wenn es einem Mann, etwa dem Dechanten, möglich geweſen wäre, das Unfaßbare in der Atmoſphäre und in den Seelen zu faſſen, ſo hätte er

eine heilig betroffene Frömmigkeit geſtaltet, wie ſie ſeit den erſten Tagen des Chriſtentums alle hundert Jahre einmal eine Gemeinde ergriff. Aber er war jetzt nicht der erweckte Mann, der dazu eine Berufung in ſich finden konnte, und die heilſame Stunde fand nur Verwunderung und etwas abergläubiſche Furcht.

Linde ſaß und horchte lange auf den überirdiſchen Gang dieſes Gewitters, und erblühte in jedem Blitz als eine Lilie der ſcheueſten Andacht. Ihr Kopf freilich war ihr ſo ſchwer, daß ſie ihn mit Mühe aufrecht hielt, und er ihr doch immer wieder vor die Bruſt oder auf die Schulter ſank. Aber dieſe frühe Jahrespredigt Gottes erſchreckte ſie nicht etwa. Abgeſehen davon, daß Linde nach wenig in dieſer Zeit ſo lechzte wie nach Einſamkeit, um ihre innere Verſtörtheit wieder zu ſammeln und ihre beſtürzte Welt in der Stille neu zu ſchaffen, ſo war ſie nichts oder beinahe nichts mehr von der kleinen ſpinöſen Heiligen, als die ihre Tante ſie immer noch betrachtete. Die Stimme Gottes war ihr willkommen in ihrem reinen und großartigen Naturlaut, der die Bruſt erſchütterte und die innere Anſchauung von der Bedrücktheit befreite. Dazwiſchen überfiel ſie zwar immer wieder eine Fieberphantaſie, der ein Schwindel folgte oder eine halbe Bewußtloſigkeit; dann fand ſie ſich erwachend auf dem Kiſſen liegen, aber zu ihrer Befriedigung hielt das Gewitter an, und die Zuſtände konnten alſo nicht lange gedauert haben. Im nächſten Augenblick raffte ſie ſich wieder auf, und für eine Minute oder zwei ſank das dumpfe und quälende Fiebergrauen unter ſie und ſtieg ihr Geiſt blaß und müde aber mit liebender Rein-

heit einſam aus dem Abgrund auf, um die Quelle aller Not ihres Leibes und der Seele zu ſuchen und das Geſtirn, aus dem ihr ſolche bittere Traurigkeit aufs Herz tropfte. Sie fand den Quell in dem untröſtlichen Brief ihres einſtigen Geliebten, den ſie ſchon mit ſo vielen heimlichen Tränen beweint hatte, und das Geſtirn erſchien ihr nun zum erſtenmal ganz klar aus dem Nebel ihrer Verwirrung heraustretend als der Gedanke an den Tod, geweckt von den Worten der Tante und in enger Verbindung mit allem, was auf der Erde ſüß iſt und zum Bleiben lockt, was ſie kaum beſeſſen ſchon verloren hatte und doch mit allen Kräften ihres ſehnſüchtigen Herzens zurück wünſchte.

Weit davon entfernt, ſterben zu wollen, weil der Geliebte ſich von ihr entfernt hatte, wußte ſie von keinem andern Trieb, als ein neues Leben, das ſie durch ihn entdeckt hatte, fortzuſetzen ſchon deshalb, weil nur der Lebende von Hoffnung weiß. Das Fieber war ihre ganze Not, und ohne dieſe neue Krankheit, ſo dachte ſie, ſtände ſie auf einem ganz andern Fleck und wäre der vorübergehenden Beſtürzung viel raſcher Herr geworden. Sie mußte ſiegreich hindurch und wieder geſund werden und zwar bald, um die zerriſſenen Fäden friſch aufzunehmen, um den Raum zwiſchen ihm und ihr nicht zerfallen zu laſſen und die Zeit, die ſtehenbleibend verdorren wollte, durch die ſelbſtloſe Entfaltung ihrer Seele zum Weiterblühen zu zwingen. Darin lag der Sinn ihrer heldenhaften Gegenwehr, wie jetzt der Panik, die mit jeder Minute oder halben Minute mehr Gewalt über ihr junges Herz bekam. Denn nun vielleicht ſterben zu müſſen, den Atem auszuhauchen, tot zu ſein,

und im Grab fern von allem Leben zu zerfallen: dieſe Vorſtellung traf ſie ſo furchtbar, daß ſie im erſten jähen Schreck bis in die Herzkammer erkaltete und ihr auf einen Moment der ganze weite Weltlauf ſtehen blieb. Im nächſten ſchrie ihr Herz leidenſchaftlich auf, und warf ſich ihre verängſtigte Seele ungeſtüm Freiheit fordernd gegen ihr Gefängnis, den armen Leib, ohne zu bedenken, daß dieſe Freiheit ja eben ihre Auflöſung bedeutete. Als ſie's bei einem Blitzſtrahl einſah, erkannte ſie auch die furchtbare Verlaſſenheit alles Fleiſches unterm Schweigen Gottes, und jetzt war es das tief verletzte Leibesgefühl, das aufbrandend vom erſchütterten Geiſt Zuſicherungen verlangte, die er nicht zu geben hatte. Und plötzlich wurde ihr klar, daß ſie in jedem Fall verloren war, eben weil ſie lebte, durch die Tatſache ihrer Geburt unweigerlich eingeſtellt in den Kreislauf der Vergänglichkeit und der Verweſung.

Nun fiel doch unter dem bleich zuckenden Gewitterſchein und dem Rollen des Donners die Einſamkeit in das Leben der Kranken ein. Das vom Schneefall wie von unhörbarem Schluchzen erfüllte Gefangenenlicht der Dämmerung löſte ihren ganzen ſittlichen Beſitz auf und vernichtete die plötzlich gegenſtandlos gewordene Selbſtachtung, womit ſie jedem Grauen und jedem wilden Urgefühl ausgeliefert war. Achzend und mit einem vergeblichen Verſuch, um Hilfe zu klingeln, weil ein Reſt von Scham ſie daran verhinderte, die Tante zu dieſer Niederlage herbeizurufen, warf ſie ſich wieder hin, und mit verhülltem Geſicht und Gehör, am ganzen Leib zitternd, erlitt ſie das Weh dieſer Stunde zu Ende, indeſſen die

Figuren des Fiebers ſich wieder fratzenhaft über ſie machten und die Geſtalt hinter ihr, mit einem goldenen Armband wie mit höchſter Gewalt angetan, die Hand hob und laut durch den Raum rief: „Da iſt ſie jetzt! Sie hat Gott verlaſſen, darum verließ ſie der Soldat.“ Zu gleicher Zeit ging fern am Horizont Chriſtus vorbei mit dem heiligen Kreuz auf der Schulter, das er nun nach einer andern Weltgegend trug, ohne einen Blick auf ihre Not zu wenden. Mit vielfach erhöhter Angſt nahm ſie ihre zielloſe Flucht über die treibenden Schollen von neuem auf, bis endlich ein erlöſender Blutſturz der ganzen Grauſamkeit ein Ende machte und ſie bewußtlos unter den letzten zuckenden Scheinen des abziehenden Gewitters liegen ließ.

Inzwiſchen kam die Magd von einem Ausgang nach Hauſe, völlig verſchneit und von dem Naturereignis wie alle Welt erregt, und ſah von der Straße aus Lindes Fenſter dunkel. „Als ob ein Totes dahinter läge!“ dachte ſie erſchreckt, und dann zornig: „Bei einem ſolchen Wetter laſſen ſie ſie allein liegen!“ Haſtig trat ſie ins Haus, ſtellte ſchnell ihren Korb weg — den Schnee hatte ſie ſchon draußen abgeſchüttelt — und ſtieg raſch die Treppe nach Lindes Kammer hinauf. Nachdem ſie an der Tür einen Augenblick gehorcht hatte, drückte ſie ſachte die Klinke herab, öffnete etwas und fragte dann mit ganz zarter Stimme: „Kindchen, ſchläfſt du?“ Da ſie keine Antwort hörte und auch keine Atemzüge vernahm, trat ſie auf den Zehenſpitzen ein und ſchlich zum Bett vor. Gleichzeitig fuhr ziemlich in der Nähe wie ein Nachzügler ein letzter Blitzſtrahl herab und übergoß den blutigen

Schauplatz und die bleiche Kranke, die in einem Verſuch, ſich aufzurichten, nach vorn ſeitlich auf den Bettrand geſunken war, mit beinahe taghellem Licht. Mit einem Blick überſah Brigitt alles, die leblos überhängende Hand, die bläulichen Bläſſen des Geſichts, den herabgeſunkenen Unterkiefer, die tief eingefallenen geſchloſſenen Augen. Ohne Zeit mit Wehklagen zu verlieren, lief ſie eilig, noch unterm Nachrollen des Donners, um zunächſt den Dechanten aufzujagen, denn nach ihrer Meinung lag Linde im Sterben. Er folgte ihr betroffen und konnte am Ort nach ſeiner Erfahrung mit Sterbenden auch nichts anderes ſagen. Brigitt hatte das elektriſche Licht angedreht, das den ganzen untröſtlichen Zuſtand mit übermäßiger Deutlichkeit zeigte. Noch war Atem in dem Körper, doch wollte ſich das Bewußtſein trotz einiger raſch verſuchten Mittel ungern wieder einſtellen; als es endlich doch zurückkehrte, ſchien es nur noch ein ſehr dürftiges Flämmchen. Da entſchloß ſich der Dechant zur letzten Ölung, und indem er die Kranke der Magd überließ, entfernte er ſich ſchnell und beſtürzt, um alles Nötige zu veranlaſſen.

Unter dem hohen Ernſt des Augenblicks eilig dahinſchreitend, ſuchte ſich der Dechant nach ſo langer Zeit zum erſtenmal wieder die Lage des jungen Mädchens zu vergegenwärtigen, dem er durch vielleicht ſehr ſchwere Wochen ſeine Großmut und die Kräfte ſeiner väterlichen Liebe entzogen hatte. Mit der Klarheit des Blitzes und der Eindrucksfähigkeit des Donners erkannte er urplötzlich in anklagender Deutlichkeit, was er bisher immer als dumpf beunruhigendes Gefühl verdroſſen beiſeite geſchoben hatte: die weite, troſtloſe Einſamkeit, die

Linde in dieſem Haus und in dieſer Geſellſchaft erduldet haben mußte, und vielleicht ein nie wieder gut zu machendes Unrecht, das ſie ſtill und beſcheiden bis in dieſe Minute ertrug. Zwar im nächſten Moment wurde das natürliche Empfinden ſchon wieder heftig beſtritten von ſeiner verletzten männlichen und prieſterlichen Eitelkeit und von den Schuldbeweiſen, die ſich in ſeiner Vorſtellung gegen Linde nachgerade zu einem feſten Syſtem von Tatſachen aufgebaut hatten, aber nun forderte ihn die Pflicht, und ſchon trat er bei dem Küſter ein, um Geläut und Geleit zu befehlen. Indem er darauf die widerſpruchsvolle und gar nicht göttlich gefaßte Bruſt mit den ſymboliſchen Gewändern bedeckte, wandelte ihn wieder als ein tiefer Verdruß die Unentſchiedenheit ſeines geiſtlichen Zuſtandes an, und ganz ſeltſam überkam ihn eine Sehnſucht nach Lindes einfacher Gottes- und Lebensfrömmigkeit. Indeſſen ſah er, daß auch dies nur ein Symbol ſei, daß die Wahrheit viel tiefer und ſchwieriger liege, und rüſtete er ſich ebenſo ratlos als eigenſinnig, mit der Sterbenden die letzte Unterhaltung zu führen, denn angeſichts des Todes und der letzten Dinge mußten ſich nach ſeiner Meinung die geheimſten Türen auftun.

Der Küſter ſchwatzte vieles über das Gewitter und wo es eingeſchlagen habe, welche alten Leute ſich an ähnliche Anormalitäten erinnerten, und daß es einen Nachwinter bedeute; er hörte nur mit halbem Ohr. Als dann die Glocke vom Turm erklang und er mit dem Allerheiligſten den Gang antrat, war er immer noch nicht im höchſten Weſen gefaßt aber doch in den Gewalten und Bedeutungen, mit denen ihn die Kirche

verſehen hatte und die von ſeiner perſönlichen Würdigkeit oder Unwürdigkeit nicht beeinflußt werden konnten. Sie waren mehr als das Menſchliche, das ihnen als Träger diente; aber ſie waren niemals mehr als die lebendige Seele des Prieſters, wenn ſie ihnen in Gott geweckt ein perſönliches und geheimnisvolles Leben verlieh. Inzwiſchen kämpfte ſein eigenes abſeits, und ſo näherte ſich durch den leiſe nachhaltenden Schneefall einem einſamen kranken Mädchen ein einſames Allerheiligſtes. Auch das Glöckchen in der Hand des Begleiters tönte mit einem verirrten und verlaſſenen Klang über den Domplatz, auf den mit wenigen erleuchteten Fenſtern die Bürgerhäuſer und hoch im Schneetreiben dunkelnd die alten, ſtrengen Türme herabſahen. Doch indem er dann in ſein Haus trat und die Treppe hinanſtieg, verſank ihm auch die letzte Selbſtheit, denn bereits kam ihm mit ſchwereren Drohungen aus Lindes Zimmer die fremde Atmoſphäre des Todes entgegen, jenes beſondere weite Schweigen, das jeden Zweifel eiſig durchdringt und Kaiſer iſt, wo es auftritt.

Er kannte dieſe Atmoſphäre von vielen hundert Sterbegängen, doch war es das erſtemal, daß er einem ſo nahen Anverwandten beim Austritt aus der Welt helfen ſollte — ſein Vater war ſehr früh und ſeine Mutter überraſchend in der Ferne ohne ihn geſtorben —, und um ſein Herz ſchwoll eine Bangigkeit auf, wie er ſie bisher noch nie empfunden hatte. Der Klang ſeiner Schritte droben auf der Diele und der Ton des Glöckchens erſchienen ihm wie Todesurteile für die Kranke, und der Duft des Weihrauchs, den die Zugluft in blaſſen

Streifen durch den Korridor wehte, legte ſich ihm ſchwer und ahnungsvoll auf die Seele. Als er die ſtille, dunkle Tür erblickte, hinter der er das junge Leben mit dem Tod ringen wußte, ſchien es ihm auf einen Moment ganz unmöglich, in dieſer Bedeutung und mit dieſem Auftrag durch ſie einzutreten. Indeſſen erklang das Glöckchen des Begleiters wieder, und ſie öffnete ſich ſo bereitwillig und demütig vor ihm, daß er abermals erſchrak und er die alte Perſon, die ehrfürchtig daneben in die Knie ſank, ſekundenlang beſtürzt anſah.

Mit dem nächſten Blick fiel ihm das traurige Bild der jungen Kranken in die Augen, die im blütenweiß bezogenen Bett ſehr blaß dalag und eben mit einer überraſchten Bewegung das Geſicht nach ihm wandte. Sie ſchien voll bei Bewußtſein und ſogar wieder Herrin ihrer Glieder, denn beinahe zugleich richtete ſie ſich haſtig in die Höhe, um mit einer aufgeſtützten Hand ſitzend ihm entgegenzuſehen; die andere taſtete blind und unbewußt und mit unruhigen Bewegungen an dem gekräuſelten Beſatz ihres Nachthemdes auf und ab, und in ihren Augen malte ſich das ganze furchtbare Grauen, das ihre Jugend vor dem nahenden Aufzug empfinden mußte. So erwartete ſie bis auf die irrende Hand vollkommen bewegungslos das Zeichen, deſſen Begleiterſcheinungen durch ihr Gehör, ihr Geſicht und bereits auch durch ihren Geruch erſchütternd auf ihre Seele einſtürmten, dieſelbe Seele, die ſich eben ſtill und dankbar zum Weiterleben aufgerafft hatte. Sie vergaß, ſich zu bekreuzigen, und alles erſchien ihr wie ein grandioſer, heiliger, aber vernichtender Traum, der ſie mit über-

legener Schnelligkeit gefangen nahm und ſie ganz in ſeine überirdiſche Stimmung ſchlug, indem er ihre weltliche zerſtörte. Von einem Lichtreiz getroffen, wandte ſie flüchtig die Augen zur Seite und bemerkte in dem Weihrauchnebel, der bereits das Zimmer zu erfüllen begann, brennende Kerzen. Noch einmal ſchimmerte ihr Stübchen mit allen vertrauten Gegenſtänden irdiſch auf; dann verblaßte es und verſank. Die kniende Geſtalt an der Tür erhob ſich ſchattenhaft und ſchwankte ſtill ſchluchzend hinaus, die Tür hinter ſich zuziehend, und während ſich Linde zitternd in ihr Kiſſen zurücklegte, verlor ſie auch ſich ſelber aus dem Gefühl, wuchs der fromm ſchauerliche Auftritt des Todes von allen Seiten rieſengroß neben ihr auf, mit den endgültigen Gebärden eines Domgewölbes über ihrem verſunkenen Leben zuſammenſchlagend.

Die Anſchauung eines hochgewölbten Domraumes hielt ihr Geiſt als einzig faßbaren Begriff lange feſt und ſuchte ihn zu betrachten und mit ſich ſelber in Beziehung zu bringen. Bekannt und zugleich beklemmend fremd ſchimmerten die Lichter, wallte und duftete der Weihrauch und ſchwebte die ſprechende Stimme des Dechanten in dem weiten Raum. Sie ſprach Worte und Rhythmen, die ihre Ohren noch nie vernommen hatten, in einem Klang, der ihren ertrinkenden Lebensfunken immer wieder kämpfend aufzucken machte. Ihr Kopf war ganz klar und fieberfrei, nur befangen und voll ungewohnter Erſcheinungen. Einmal hörte ſie das Sterbeglöckchen vom Turm klingen. Dann bellte irgendwo ein Hund und ſie dachte flüchtig an Bob.

Darauf herrſchte wieder nur die einſame, tiefe Stimme des Dechanten in dem umgebenden hohen Schweigen und der ergriffene Tonfall ſeiner Sterbebegrüßung. Linde hörte ihm zu wie durch Ewigkeiten, obwohl es bloß nach Minuten dauerte, treu und ſtill und in ſeiner neuerwachten väterlichen Innerlichkeit ſich heimlich von ihrer Panik ſammelnd. Die Stimme war voll Sorge, Liebe und Schmerz, und was Linde davon nicht ſofort klar zum Erlebnis zu bringen vermochte, das zog ihr doch hoffend in die verſtörten Herzkammern, wohin ſich ihr armes Erdengefühl erkaltet geflüchtet hatte, und bewirkte dort wieder einige geheime Regung. Indem begann auch ihr Blick ſchüchtern aus ſeinem Grab nach ſeinem Blick aufzuſteigen, glühte aber an dem allerheiligſten Zeichen geängſtigt auf und flüchtete ſich zu den frommen Lichtern, um auch von dort neuerſchreckt abzuirren und wieder in Grauen zu verſinken und im weiteren in eine Betäubung, die nahe an Bewußtloſigkeit grenzte, ſo voll dunkel drängender Vorſtellungen und dumpf dahintreibender Empfindungen ſie auch war.

Aber auch in dieſem Zuſtand verharrte ſie nicht lange. Sie erwachte wieder an der Stimme des Dechanten, die jetzt aus großer menſchlicher Nähe dringend ihr Gehör ſuchte, während ſie ſeine Hand auf ihrer fühlte und aufblickend ſich dicht unter ſeinen ernſt bewegten Augen fand. Eine Zeitlang ſah und hörte ſie nur, ohne zu verſtehen. Endlich begriff ſie, daß er von ihrem Leben und Tod und von ihrer unſterblichen Seele ſprach. Er gebrauchte zarte und doch zugleich mächtige Ausdrücke für das, was er fühlte und wollte, Ausdrücke,

wie ſie ſie von ihm lange nicht mehr vernommen hatte, und aus denen eine Anteilnahme an ihrem Daſein leuchtete, die ſie vollſtändig erloſchen glaubte. Dann ſchien er an Geſchehniſſe und Vorgänge zu erinnern, von denen ſie zuerſt das Gefühl hatte, daß ſie ein ganzes Leben zurück lägen und daß ſie ihr nie wieder ganz lebendig werden würden. Aber unverſehens wurden ſie's dennoch, und je näher er nun nach ihrem Geheimnis vorſtieß, deſto lebhafter kam ihr wieder in aller Schwäche zum Bewußtſein, daß es eins war. Und dann begann ihr zum erſtenmal ſeit der Erkenntnis vom Untergang ihres irdiſchen Seins die ſichere Überlegenheit ihres geiſtigen Beſitzes aufzugehen und des kühnen, unabhängigen Sinnes, in welchem ſie es unter allen Rückſchlägen weiter verwaltete. Daraus trat deutlich wie ein Erzengel eine gewiſſe ſcheue, heilige Feindſchaft gegen die rohe Unruhe der Welt hervor. Eine fromme Abneigung gegen die grobe Wirkung ihrer Organe warf ſie vollends in ſich ſelber zurück und gab ihr in großer Beſcheidenheit doch eine Stellung jener äußerlichen Welt gegenüber, die ſie für alle Vorſtöße, auch die des Dechanten, beinahe unerreichbar machten.

„Mein Kind! Mein Kind!“ ſchloß der Dechant ergriffen: „Der davon zieht, der leiſtet nicht das ſchwerſte Stück, ſondern das leichteſte, wenn er mit offenen Händen zieht. Bekenne und heilige deine Sünden; ſie ſind die Stufen, auf denen wir zur Unſeligkeit oder zur ewigen Seligkeit ſteigen. Laß keine Bettler und Gläubiger unbefriedigt hinter dir. Mache deinen Frieden mit Gott und uns, und dann fahre in des ganzen Himmels Wohl-

gefallen! Unſre Sehnſucht nach deiner Erleuchtung wird dich begleiten!"

Er ſchwieg, beinahe erſchöpft von der Kraftanſtrengung, die ihn in dieſem Fall die Ausübung ſeines Amtes koſtete und das ſtumme Ringen ſeiner fordernden Seele mit ihrer abwehrenden. Er ſah alt und eingefallen aus, und um ſeinen Mund prägten ſich ſehr tiefe Züge des Mannesleids aus. Seine Hand auf der ihren lag heiß und zitterte leiſe. Sein ganzes Leben ſtand in ſeinen Augen, aber da es von dem ihren abhängig war, ſo fand Linde es nicht königlich, wie es ſeiner Sendung entſprochen hätte, ſondern in große kämpfende Teile zerriſſen. Was ſie für ihn empfand, das war vor allem Mitleid, aber während ſie für ihn litt, ſtieg ihr auch alles Leiden auf, das er ihr geſchaffen hatte, und erſchüttert wenn auch mit ſchwacher Stimme und zitterndem Herzen brach ſie aus:

„Ich gehe mit ganz leeren Händen von euch. Ich habe euch nichts genommen. So laßt mich in Frieden gehen. Ich liebe euch. Ich ſegne euch. Ich werde vor Gottes Thron für euch beten! Habe ich denn nicht alles weggeſchenkt? Ich dachte es wiederzugewinnen, das iſt wahr. Ich werde es vielleicht im Himmel zurückbekommen. Gott muß zwiſchen uns allen richten."

Mit einem Schluchzen der Schwäche brach ſie ab, und auch der Dechant vermochte nicht gleich wieder zu ſprechen. Endlich ſagte er erſchüttert:

„Gott wird uns nicht allein richten, ſondern er wird jedes durch das andere richten. Mich durch dich und ſich ſelber durch uns. Seine Seligkeit wird mit der

unſern ſteigen und fallen. Haſt du alles weggegeben, ſo wirſt du alles wieder empfangen. Ich glaube dir, wenn auch dieſer Glaube mich zu deinem Schuldner macht. Gott helfe mir abzahlen; es iſt eine hohe Summe, wie ich fürchte. Aber warum haſt du nicht deine redliche Beichte durch die Kommunion beſtätigt? Heiliger Himmel, vor welchem Unrecht hätteſt du mich bewahren können!"

Über ihr blaſſes Geſicht ging ein zartes und himmliſch freundliches Lächeln. Sie wollte ſagen: „Kein Unrecht!" aber eine Herzſchwäche befiel ſie, und ſtatt deſſen ſagte ſie mit wegſinkendem Blick und dem vorletzten Funken der verlöſchenden Kraft:

„Ich — will kommunizieren!"

Er empfing die Willenserklärung wie ein Urteil, während die kühle Klarheit dieſer wenigen Worte ſich ihm augenblicklich mitteilte und zwar als eine Aufwallung des Schrecks, nicht als ein Gefühl der Befreiung. Seiner nicht wieder gutzumachenden Schuld tief und ſchmerzvoll bewußt, faßte er erneut nach ihrer erkaltenden Hand, und während er ſich in der weiten Welt hoffnungslos vereinſamen ſah, bat er mit rauher Stimme vor Leid und Reue:

„Wir ſind ſterbliche Menſchen und wiſſen nichts trotz aller Eitelkeit. Du biſt jetzt mehr als wir alle. Verzeih' uns, was wir dir angetan haben! Wir haben die chriſtliche Demut und die Liebe ganz vergeſſen, und ſo hat uns der Friede Gottes vergeſſen!"

Das vorige Lächeln kehrte noch einmal in ihr Geſicht zurück aber blaſſer und müder, um nach den erſten Worten gleich zu verlöſchen.

„Ich habe — nichts zu verzeihen!“ ſagte ſie kaum hörbar. „Verzeiht mir. Ich muß — ſterben. Gott ſei uns allen gnädig!“

Mit einem erſtickenden Laut der Klage verſtummte ſie. Darauf begann ſie zu beten, um nicht in ſeiner Kümmernis unterzugehen, und er eilte, ihr die letzte Wegzehrung zu reichen. Sie empfing ſeine Worte und Handlungen in hoher Schwäche, aber in voller Gegenwart des reiſefertigen Geiſtes, und während er aus der Finſternis ihrer Todesverſunkenheit den erſten Stern ihrer Ewigkeit ſchon aufglänzen ſah, gab er ihr den Leib des Herrn auf den Weg zur Herrlichkeit des Herrn mit. Heftig, ja herriſch gegen ſein Weinen ankämpfend ſchritt er zur letzten Ölung. Er bekreuzigte ſich und ſalbte ihr mit dem heiligen Chrisma Augen, Ohren, Naſe, Mund und Hände, jene Augen, die eine Zeitlang an der Wohlgeſtalt des Soldaten ſo freundliches Gefallen fanden, die Ohren, die einſt ſo innig beglückt ſeinen Liebesreden lauſchten, den Mund, der unter ſeinen Küſſen ſeine fromme Kühle in ebenſo frommes irdiſches Feuer wandelte, die Hände, die eine Nacht lang gläubig ſeine beſeligende Gegenwart hielten, und die Naſe, mit der ſie ſeine ſinnlichen Düfte und erſchauernd ihre eigenen atmete. So an Haupt und Händen entſündigt hieß er ſie ergriffen ziehen. Voller Liebe betete er, daß ſie mit ebenſo geheiligtem und reinem Herzen ſich von der trüben Anziehungskraft der Erde zu löſen vermöge, denn über ihr Herz, das fühlte er nach wie vor betroffen, beſaß er keine Macht mehr.

So hatte er alles in allem wohl einen Blick in den

dunklen Spiegel getan, aber ſeine Seele blieb unerleuchtet. So heimatlos wie zuvor, nur mit ſchwererer Schuld beladen, verließ er die Kranke. Die Kerzen brannten unruhig und trübe. Draußen kniete ſchluchzend die Magd. Das Glöckchen des Begleiters läutete ihm ſuchend voraus. Und noch lange lag auf ſeinem Weg hinter ihm der leere und erkaltete Duft des Weihrauchs.

Zweites Kapitel

Der Prediger Salomo. Der Verſucher tritt in neuer Geſtalt auf. Die Austreibung.

Noch während der Dechant das Haus verließ, trat die Tante aus der Tür des Salons und ſah den letzten Schein des Auftritts. Sie hatte das Glöckchen des Küſters für die Hausglocke gehalten und war aufgeſtanden, um nachzuſehen, warum die Magd nicht öffne. Zuerſt machte ſie eine Bewegung, als ob ſie dem Dechanten nachgehen wolle, dann ließ ſie es und wandte ſich mit leicht verzogenen Lippen dem Treppenhaus zu. Etwas raſcher als ſonſt ſtieg ſie die Stufen nach dem oberen Stockwerk hinauf, befremdet und widerwillig den Weihrauch atmend, der nun alle Räume des Hauſes erfüllte. Als ſie die Tür zu Lindes Zimmer öffnete, fand ſie die Magd darin. Brigitt wandte ſich ihr entgegen mit einer Miene und einem Blick, die ſie jetzt nicht zu mißachten wagte. In dieſem Moment war nichts mehr vom Dienſtboten an ihr, ſondern ihre Haltung zeigte die natürliche Größe und Unerbitt-

lichkeit des Menſchen, der gerade ein ungeheures Leid in der tiefſten Erſchütterung der Ehrfurcht erlebt. Die Klingſe ſtand eine Weile prüfend und erwägend nur in der Tür, kaum daß ſie einen Blick nach dem Bett zu tun vermochte, das von Weihrauchwolken wie von Engelſcharen umwallt war, und zog ſich dann zurück, mit vorgeſchobenem Kinn und bereits lebhaft denkend, und der erhobenen Naſe widerſprach durchaus der beunruhigte Blick und die ſcharfe Falte zwiſchen den dichten Augenbrauen.

Der Tante fehlte beinahe jede urſprüngliche Seelenwitterung, und auf dieſem Gebiet war ſie ganz hilflos. Aber es fehlte ihr nicht an einem gewiſſen Polizeiſcharfſinn, und was ſie nicht ſelber errechnete, das wandte ſie aus ihren literariſchen Gleichungen und aus ihrer wiſſenſchaftlichen Lektüre an. Die Liebe gehörte ihr im Grund zur Gattung der Gemütskrankheiten, wie auch Aufwallungen der Vaterlandsliebe und der Religioſität. Dieſe Liebespſychoſe der jungen Leute beurteilte ſie nun ſo, daß es für ſie, die Geſunde und Kühle, in den Augen des Liebenden nicht günſtig wirken konnte, wenn das Mädchen gerade jetzt in dieſer kritiſchen Wendung das Zeitliche ſegnete und in die Verklärung nicht des Himmels, aber in die des ſchmerzlich ergriffenen und aufgewühlten Liebenden einging. Von den „noch nicht durch Verſtand vernichteten unreifen Gefühlsabhängigkeiten“ des „trotz allem poetiſch veranlagten“ jungen Menſchen konnte ſie nur eine ſehnſuchtsvolle und leidenſchaftliche Schwenkung von ihr, der überlegenen Frau, weg dem entſchwindenden Schatten nach erwarten. Sie durfte

nicht hoffen, daß ſie noch die ſinnliche Überzeugungskraft und den Troſtreiz ausſtrahlen werde, um die moraliſche Verwicklung raſch in ihm zu beſiegen, ſo raſch, daß der Sieg ohne Überſetzung geradehin ihr zugut kam. Es lag nach keiner Richtung in ihrem Intereſſe und hatte nie darin gelegen, daß die Rivalin von der Erde verſchwand. In ihrem Intereſſe lag bloß die Erniedrigung und Entwertung des verehrten Bildes in der Betrachtung des Leutnants; während ſie aber ihr Verfahren der letzten Zeit überprüfte, fand ſie, daß ſie dieſer Erkenntnis lange nicht ſo aufmerkſam nach gehandelt habe, als ſie jetzt wünſchte, daß es geſchehen ſei. Sie bemerkte mit Unbehagen, daß ſie ſich bei aller Kälte von ihrem Haß doch auf ganze Strecken beinahe aufſichtslos hatte führen laſſen. So hätte ſie als überlegene Perſon, als die ſie ſich ſelber gern betrachtete, in keinem Fall das ebenſo hinfällige wie hinterhältige Perſönchen im Gewitter allein laſſen dürfen ſondern hätte alles daranſetzen müſſen, die unzuverläſſige Gegnerin über den Naturſchrecken hinweg zu lügen und ſie ſo gleichzeitig in der Hand zu behalten. Statt deſſen hatte dieſe die Gelegenheit benützt, ihrer Wächterin zu entwiſchen, und jetzt konnte niemand wiſſen, was weiter kommen würde.

So war ſie aus ſchwerwiegenden Urſachen außerordentlich unzufrieden mit ſich ſelber. Heimlich erregt und bereits auf der erſten Stufe einer trüben Lebensverdroſſenheit ging ſie auf ihr Zimmer. Peſſimiſtiſch grübelnd ſaß ſie lange am Ofen in ihrem Lehnſtuhl und ſah dem enttäuſchenden Vorbeimarſch der Ereigniſſe und Geſtalten der letzten Zeit zu, die ihr die Fehler in ihrer

Rechnung aufdeckten und ſie ſogar bereits ahnen ließen, daß die ganze Rechnung als ſolche falſch angelegt war und auf ganz irrigen Vorausſetzungen beruhte. Indeſſen faßte ſie ſich achſelzuckend und wurde mit ſich ſelber inſoweit einig, daß man jetzt eben abwarten müſſe. Es war nicht geſagt, daß das Mädchen wirklich ſterben und dann auch gleich der Soldat dazu kommen würde, und ſollte ihn ein Zufall oder bei der Verzögerung des Hinſcheids ein Telegramm des Dechanten herführen, ſo ſtand es auch nirgends geſchrieben, daß die ganze „rührende Choſe" andere Empfindungen in ihm anregen werde als Bedauern und etwas reputierliches Mitleid. Seine letzten Briefe hatten nicht eben ſentimental geklungen, und eine Karriere blieb auf alle Fälle eine Karriere. Trotz allem fühlte ſie ſich bei der Ausſicht eines Wiederſehens zwiſchen den beiden Jugendfreunden keineswegs ſicher, da ſie auch nicht wiſſen konnte, was ihm das Mädchen über ſie, die Rivalin, für Eröffnungen machen würde, und für das beſte hielt ſie es, ein Wiederſehen auf alle Fälle zu verhindern. Das geeignetſte Mittel dazu ſchien ihr, jetzt ſtracks auf ihr Ziel loszugehen und die Kriegstrauung zu veranlaſſen. So ſetzte ſie ſich an ihren Tiſch, um Heinz zu ſchreiben, daß er unbedingt ſuchen müſſe, ſofort Urlaub zu bekommen, da ſie ſich mit ihm in Köln zu treffen wünſche. Sie nahm ſich vor, ihm dasſelbe noch zu telegraphieren. Außerdem wollte ſie ſich jetzt endlich aus dieſem Kampf mit den „überſinnlichen Kräften", der nachgerade zur „Manie", zu einer Art von fixer Idee ausgeartet war, losreißen, ihre Koffer packen und von morgen an wieder die freie Frau ſein, die ſie vordem ge-

weſen war. Mochte der Dechant römiſcher Pfaffe bleiben oder Kunſtpfaffe werden — das konnte ihr wirklich gleichgültig ſein. Die Hauptſache war, daß ſie ſich nun von allen kränklichen Einflüſſen befreite und wieder zu handeln begann.

Gedankenvoll, zu Taten entſchloſſen und mit Nerven, die beinahe zum Zerreißen geſpannt waren, erſchien ſie endlich zum Nachteſſen. Dort empfing ſie, noch bevor ſie ihrerſeits irgendeine Abſicht anzuzeigen vermochte, zwei Nachrichten, von denen die eine ſie vor eine ganz neue Lage ſtellte. Die erſte unterrichtete ſie auf ihre Frage, daß jedenfalls bis jetzt das Mädchen noch lebte, und die zweite teilte ihr mit, daß der Dechant von Heinz einen Brief bekommen hatte, worin er ſchrieb, daß er verwundet ſei und, ſobald der Arzt ihm die Reiſe freigebe, auf Urlaub kommen werde. Was für eine Verwundung es war, ſchien nicht geſagt zu ſein, und was darüber hinaus wirklich noch geſagt war, das verſchwieg der Dechant, ſo aufmerkſam und prüfend er ſie übrigens daraufhin anſah. Heinz hatte noch geſchrieben, daß er beabſichtige, ſich mit Frau Malva Klinger zu verloben und auch gleich kriegstrauen zu laſſen, wenn er alles ſo finde, wie es den Anſchein habe. Er für ſeinen Teil glaube nicht mehr an Ideale, und man werde ihn auch nicht ſo raſch wieder glauben machen. Die ſchönſten Worte trögen am meiſten, und es ſei nirgends eine größere Leere als hinter hingebenden Blicken. Man werde ihn in Zukunft ſich an das Reale halten ſehen. „Als ob er ſich bisher an viel anderes gehalten hätte!“ dachte der Dechant unwillig verwundert, während er ſich an jene unglückliche Reihe von lauten

und ſchiefen Ankündigungen erinnerte. Aber im übrigen glaubte er jetzt, durch den Brief im Übermaß belehrt, mit ſich im reinen zu ſein über die Verteilung von Schuld und Unſchuld an dieſem Platz, und was ſeine Schwägerin anging, ſo erwog er den Gedanken, ob es nicht richtig wäre, wenn er ſie jetzt erſuchte, ein Haus zu verlaſſen, worin ſie ſich ſo vielfach zur Geltung gebracht hatte. Doch war ihm aus ihrem Verhalten noch nicht das ſichere Gefühl geworden, daß ſie von dieſen neueſten Dingen grundſätzlich wußte; die Verwundung jedenfalls war ihr neu, und ihre haſtige Frage nach dem Lazarett des Soldaten ließ ihm einige Hoffnung, abgeſehen von dem Umſtand, daß er ihm, dem Oheim, den erſten Brief nach der tödlichen Erfahrung geſchrieben hatte, und nicht der Tante, freilich auch nicht Linde. So geſtand er ſich, daß er im ganzen großen wenig von den Dingen wußte. Unterdeſſen überhörte er auch ihre zweite Frage nach dem Lazarett, in welchem Heinz liege, und nachdem er noch eine Weile in zunehmender Scham mit ſeinem neuen Widerwillen gegen dieſe Frau gekämpft hatte, erhob er ſich und überließ ihr den Tiſch.

Auf ſie ſelber wirkte die Nachricht von der Verwundung und dem in Ausſicht ſtehenden Urlaub, wie immer ein Blitz wirkt, ob erwartet oder unerwartet. „Er hat dem Dechanten geſchrieben und nicht mir?“ fuhr es ihr kalt befremdend durch den Kopf. Dann mit einer ſpähenden Hoffnung: „Aber vielleicht iſt ſein Brief an mich hängen geblieben und kommt nach!“ Daß ſie auf ihre Frage nach Heinzens Lazarett ohne Antwort blieb, zeigte ihr ihre ganze

neuerliche Hilfloſigkeit in dieſem Haus. Ihr kühngefaßter Plan, die Sterbenden hier ſich ſelber zu überlaſſen, war ſchon gegenſtandslos geworden, denn wo ſollte ſie jetzt den Soldaten finden? Nun hieß es von neuem: warten und ſich gedulden. „Bereit ſein iſt alles!“ dachte ſie literariſch. Aber die Blicke, mit denen ſie dem ſchweigſamen Dechanten folgte, waren bitter und feindſelig, und ihre Miene war aufgebracht. So hatte auch ſie aus dem Gewitter noch ihren Nachzügler erhalten.

Der Kranken ſelber fiel gegen alles Erwarten nach den Schrecken der heutigen Schneedämmerung und nach dieſer leiſe bewegten Nacht, die ſie doch ohne beſondere Ereigniſſe verbrachte, ein ſtiller, milder Frühlingstag zu, in dem ſogar die erſten Amſelrufe erklangen trotz der Prophetie des Küſters von einem Nachwinter. Sie genoß ihn und noch einen folgenden und einen dritten blaß und ſchon ſehr fern. Die Nachricht von Heinz erfuhr ſie durch Brigitt; ſie gab keine Zeichen von Erregung, höchſtens daß ſie ihr eine leiſe Steigerung des Fiebers verurſachte, aber es war nicht mehr quälend ſondern geſtaltenlos und reiner Zuſtand. Ob ſie Heinz erwartete oder nur noch ihren baldigen Hingang, konnte niemand mit Sicherheit von ihr ſagen.

Die große Änderung im Verhältnis des Dechanten zu ihr zeigte ſich zunächſt in dem Zuſtand, daß er ſich mit Brigitt in die Wachen bei ihr teilte. Er übernahm außer den Stunden des Vormittags die erſte Nachthälfte bis um ein oder zwei Uhr, Brigitt verſah ſie die übrige Zeit. Die Tante hatten ſie ohne viel Worte ausgeſchaltet, und die wenigen, die der Dechant aus dem Anlaß zu ihr zu

reden hatte, waren kühl und merklich fremd. Zwiſchen ihm und Brigitt war die Anordnung weiter kein Geſprächsthema geweſen, aber ſie bildete unausgeſprochen eine erſte Wiederverſtändigung zwiſchen der alten treuen Seele und ihrem Herrn, wenn auch der neue Verkehr auf dieſer ſchwebenden Brücke zunächſt noch recht ſparſam und vorſichtig hinüber und herüber ging. Die Verwandte betreffend barg ſich der Dechant vor einer unliebſamen Notwendigkeit noch einmal in der Erwartung, daß ſie doch wohl jetzt die Folgerungen ziehen und gehen werde, wo ſie ſo deutlich ſah, wie überflüſſig und entſetzlich fremd in dem ganzen ſtrengen Vorgang ſie war. Die Menſchen machen immer die gleichen Rechenfehler, und zwar die ihnen eigentümlichen.

So ſtand das Leben in dem nun ſehr ſtillen Pfarrhaus völlig unter dem Zeichen der Sammlung und Erwartung. Brigitt benutzte die erſte Schwächung in dem Einfluß, den die Tante auf das Hausweſen ausübte, um zur früheren, ihrer Pflicht und der Geſundheit des Herrn angemeſſenern Lebensweiſe zurückzukehren; außer ihrem eigenen Tod hätte ſie an dieſem Handſtreich unter den herrſchenden Umſtänden keine Gewalt der Welt verhindern können. Sie richtete mit den verſchiedenen Lieferanten die alten Gewohnheiten wieder ein und genoß ſo unter allem Kummer um das Kind doch eine oder zwei Stunden der Befriedigung. Als das aber getan war, wandte ſie ſich wieder mit allen Gedanken und Empfindungen der Kranken zu, für die ſie noch einen Vormittagsgang in den Dom machte, wo ſie an demſelben Fleck, auf dem Linde damals vor der Beichte gekniet hatte,

lange um deren Geneſung oder ſeligen Hingang betete. Auf dem Heimweg ſtieß ſie mit dem Kreisphyſikus zuſammen, der auch zum Pfarrhaus wollte. Er fragte nach den Ereigniſſen der Nacht und der Temperatur und fand alles ausgezeichnet. Am Krankenbett verſtärkte ſich ihm dieſer vorteilhafte Eindruck noch. Obendrein bekam er endlich einmal den Dechanten ſelber zu faſſen, von dem es ihn ſchon lange verdroß, daß er ſeiner mediziniſchen Perſon ſo wenig Ehre antat. Alſo benützte er die Gelegenheit, ſeinen geiſtlichen Hochmut mit einem ſcharfſinnig und launig zuſammengefaßten Vortrag über die ganze Krankheitsgeſchichte zu bekämpfen, zumal dieſe Krankheitsgeſchichte jetzt „lächerlich deutlich wie ein aufgeſchlagenes Kinderbilderbuch" vor ſeinen Augen dalag. Dieſem Natürchen habe er nämlich wirklich mit Liſt und Geduld ſeine letzten Geheimniſſe abgeluchſt, richtig abgeluchſt. Ach du lieber Gott, der Arzt, der ſich nicht mit der Geſchicklichkeit eines Marders zwiſchen dem Tod und dem Patienten hinzuſchleichen wiſſe, der ſolle ſich nur lieber gleich um einen Lehrſtuhl an der Univerſität bewerben. Er gehöre ja gar nicht zu jenen Angſtdoktoren, die ſich von jedem Schwindſüchtchen oder Karzinömchen ins Bockshorn jagen ließen. Was ſei denn dabei, wenn jemand nun wirklich einen kleinen Magenkrebs habe? Es gebe wirklich ſchlimmere Dinge. Neulich ſei doch ein Junge zu ihm gekommen, der ſei in eine Senſe gefallen und habe ſein Gedärmchen in der Hand vor ſich her getragen. Eine außerordentlich einfache Sache. Er habe ihn auf einen Stuhl ſitzen und warten heißen, bis er mit ſeinem Kaffee zuſtande

gekommen ſei, denn an der Tatſache habe er ja auch nichts mehr ändern können. Das ſei die Natur. Er wünſche ſich nur einmal den Dechanten unter die Finger zu bekommen mit einer ordentlichen Pneumonie oder dergleichen, da ſollte er einmal den wahren Arzt kennen lernen. Dies Natürchen da, das ſei ja zum Lachen. Gucke ſo vergnügt und ſchlau aus ſeinen Kiſſen heraus und beſinne ſich gerade auf neue Finten und Haſenſprünge. Nur nicht verblüffen laſſen. Oberſter Grundſatz: Glaube nichts, bevor du's ſiehſt. Die Theologie lehre das Gegenteil, dafür ſei ſie auch die Theologie. „Nur ſo weiter, du kleines heiliges Satänchen. Liegſt jetzt ordentlich feſt auf dem Rücken. Hat dir ſchon lange einmal gefehlt, damit du deine Wirtſchaft wieder ſanierſt. Haſt verteufelt ſchlecht Haus gehalten. Hut ab vor der Natur. Vor einem Vierteljahr kommſt du mir nicht aus dem Bett heraus. Sie kann jetzt ein bißchen gehacktes rohes Fleiſch kriegen. Auch Zwieback, damit ſie die Zähnchen nicht verliert. Hab' lange nicht einen ſolchen witzigen Fall gehabt. Der reine Humor. Na, Gott befohlen. Morgen wieder. Habe die Ehre."

Mit dieſen Worten hob er ſich auf, griff zu Stock und Hut, die er auf Lindes Bettdecke gelegt hatte, und verabſchiedete ſich vom Dechanten. Der hatte zu dem ganzen vergnügten Vortrag ſehr wenig geſagt und endlich überhaupt nicht mehr hingehört, und der Kreisphyſikus verließ das Haus im ganzen großen doch etwas unbefriedigt von dem Eindruck, den er auf den Geiſtlichen gemacht hatte.

Während der Kreisphyſikus ſich höchſtens auf die

hypokratiſchen Züge des leiblichen Patienten und da nicht immer verſtand, beſaß der Dechant eine große Erfahrung in der Todesmiene der Seele, weil er nicht nur mit den Augen ſah ſondern mit dem Geiſt. Es wäre ihm nie möglich geweſen, an einem Sterbebett anders als mit allen prieſterlich geweihten Kräften ſeines naturſtarken Herzens anweſend zu ſein, und ſolange war er immer ganz ohne Eitelkeiten. Darum beſaß er ſo viel undilettantiſchen, tiefernſten Scharfblick, um im Gegenſatz zum Arzt ſich keinen ſpieleriſchen Hoffnungen hinzugeben ſondern wohnte bereits mit voller Einſicht Lindes Auflöſung bei. Was ſich nebenher oder unmittelbar damit für ihn ſelber auflöſte, das ahnte er zurzeit mehr, als daß er es mit irgend welchen Worten auszudrücken vermocht hätte; es wäre ihm nicht einmal gegeben geweſen, es anzudeuten, ſo aufrühreriſch wurde mit ſeinen bisherigen Anſchauungen vom Leben verfahren und ſo anarchiſtiſch waren die Witterungen, die ihn unter dem Schatten dieſes ſelbſtherrlichen und ſchweigſamen Sterbens überkamen. Von der Lüge des Lebens erhielt er gerade aus den Finſterniſſen des Todesgeheimniſſes die blendendſten Erkenntniſſe. Manchmal ſah er ſich an der Grenze des immer tendenziöſen Seins angelangt und wollte ſchon mit dem erſten Schritt in die ungeheure, grenzen- und tendenzloſe Wahrheit des Nichtſeins ſtürzen, da trat ſein taſtender, unſichtbar geführter Fuß wieder auf ein klug gepflaſtertes und organiſiertes geſellſchaftliches Übereinkommen, und die Wanderung ins Unbeſtimmte ging weiter mit ihm. Dabei war in ſeiner Seele ein geheimes Kommen und

Gehen von Erſcheinungen, ein Wirken und Weben von Empfindungen aus längſtvergangenen Lebensepochen, die nicht ſeine ſchlechteſten geweſen waren, ein Aufblühen und Verblaſſen einſtiger Stimmungen und einſtiger Träume, und allem Knüpfen und Löſen hielt er ſtand, ohne etwas vorenthalten oder beiſeite bringen zu wollen. So viel Ehrlichkeit und Würde war lange nicht mehr in ihm enthalten geweſen, aber wenn er glaubte, nun bald den Gipfel zu erreichen oder — der Tod verändert ja alle Richtungen — im Abgrund zu verſinken, weil er ſich ſchon ſo viel einſichtiger und weiſer vorkam, als er vorher geweſen war, ſo befand er ſich immer noch in keiner andern Gegend des Weltplanes, als in ſeiner alten wohleingerichteten Lehre, in der er groß und ſchon ein bißchen grau geworden war. Auch wenn er in ſeiner verſunkenen Stimmung den Prediger Salomo vornahm und den Text zu der Vergänglichkeitsmuſik, die in ihm klang, aufſchlug, ſo brachte ihn auch dieſe Lektüre nicht weiter, als morgenländiſche Gehirne Tauſende von Jahren vor ihm geweſen waren.

Er las beim Schein der Krankenlampe: „Was hat der Menſch mehr von aller Mühe, die er ſich macht unter der Sonne? Ein Geſchlecht vergeht, das andere kommt; die Erde bleibet ewiglich.“ Erſtens, dachte er, irrt ſich der Prediger in der Vorausſetzung, da die Erde eben nicht ewiglich bleiben wird, und mit dieſem wirkſamen Kontraſt fällt ſeine ganze Erkenntnis in ſich zuſammen, zumal der Menſch von ſeiner Mühe wirklich etwas zu haben ſcheint, nämlich ſeine Sicherheit, ſein zeitliches Wohlergehen, ſein Haus, ſeine Kinder, ſeine Freuden und die materiellen und

geiſtigen Erfolge ſeiner Perſönlichkeit. Es war ihm nicht möglich, dem morgenländiſchen Prediger bis zum nihiliſtiſchen Ziel ſeiner Philoſophie zu folgen, weil er das durch das Gewiſſen geſteigerte Tun des chriſtlichen Menſchen höher einſchätzen mußte, trotz ſeiner Endlichkeit und deutlichen Beſchränktheit, die er mit jenem Orientalen teilte. Dennoch fühlte er mit beunruhigender Beſtimmtheit, daß ihn das große „Eitel" an einer Stelle traf, wo auch er ihm nicht zu entrinnen vermochte, wo er ſtandhalten und zuſehen mußte, daß ganze gepflegte Hühnerhöfe ſeiner ſittlichen Begriffe vom Marder der Vergänglichkeit abgewürgt wurden, und es waren ſehr wertgehaltene Exemplare darunter.

Aber das war noch nicht alles. Denn indem er weiter las, ging ihm das unheimliche Licht auf, daß auch das große Eitel des Predigers und aller Menſchen, die ſich perſönlich denkend mit dem Leben befaßten, unheilig und ungeordnet, wie es war, ſelber zu den Eitelkeiten gehörte. Denn was geſchah nun mit der weiteren Erkenntnis? „Die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort, daß ſie daſelbſt wieder aufgehe. Der Wind geht gegen Mittag und kommt herum zur Mitternacht, und wieder herum an den Ort, da er anfing. Was iſt es, das man getan hat? Eben das man hernach wieder tun wird, und geſchieht nichts Neues unter der Sonne." Das war ſchließlich auch nichts anderes, als der Verſuch eines alterseitlen Mannes, das Leben der andern jugendſtarken zu verneinen und Recht zu behalten. Nein, dachte er, auch die Weisheit des Alters iſt eine Eitelkeit. Die Begründung, daß alles ſchon dageweſen iſt, reicht nicht

aus, das Leben zu verneinen. Freilich gibt es ein grandioſes, heiliges Aber, das ſich gegen das Leben richtet. Wo finde ich es? Vielleicht, grübelte er weiter, war es in den nachfolgenden Wegleitungen zur rechten, aus Weisheit ſtammenden Glückſeligkeit enthalten. Aber wohin er blickte, fand er nichts als zerbrechliche Denkform, Filigranwerk der menſchlichen Erfahrung, erlernbare Anweiſungen, die der Selbſtſüchtige und der Erkaltete ebenſo befolgen konnte wie der Erweckte und Ergriffene, um genau zu denſelben Ziel zu kommen, von dem der Prediger als letztem Schluß der Weisheit ſprach: zur Herſtellung der irdiſchen Glückſeligkeit und zur Bewahrung vor Fallen und Schädigungen. Auch dieſe letzte „Weisheit" erſchien ihm eitel, denn ſie war ebenſo vergänglich und nur um vieles weniger geheimnisvoll als die Mühe des Menſchen, die er hat unter der Sonne, das Wehen des Windes und das Ereignen der Zeit.

Bedrückt und verwirrt ſchloß er endlich das berühmte Buch, um dann bloß wieder dem ſo kühnen als ſtillen Weben der Auflöſung in der bekannten Geſtalt zuzuſehen, auf das überirdiſche Sauſen der Stille zu hören, die ihn umgab, und der unermeßlichen Einſamkeit, in welcher er ſein und das Leben aller Menſchen nun irren und ſuchen ſah. Nachdem er ſo begriffen hatte, was das hieß, allein ſein und auch die letzte Eitelkeit des Gedankens vernichtet wiſſen, gab es nichts mehr, was er nicht willens war, mit zu opfern und dem allgemeinen Untergang des Irdiſchen, der ſich in ihm ereignete, nachzuſtoßen, unbekümmert darum, was weiter aus ihm wurde, und mit der großartigen Gebärde des in Beſcheidung ſtill Verzweifelnden.

Er verzichtete auch auf die Hoffnung, daß ihm seine Bescheidenheit schließlich doch noch einen schlechten Freiplatz im Theater der Allmacht einbringen werde, von dem aus er auf den Zehen stehend der Weltkatastrophe oder der Katastrophe der fünf Sinne als kleiner Zuschauer beiwohnen könne, in seinem Teil immerhin das Ganze mit dem Leben überstehend.

In diesen Tagen des innerlichen Wandels bekam der Dechant einen Besuch, der ihm sonst nicht wenig geschmeichelt und ihn in seiner letzten Absicht vielleicht sehr erregt hätte. Ein Beamter der Berliner Museumsverwaltung sprach ganz unangemeldet bei ihm vor, um mit ihm über die Dinge zu reden, die seinen Kirchenbau betrafen, und sich seine kleine Sammlung zeigen zu lassen. Es war ein mittelgroßer, magerer Herr in den vierziger Jahren, mit einer Physiognomie, der etwas Spitzmäusiges anhaftete, mit einer großen Brille aus dunklem Glas auf der Nase, mit englisch geschnittenem Schnurrbärtchen und schneiderhaft mit Bändern eingefaßtem dunklem englischen Jackett. Er begann sofort zunftgerechte und zweckmäßige Fragen zu stellen, die der Dechant etwas verwundert beantwortete, und forschte sich in kurzer Zeit durch die ganze Geschichte der Renovation und der Ausgrabungen durch. Worum der Dechant lange ahnend und in gewissenhafter Sorge gestrichen war wie der Jüngling um den Gegenstand seiner Wünsche, ehe er den betreffenden Zugriff tat, da packte der Herr ohne falsche Scheu zu, und es fiel weder eine Verneigung vor dem Allerheiligsten noch ein Achtungsbeweis für die geistliche Behörde ab, beides Dinge, die auch wirklich nicht in sein Fach schlugen.

Wenn es nun dem Dechanten darauf angekommen wäre, gegen den Erzbiſchof einen Wunſch oder ein Intereſſe auf Umwegen über die weltliche Macht durchzudrücken, ſo hätte er die beſte Gelegenheit dazu beſeſſen, aber zunächſt dachte er gar nicht daran.

Inzwiſchen führte er den kunſtbewanderten Herrn in ſeinem kleinen Muſeum herum, und es zeigte ſich, daß der Beſucher alles mit treffenden und manchmal entzückten Ausdrücken an den richtigen Ort heimzuweiſen wußte. Dies Kreuz gehörte jener Werkſtatt, und jener Pokal wies die und die orientaliſchen oder mauriſch-ſpaniſchen Einflüſſe auf, Beziehungen, die dem Dechanten natürlich genau bekannt waren und die er längſt für ſeine Perſon feſtgeſtellt hatte — er widerſprach dem findigen Mann ſogar in einer Sache und behielt Recht —, die ihm aber lange nicht ſo wichtig waren und bei denen ihm höchſtens vor der weltfertigen Gelehrſamkeit des andern wind und weh wurde. Denn darin hatte er vor dem Erzbiſchof keineswegs geflunkert, daß ihm jedes Kreuz ein Erleben des chriſtlichen Gedankens bedeutete, und er in einer alten gotiſchen Monſtranz zuerſt und zuletzt das Gottesgefühl erkannte und nachſpürte, das ſich darin zum Ausdruck gebracht hatte. Ob nun die oder jene Werkſtatt, der öſtliche oder ſüdweſtliche Geſchmack hier den Griffel geführt und dort das Modellierholz beeinflußt hatte, galt ihm erſt in zweiter Linie, und auch da zuvörderſt durch die Erkenntnis, daß auch dieſe anregenden Führerformen religiöſen Vorſtellungen entſprungen waren. Das war der Zug, den der feine Herr aus Berlin ſehr raſch als das dilettantiſche Leitgefühl ſeiner kunſtgeſchichtlichen Tätigkeit

erkannt haben würde, wenn nicht der Dechant verdroſſen von dem gelehrten Gallimathias, den der Beſucher von ſich gab, meiſtens den Mund gehalten hätte, und über die Wurzeln ſeiner Leidenſchaft am meiſten. Da tönte es von Linienführung, Stilprinzipien, techniſcher Überlegenheit oder primitiver Kindlichkeit, und was ſolcher Zenſuren mehr waren, ſo daß er vor Unmut über das geſpreizte moderne Kerlchen, das mehr einem altklugen Jungen glich als einem Mann, der ſo leichthin über dieſe durch Alter, Geſchichte und Gebrauch geheiligten Gegenſtände urteilen durfte, bald nicht mehr wußte, wie gleichgültig und kühl er reden ſollte, nur um ſich vor peinlichen Empfindungen zu bewahren, die mit der Preisgabe ſelbſt des kleinſten Gefühlanteils unweigerlich verbunden waren.

„Es zeigt ſich doch immer wieder," ſagte der Herr mit der dunklen Brille, indem er ſich eifrig ſchnaubte: „Alles iſt Auge. Die Leute hatten damals mehr Auge als wir."

„Goethe meinte: Alles iſt Gefühl!" erwiderte der Dechant beinahe unwirſch. „Man könnte ebenſogut ſagen, daß die Leute von damals mehr Gefühl hatten."

„Ganz richtig," ſtimmte der Herr zu. „Gefühl des Auges. Augengefühl. Augenkultur. Daß dann mit ſolchen Kultgeräten der Gottesdienſt ebenfalls Intenſität und Schwung bekam, iſt nur natürlich. Eine Kunſt weckt die andere. Die Anſchauung einer edlen Monſtranz erregt im Muſiker die melodiöſe Linie; die neue Meſſe iſt da. Der Maler wird zu neuen Bildern und Glasfenſtern angeregt, der plaſtiſch begabte Menſch zu Skulpturen. Und alles zuſammen erregt dann jenes unbeſtimmt

gehobene Lebensgefühl, das man früher Religion nannte. Heute heißt es Kultur. Bei unſern Nachbarn nennt man's Ziviliſation. Aber am Anfang ſteht das Gerät."

Der Dechant ſtand halb ungeduldig, halb ſchwermütig da, weil er an ſeine Sterbende dachte. „Im Anfang war das Wort," ſagte er, für den andern unnötig gewichtig, ſo daß der ihn überraſcht anblickte. „Sie können nicht glauben, daß am Anfang der Religion das Gerät ſtand, wenn Sie dann noch einen einzigen vernünftigen Gedanken in ihrer Kunſtgelehrſamkeit weiterdenken wollen. Das iſt derſelbe Widerſinn, den uns die Naturwiſſenſchaft auftiſcht, wenn ſie ſagt: Am Anfang des Lebens iſt die Urzelle, der Urkeim. Was wiſſen wir nun? Andere erklären uns, das Leben ſei als Keim von einem andern Stern auf die Erde gekommen. Das nennen ſie exakte Forſchung, und ſolche Knabenhaftigkeiten hoffen ſie dann an Stelle der alten religiöſen Mythen und der chriſtlichen Grundwahrheiten zu ſetzen. Herr, am Anfang der Kunſt und auch des Geräts war das Gottgefühl. Es war am Anfang alles menſchlichen Tuns, der Kultur, der Ziviliſation, und weſſen Sie ſonſt wollen. Ich wollte Ihnen das nicht ſagen, weil Sie's vielleicht doch nicht begreifen. Wenn Sie nun den Dom ſehen wollen —"

„Aber natürlich!" erklärte der Kunſtbeamte mit gewinnender Miene und ganz ungetrübt, indem er den großen Mann — der Dechant überragte ihn um mehr als den Kopf — intereſſiert betrachtete. „Sie geben da ſehr bedenkenswerte Erklärungen und Zuſammenhänge. Sie haben einen Standpunkt. Sehen Sie, auch daran fehlt es dem modernen Kunſtbetrieb, am Standpunkt. Auch der Archi-

tektur. Sie verstehen sich auszudrücken und Ihre Vorstellung an den Mann zu bringen. Leute wie Sie braucht man heutzutage, weil sie als Anreger und frische Impulsgeber in unsrer schon etwas ausgeleierten Zeit unerläßlich sind. Sie besitzen Urkraft; das ist heute ein rarer Stoff. Sie bemerken, daß wir ganz unvoreingenommen sind. Übrigens sind wir auch selber nicht so absolut von dem Linien- und Nurfarbenwahn besessen. Eine Ahnung davon, daß es noch andre Gesichtspunkte gibt, haben wir immerhin auch noch. Uns fehlt nur die Kraft, wie gesagt. Kommen Sie zu uns. Es dürfte nicht schwer halten, Ihnen einen Lehrstuhl zum Beispiel an einer katholischen Universität zu verschaffen. Was Sie dann obendrein mit Ihrer Wissenschaft wirkten, und wie weit Sie damit kämen, wäre Ihre Sache. Allein schon Ihr Einfluß auf die katholische Kirchenkunst müßte sehr beträchtlich sein, denn Sie sind nicht bloß Kraft sondern auch Intelligenz. Ich kann Ihnen ja nun sagen, daß ich — ganz unverbindlich — sondieren darf, was Sie zu einem derartigen Vorschlag zu sagen hätten. Ich für meinen Teil, der ich nun die Ehre habe, Sie persönlich zu kennen, kann Ihnen dazu nur aufrichtig raten. Überlegen Sie sich die Sache; Sie brauchen nicht sofort zu antworten. Inzwischen gehen wir zum Dom. Wohnt nicht gegenwärtig Ihre Verwandte, Frau Professor Klinger, bei Ihnen? Eine talentvolle und hochgebildete Dame. Sie ist an dem Antrag nicht ganz unbeteiligt, obwohl natürlich die Möglichkeit dazu Ihr Verdienst gegeben hat, ohne das auch in Preußen nichts ist. Aber ein Anstoß muß überall sein. Hoffentlich darf ich nachher die Dame sehen?"

Indem der Dechant den Kunſthiſtoriker zum Dom begleitete, ging es ihm ſeltſam. Immerzu ſah er einen Menſchen in ſeinem Alter und von ſeinem Ausſehen auf dem Katheder ſtehen und bedeutende, anfeuernde Vorleſungen halten, während eine große und ſtets wachſende Zahl von jungen Männern zu ihm aufſah, die Augen voll frommer Erregung und die Mienen geſpannt in der Aufmerkſamkeit auf ein göttliches, in der Zeitlichkeit ſichtbares Thema, das er allgemein verſtändlich entwickelte mit klaren und wiſſenſchaftlichen Worten. Oder er ſah den Menſchen Bücher ſchreiben, die von Hand zu Hand gingen, deren Geiſt ſich betrachtend und hinweiſend am Rand des göttlichen Erſcheinungsfeldes bewegte, und deren Materie, von der Geſchichte herausgereicht, anzeigte, daß dort drin der Sternnebel der Ewigkeit Geſtalten zeugend die unendliche Hochzeit ſeines ſeienden Werdens feiere, geformte Meteore der Kunſt wunderbar ins gemeine Leben hinausſchleudernd, die in der Reibung der ſündigen Atmoſphäre noch einmal aufglühten und dann in der Geſchichte erſtarrten. Vor allem aber, er ſtand draußen und zeugte draußen weltlich, während ungeheuer brauſend der Orkan des lebendigen Gottes, in ſich ſelber drinnen heilig erſchaffen, lebte und heilig erſchaffend mitriß, was ſich den Wirbeln ſeiner Unendlichkeit gläubig und reinen Herzens überließ. Darauf warf er wie eine Weiche die Anſchauung um und ſich ſelber hinein, um Gottes teilhaftig, Verfüger über Seine Allmacht und Weisheit, vor dem Abgrund Seiner Liebe für das Draußen zu zeugen, ohne das es Sein Drinnen nicht gab, für das Tiefe, ohne das Er nie hoch war, und das Unwiſſende,

in deſſen Nacht allein Sein Sternnebel ſo unbegreiflich wild und ſchön aufbrannte. Und nach dem Draußen hin zeugte er nun anſtatt mit dem erſtorbenen Meteor mit der ſchleudernden Kraft ſelber, für die es kein Oben und Unten gab. Das Tiefe machte er durch ſeinen Glauben zur Höhe, wie vom Firmament aus betrachtet das irdiſche Meer ein kriſtallenes Gebirge von tief hingetürmtem Waſſer iſt; aber das Unwiſſende erhob er durch die Wucht ſeiner Liebe zur wahren göttlichen Wiſſenſchaft. Er ſah ſich ſtehen mit einem großen Herzen voll gewaltiger Hinneigung und einer Seele voll unbeſieglicher Aufſtrebung, angetan mit dem Gewand eines Kirchenfürſten und mit dem ſchwerſten Ernſt des Lebens.

Dieſer Traum hielt auch noch ſtand, während er mit ſeinem Begleiter den Dom betrat. Als er vor dem Allerheiligſten vorbeigehend mit dem Zeichen des Kreuzes ſich tief verneigte, fühlte er eine bedeutſame Überlegenheit gegenüber dem verſtändigen klugen Mann, der nichts ſah und nichts fühlte und darum auch nichts zu verehren hatte. Noch einen Moment gehörte ihm der ganze heilige Dom mit ſeiner Geſchichte und Tradition, aber während ſein Blick die ſtrengen Formen und die ernſten Räume durchflog, erinnerte er ſich an das ſterbende junge Leben, und wurden ſeine Augen wieder trüb. Eine Stimme raunte ihm zu: „Es iſt alles eitel!“ und ſo ſchien's ihm auch ſchon der Gedanke an ſeine große Steigerung in Gott und ſeine Zukunft als geheiligte und unantaſtbare geiſtliche Großmacht, zumal der Kunſthiſtoriker wieder mit ſeinem bewanderten Geſchwätz zu plätſchern begann und in kurzer Zeit außerordentlich viel Nüchternheit um ſich

verbreitete, ſodaß ihm der Dom zu einem aufgetürmten Steinhaufen wurde und das ganze geweihte Weſen zu einer Rumpelkammer. Damit ſchien ihm freilich nichts andres daraus geworden, als was die angebliche neugeſchichtliche Aufklärung ſchon längſt aus dem Leben und dem Weltplan gemacht hatte, und indem der Dechant dieſe Gleichung ſtellte, entſank ihm auch die letzte geſteigerte Vorſtellung von ſich ſelbſt, und wandte er ſich bitter ſeufzend von dem großſtädtiſchen Klügling ab.

Doch ging ihm ſehr anſchaulich das Gebiet auf, wo er einer ganzen berühmten Klaſſe von Menſchen überlegen war. Er konnte unter den Bettlern immer noch den König ſpielen, wenn er die Profeſſur annahm, und war auch dies eine Eitelkeit, ſo war es doch eine beſcheidene, auf wirklichen Verdienſten begründete. Nun hatte der feine Herr wieder viel Ausſichten bei dem zweifelvollen Geiſtlichen, aber wieder fiel es dieſem auf, diesmal beim Austritt aus dem Dom, welche Kraft und Bedeutung gegenüber dem andern ihm die Ehrfurchtbezeigung vor dem höchſten Zeichen in ſeinen eigenen Augen verlieh, ohne daß er ſie geſucht hätte. Es überdrang ihn aus jener Gegend her und durchwehte ihn ein Strom göttlicher Wirkung, der ihn ſo lange durchaus verwandelte, als er ihn empfand, und es gereichte ihm zur ahnungsvollen Beunruhigung, zu fühlen, daß er ſelber einen Einfluß darauf hatte, wie lange dieſe Durchdringung und die Verwandlung dauern ſollten. Draußen wurde noch der ſtille, kindlich fromme Vorbau beſprochen und kunſthiſtoriſch eingeſchätzt. Darauf führte der Dechant ſeinen Gaſt ins Haus und ließ die Tante benachrichtigen, daß Beſuch da ſei.

Die Klingſe erſchien, und der Dechant wurde ſtumm und ſteif Zeuge einer weltläufig herzlichen und wortreichen Begrüßung, an der, wie er deutlich fühlte, kein Zug echt und kein Wort wirklich und alles genau ſo dreiſt und hohl war, als ob man ſich auf einem großſtädtiſchen Parkett befunden hätte. „Dieſe Leute," dachte er erzürnt, „bringen ihre Atmoſphäre überall hin mit wie das amerikaniſche Stinktier." Der Muſeumsmenſch erklärte den Grund ſeiner Anweſenheit, und die Klingſe nahm ihn unter aller geheimen Bitterkeit mit laut geäußerter Genugtuung entgegen, zu der auch der Dechant ſeinen Anteil als Anerkennung ihrer Verdienſte um ihn beitragen ſollte. Aber er trug nicht bei. Inzwiſchen war ſie geſchickt genug, eine gute, vielleicht letzte Gelegenheit zu benutzen und die ſeinen des näheren herauszuſtreichen, und der Kunſtwiſſende half ihr eifrig, weil er ihren Einfluß jedenfalls für die nächſte abſehbare Zeit noch keineswegs entbehren konnte, ſo wenig wie ihre Geldmittel für ſeine Spezialſammlungen, mit denen er einmal ſeinen Aufſtieg zu den höchſten Staffeln zu unterlegen hoffte. Andrerſeits hatte ſie nach wie vor als leiſe alternde Frau ein Intereſſe daran, ſich ſolche Karriere machende Männer zu verbinden, um im Kreis des Geſchehens zu bleiben.

Während der Dechant nach Linde ſehen ging, erzählte die Klingſe dem großſtädtiſchen Freund die Geſchichte des unglücklichen jungen Mädchens, das ſie ſolange in dieſer Stadt feſthalte, und der Freund hörte ſie gerührt an, obwohl ſie ihm, das hätte er beſchwören können, herzlich gleichgültig war. Gleich darauf machte er denn auch der Klingſe Lobſprüche für ihr friſches und jugendliches

Ausſehen bei allen Nachtwachen und Gefühlserregungen, und verbreitete ſich, als der Dechant ernſt und innerlich erregt wieder eingetreten war, noch des näheren über ihre elaſtiſche Natur und ihre ſchöne Aufopferung. Er ſollte ſich auch dazu äußern, aber er ſchwieg hier wie dort, und ſogar mit ſtichhaltigeren Gründen. Der Klingſe war es bei dieſem Geſpräch auch nicht wohl, und ſie brachte raſch die Kunſt wieder aufs Tapet, womit ein entzücktes Geplauder anhob über dies Gemälde und jene „pikante" Kleinplaſtik, Rembrandt, franzöſiſche moderne Impreſſion, alte engliſche Frauenbildniſſe, die auch „nicht ohne" ſeien, „ſchmalbrüſtige, ſpitzgiebelige deutſche Gotik" und lebensluſtiges Pariſer Rokoko, die neueſten Muſeumsleiſtungen, Raumgeſtaltungen, Umgruppierungen, Wert und nähere Umſtände von Neuerwerbungen, ſo daß dem Dechanten ſchließlich war, nicht als ob er nun in einem Muſeum, ſondern als ob er in einem Irrenhaus wäre, zumal ſchließlich die Unterhaltung auf das ergiebige und vielbeſuchte Gebiet der Perſonalchronik überging, nicht von einigen Künſtlern und öffentlichen Charakteren, von deren Haltung etwas zu gewinnen geweſen wäre, ſondern von den geſellſchaftlichen Modeſäuglingen des Tages, ihren intereſſanten Gehverſuchen, ihrem okkulten Geſtammel, ihren Ammen und Geſpielinnen, ihren neueſten Verdauungsſtörungen und nächſthin zu erwartenden Revolutionsverſuchen.

So viel oberflächliches Geſchwätz und konventionellen Tratſch und Klatſch hatte er noch in ſeinem Leben nicht gehört, und er mußte an die Ankündigung denken: „Wahrlich, ihr ſollt Rechenſchaft ablegen von einem jeden Wort,

das aus eurem Munde gehet!" Indem er aber alles ſummierte, dachte er, daß dann das jüngſte Gericht ſehr lange dauern könne und die Seligen noch weithin auf ihre Seligkeit zu warten hätten, indes die Verdammten eine Galgenfriſt gewännen, bevor ſie endgültig hinunter müßten. An den Geſprächen beteiligte er ſich wenig oder gar nicht ſondern ſaß meiſtens ſtumm und über ſich wie ein Berg brütend da, mit allen Anzeichen, daß er auf die Entfernung des ſtörenden Gaſtes wartete. Schließlich brachte er ihn mit einer Kriegsliſt auf eine Stunde noch vor dem Eſſen ins Freie. Er ſagte ihm, daß ein Trödeljude einen ſehr ſchönen alten Schrank, ein wahres Muſeumsſtück, aufgetrieben und bei ſich ſtehen habe; ob er's nicht anſehen wolle. Der Kunſtmaulwurf wollte und fuhr ſofort aus dem Haus, begleitet von ſeiner Freundin. Auf den Gaſſen hoben ſie miteinander ein lautes und bedeutendes Auslegen der alten Motive und Ornamente an den Bürgerhäuſern an, der Abwechſlung von gotiſchen mit Ideen der Renaiſſance, dem echten heſſiſchen Fachwerkbau, wie er war und wie er ſein müſſe, und weisſagten ſo gelehrt und gewaltig, daß es ihnen ob ihrer eigenen Schläue grauſte und die guten Leute wunderliche Geſichter aus den Fenſtern machten. Den Schrank fand man dann originell, aber nicht ſtilrein, da eine Zierleiſte zuviel daran war und der Beſchlag aus einer andern Epoche ſtammte. Mit aller Wichtigtuerei hatte man aber Zeit verſäumt, und ſchließlich fand der behende Herr kaum noch ſo viel, geſchwind im Pfarrhaus einen Biſſen hinunterzuſchlingen, ſich daran den Hals zu verbrennen und dann zum Bahnhof zu laufen, um eben gleichzeitig

mit dem Zug dort anzukommen. Über den Hauptantrag hatte man nicht mehr weiter geſprochen; der Dechant wollte in einigen Tagen Beſcheid ſchreiben.

Bald darauf trat dieſer wieder ſeine Nachtwache an. Bei Linde hatte ſich ſeit der großen lebensgefährlichen Veränderung nichts weiter gewandelt. Sie lag ſtill, manchmal ſchlummernd, manchmal traumhaft denkend, nie lange mit offenen Augen, wie wartend da, auf ganze Strecken beinahe erfüllt, wenigſtens ſchien es dem Dechanten ſo, ohne Worte und auch meiſt ohne Regung, und auf Fragen oder Mitteilungen gab ſie ſelten ein Zeichen des Verſtändniſſes. Aber in jener Nacht, nach ein Uhr — der Dechant ſaß eben mit ſeinem Leben tief verſunken über dem Evangelium, das mit der großen Erkenntnis beginnt: „Im Anfang war das Wort!" — regte ſich die Kranke, und als der Dechant aufſah, begegnete er ihrem dunklen Fieberblick, in dem doch ſoviel geſammelte Klarheit lag und neuerlich immer mehr Wiſſen um die fortgeſchrittenen Dinge des Lebens und des Todes; jetzt wand ſich darin eine irdiſche Frage aus den überirdiſchen Verſtrickungen los, die ihm zu verraten ſchien, wohin immer noch ihre Gedanken ſich wendeten, wenn das Bewußtſein auf fliehende Augenblicke nach der Erde zurück aufklärte. „Wann — will Heinz kommen?" begehrte ſie zu wiſſen. „Hat er darüber — geſchrieben?"

Der Dechant wußte es nicht. „Er wird gewiß kommen, ſobald er kann, Kindchen," verſuchte er zu tröſten, indem er ihre weiße Hand ſtreichelte. Daß er ihm telegraphiert hatte, er ſolle ſeine Reiſe beſchleunigen, wenn er Linde noch lebend treffen wolle, mußte er verſchweigen, aber

ſie dachte es ſich. „Er iſt möglicherweiſe etwas ſchwieriger verwundet, als wir wiſſen, vielleicht an einem Fuß.“

Sie ſagte nichts dazu und lag wieder eine längere Weile mit geſchloſſenen Augen, ſo daß er nicht wußte, ob ſie ſchlief oder nur dachte. „Iſt Tante Malva noch da?“ fragte ſie darauf, ohne den Kopf zu wenden oder die Augen zu öffnen.

Der Dechant bejahte. „Möchteſt du ſie gern ſehen?“ fragte er einigermaßen zweifelhaft. Er hätte gern noch etwas Vermittelndes, ihr Fernbleiben Erklärendes hinzugefügt, aber er vermochte es nicht.

Sie ſchien einen Augenblick darauf zu warten. Dann bewegte ſie leiſe verneinend den Kopf. Und wieder nach einigen Momenten Zögerns taſtete ſie ſtill nach ſeiner Hand. „Ich danke dir, daß du bei mir wachſt. — Und Brigitt,“ ſetzte ſie noch hinzu.

Etwa zehn Minuten oder eine Viertelſtunde verharrte ſie ſo mit ihrer heißen hinfälligen Hand in ſeiner kühlen, erdenſicheren, während ſeine Gedanken ſich um Erinnerungen bewegten, die ihm aus dem ſozuſagen unterirdiſchen Verhältnis zwiſchen den beiden Frauen neuerlich immer deutlicher und ſchärfer bezeichnend entgegenkamen. Er begann ſogar mit ſchwerem Herzen zu ahnen, daß dies Verhältnis ein Verhängnis geweſen ſei nämlich für Linde, obwohl er von allen Schuldtatſachen noch keine einzige kannte, und nicht von weitem den wahren Umfang und die wirkliche ſchickſalhafte Abgründigkeit deſſen gewärtig war, was er jetzt ſchon Verhängnis nannte. Inzwiſchen überraſchte ſie ihn durch eine Mitteilung. Sie ſchlug die Augen wieder ganz auf und wandte ihm das ſchmale Krankengeſicht zu.

„Wenn Heinz kommt, ſo frage ihn nach dem Hohenlied," ſagte ſie plötzlich ganz klar. „Er weiß von allem. Wir haben es miteinander weggeſchafft. — Und ſage ihm, er ſoll — ſie nicht heiraten. Er würde ſehr unglücklich ſein. Seine Jugendgeſpielin läßt ihm das ſagen."

Ermüdet von der Anſtrengung des Sprechens legte ſie ſich in ihre Kiſſen zurück und regte ſich dieſe Nacht nicht wieder. Als bald darauf Brigitt kam, um den Dechanten abzulöſen — es ging gegen zwei Uhr —, nahm ſie keine Notiz davon, und auf eine leiſe Frage, ob ſie trinken wolle, gab ſie keine Antwort. Der Dechant verließ ſie wie vom Donner gerührt, obwohl ihre Stimme nicht viel ſtärker geklungen hatte als das entfernte Zirpen einer Grille, und nachdem er die erſte Nachthälfte bei ihr verwacht hatte, verbrachte er auch die zweite ſchlaflos um ſie und über den Geheimniſſen, die ſich nach wie vor um ihre ſtille Perſon bewegten. Warum, fragte er ſich ebenſo unruhig wie vergebens: warum hatte ſie ſo lange und hartnäckig über das Buch geſchwiegen, ſie, die ſonſt ſo offene und klare Seele? Warum war damals, als es ſich um die Einladung der Tante handelte, das Spiel mit verdeckten Karten geweſen? Nun befanden ſie ſich alſo doch alle im Unrecht gegenüber dieſer bitteren Frau! Wer wußte jetzt, wie dies eine Unrecht weiter gewirkt und Verhältniſſe verdorben und verzerrt hatte? Ferner, was war dem Kind von den Abſichten des Soldaten auf die Tante bekannt? Und woher wußte Linde davon, wenn nicht durch die Tante ſelber? Indeſſen mochte dieſe Frau nun ſchuldig oder unſchuldig ſein, war ſie ſelber ein Opfer ihres Verhängniſſes, während ſie andre

ebenfalls dazu machte, so wollte er ihr jede Billigkeit zugestehen, aber sonst nichts mehr. Sie hatte wieder auf ihrem ganzen Weg Zwietracht und Verderben gesät; er sah es an der Saat, die jetzt überall aufging. Der Friede des Hauses und Lindes Leben waren zerstört, ein junger Mensch verführt und ein alter zerrüttet; was der nächste Zeitlauf noch alles ans Licht bringen würde, sollte er hilflos dagegen erwarten, und dem ganzen Ergebnis wohnte sie täglich schwerer zu ertragen als die Siegerin bei. Das war der Tatbestand, den er feststellte, und aus dem er im Verlauf der Nacht und der Morgendämmerung Schlüsse zog.

Es war noch nicht hell, als er unfähig, länger liegen zu bleiben, sich erhob. Der Südwind herrschte noch in der Luft. Die Sterne zitterten und schwankten; der Himmel schien ganz in warme Luftströme aufgelöst, und über den Türmen des Domes stand unsicher die dünne Sichel des angehenden Mondes. In der Luft rauschte es wie von großen feuchten Flügeln; die Vögel, zu denen sie gehörten, sangen wunderbar durch den enteisten Raum für Liebende und Sterbende und für Menschen mit frisch aufgestörten, unbewachten Herzen. Jetzt begann auch die Glocke zur Frühmesse zu läuten. Ihr folgte der Dechant, den es zu gesicherten Gegenständen des Lebens zog. Zur Verwunderung des Vikars erschien er aus dem Dunkel des weiten Raums ernst und suchend im schwachen Lichtschein der Morgenhandlung, und von allen seinen Gläubigen war er der hungrigste und letzte. Der Kruzifixus blickte gewaltig und auffordernd auf ihn herab. Die Kerzen flackerten belebt und erwartend. In den

Fenſtern webte der erſte Tagesſchein. Die Bilder darin ſtanden noch ſchlafend, aber einige Farben träumten morgendlich. Nachdem der Dechant lange einſam in einer Bank geſeſſen hatte, verließ er tief geſammelt den hohen Bau, ohne ein einziges Mal an die Altertumsſchätze zu denken, die unter dem Chor begraben lagen.

Den Kaffee trank er früh und allein auf ſeinem Zimmer. Der Magd gab er den Auftrag, die Frau Profeſſor zu ihm zu bitten, wenn ſie gefrühſtückt habe. Inzwiſchen vertiefte er ſich wieder in das abgründige Eingangswort des Evangeliums. Wie ſo viele vor ihm und wenige mit ihm fühlte er, daß ſich in dem kleinen Satz der reifſte Gedanke des gottwiſſenden Menſchen darſtellte, jener Gedanke, der aus dem Bewußtſein des diesſeitigen Lebens zum jenſeitigen einmal und nicht wieder ohne Verwandlung durchgebrochen und unvernichtet zurückgekehrt war, beladen mit der Erkenntnis des menſchwiſſenden Gottes, die ihm dort als Gottes tiefſte entgegengetreten war. Gleich neben dieſem Wort ſteht für alle Zeiten der verſtändige Deutungsverſuch des Dichters: „Im Anfang war die Tat!“ und der Dechant bedachte auch dieſe eigenwillige Unternehmung. Aber er kam immer wieder auf denſelben Schluß zurück, nämlich daß ſie nichts erreichte und erreichen konnte als die ausgeleerte Form des kühnſten Gedankens, eine Handlichmachung des ungeheuren Ergebniſſes, Faſſung des Unfaßbaren und damit deſſen Verkleinerung, um es der ſinnenmäßigen Überſicht zur Nutzanwendung zu vermitteln. Je länger er die Umwertung betrachtete, und er betrachtete ſie ſchon ſeit ſeiner Jugend, deſto verdächtiger kam ſie ihm

vor, und deſto deutlicher glaubte er ſie zu erkennen als den genialen Verſuch des Weltmenſchen, den überſinnlichen Begriff in zwei Teile zu ſpalten, ihm den unendlichen Gott auszutreiben, um deſto vernünftiger mit dem Reſt auf Erden leben zu können, und, verſteht ſich, deſto anſehnlicher. Denn, ſo dachte er weiter, es iſt ſchon im Urſachenzuſammenhang unmöglich, daß im Anfang die Tat war. Nie iſt eine Tat der Anfang, und ſie als erſtes ſetzen, heißt den Gottesſohn zum Funktionär der Handlung erniedrigen, wie es denn auch gekommen iſt. Jetzt ſehen ſie nichts mehr als die Tat. Der Weg abwärts iſt beſchritten. Die urſprünglich hohe Tat wird zum Tun, das Tun zum Handeln und zum Handel, und ſchließlich beſteht die Tat in der Tonnenzahl einer Ausfuhr. Sobald ſich das weltliche Denken, auch das erleuchtetſte, eines göttlichen Gedankens bemächtigt, geſchieht es auf weltliche Art und führt es zur Verderbnis des Gedankeninhalts, der unbürgerlich und unfaßbar iſt. Darum empfand der Dechant auch ſtets beim Leſen des Wortes: „Im Anfang war die Tat!" eine Ernüchterung, eine Entheiligung, wie er ſie ſonſt nicht bei Goethe erlebte, der Gemeines zum Ungemeinen zu erheben wußte. Hier ſchien er ihm, trotz der bekannten Forderung der Ehrfurcht vor dem Unausſprechlichen, als Ausrufer der Tat lediglich am Beginn eines ernüchternden Zeitalters zu ſtehen.

Nein, ſagte er laut, indem er feierlich die Hand auf den tiefen Text legte, ſo iſt es: a m Anfang war die Tat, aber i m Anfang war das Weſen, durch das alle Dinge gemacht alſo getan ſind. Goethe verſchiebt den Schauplatz aus dem Innern ins Äußere, um zu ſeinem Reſultat zu kommen.

Weltfrömmigkeit ist nicht Gottesfrömmigkeit, aber diese enthält jene in sich, wie das Wesen die Tat enthält. So war im Anfang das Wesen, und das Wesen war bei Gott, und Gott war das Wesen. Wie er's noch ist, denn indem ich ihn ausspreche, ist er, und das ist allerdings die Tat. Verschweige ich ihn, so ist er nicht, und das ist die wahre Untat. Da ich in ihm bin oder nicht bin, so werde ich mit ihm mein Leben aussprechen oder mit ihm tot sein. Indessen geht die Tat ihren Weg und kommt zu ihrem Ende. Aber Gott, der das Wesen ist, und das Wesen, das Gott ist, gehen keinen Weg und kommen auch zu keinem Ende, sondern sie sind in unvergänglicher Wesenhaftigkeit sie selber, stürzen aus sich selber wesenhaft in die Seele des ehrfürchtigen Menschen, der durch seinen Glauben im Wesen begriffen ist, und aus der Seele wesenhaft in Gott zurück, der der Anfang ist. Das ist der unfaßbare und unbeschreibliche Kreislauf des göttlichen Wesens durch die Wesenhaftigkeit der gläubigen Seele, welche hier als die Beschließerin des Wesens und Vollenderin Gottes, ihres Vollenders, auftritt. Die wahre Tat aber ist ihrer beider lebendige Zeugung.

Es ging ihm übrigens seltsam. Während er diese Vorstellungen und Begriffe empfand und im erregten Geist hervorbrachte, stand in schweigender Bedeutung die hohe Gestalt des Erzbischofs über ihm und sah nicht ungnädig auf ihn her. Er selber war nicht groß und nicht klein, nur bereit und offen, und seine größte Größe bestand in seiner Möglichkeit, die er dunkel als grenzenlos empfand. Aber wieder erinnerte er sich des sterbenden Lebens in seinem Haus und seiner ungelösten Fragen, und der Bruch ging

hart und unversöhnlich durch seine Schöpfung. Denn wenn das Leben im Wesen alles bedeutete, wie ging es dann zu, daß ein abgedorrter Buchstabe das Leben vernichtete? Oder hatte nicht eine Leiche aus der großen Welt ein gottseliges Kind mit aller Liebe und Frömmigkeit zur Strecke gebracht? Da stand er wieder an, genau so, als ob er die greisenhafte Weisheit von der Eitelkeit alles Tuns betrachtete (in die auch jene verständig-unmystische Auslegung des mystischen Gott-Wesens zurückführen mußte) und nicht den sprudelnden Quell des ewigen Wesens selber.

Im rechten Augenblick trat daher das störende Gestirn seines Himmels bei ihm ein. Während sie die Tür auftat und er aus einer andern Welt gerissen nach ihr blickte, gab es eine Sekunde, in der er sich ungeheuer alt, verstaubt und reisemüde vorkam gegenüber dieser wohlgepflegten und aufs beste gekleideten Erscheinung, die immer nach einem frischen Parfüm duftete und sich niemals in einem Schmutz zu wälzen schien. „Nun," meinte sie nach der Begrüßung, seine verwühlte und übernächtige Miene übersehend, denn ihr ging es selber nicht zum besten: „Du willst mir wohl mitteilen, daß du dich entschlossen hast, den Ruf an die Universität anzunehmen?" Dabei ließ sie sich uneingeladen in seinem Polsterstuhl nieder, zwar nicht ganz so geschmeidig wie sonst, doch mit der Selbstverständlichkeit, die sie sich als seine Hauskatze angewöhnt hatte. Er beobachtete diese Anstalt mit einer unruhigen Art von Zorn.

„Das hätte ich dir wohl auch im Vorbeigehen mitteilen können, ohne dich zu einer so ungewohnten Zeit in mein

Zimmer zu bitten," erwiderte er langſam, ihre Erſcheinung mit einer neuen Art von Verſtändnis ins Auge faſſend. „Heute haben wir ein Geſchäft miteinander, das weiter führen wird. — Erinnere dich bitte an eine beſtimmte Reihe von Vorgängen, die ſich in meinem Haus ereignet haben. Es handelt ſich um Dinge, die drohend und ſündenbeladen mit deiner Perſon zuſammenhängen. Du führteſt damals aus, daß dir mein Haus etwas wie ein Zufluchtsort vor der Welt ſei, in dem du eine neue Innerlichkeit ſchaffen oder erwerben wollteſt. Nun, dein Wandel widerſpricht einer ſolchen Auslegung in weſentlichen Stücken. Du haſt wiederum Zerfall und Unheil um dich verbreitet. Tat man damals vielleicht ohne Willen dir unrecht, ſo haſt du das Unrecht nicht zehnfach, ſondern hundertfach bewußt vergolten mit Handlungen, die von einem Gaſt Vergehen darſtellen, wenn ſie" — ſeine Stimme wurde rauh und brüchig — „nichts Schlimmeres ſind. Du weißt, was hier bei uns in dieſen Tagen vor ſich geht. Ich überlaſſe es Gott, zu urteilen, inwieweit die Tragödie mit dir als dunkler Heldin zu ſchaffen hat. Ich werde nicht richten, um ſo weniger, als ich mich durch Unwachſamkeit und Gehenlaſſen in die Schuld mit verwirrt fühle. Aber eines iſt eine unerbittliche Notwendigkeit: unſre Wege müſſen ſich ſcheiden und das bald. Packe deine Koffer und klage nicht über Bruch des Gaſtrechts; du haſt's lange gebrochen. Was zerſtört iſt, iſt zerſtört; wir können's nicht wieder aufbauen. Aber die letzten Stunden und Handlungen wollen wir rein und unangefochten begehen. Du haſt einen feindlichen Geiſt. Hüte dich künftig vor den Kindern Gottes. Es

wird dir nicht leicht werden, Lindes Schickſal zu verantworten."

Er wandte ſich von ihr ab, weil er Mühe hatte, ihren Anblick zu ertragen, und wartete auf ihr Gehen. Aber ſie dachte noch nicht daran. Zuerſt war ihr ein eiſiger Schreck in die Glieder gefahren, denn jetzt das Haus zu verlaſſen bedeutete für ſie, die nicht einmal des Leutnants Adreſſe wußte, unweigerlich den Verluſt der letzten Hoffnungen und den Beginn des Alters; während der Dechant den jungen Mann den Wirkungen ausſetzte, die von der Sterbenden auf ihn übergingen, ſchloß ſich dort der Kreis wieder und wurde ſie einſamer, als ſie je geweſen war. Aber auch in dieſem gefährlichen Schreck wußte ſie ſich zu beherrſchen, und nachdem der Dechant mit Anſtrengung geendet hatte, zeigte ſie nichts hiervon als einen leicht verzerrten Zug um die dünnen Lippen.

„Das — ſind ja allerdings ſehr intereſſante Eröffnungen," ſagte ſie darauf. „Hoffentlich haſt du die Überſicht inſoweit behalten, daß du zu bemerken vermagſt, wie du mit der Tür ins Haus fällſt. Mit deinen Gemeindeangehörigen verfährſt du juriſtiſcher; du gibſt ihnen Gelegenheit, ſich zu verantworten, und unternimmſt nichts ohne Beweiſe. Dafür ſpringſt du bei mir mit einem herriſchen Saltomortale zum Urteil über, und ich habe den Platz zu räumen. Ich werde dir in dieſem Charakterfehler nicht zum zweitenmal helfen ſondern die Überlegenheit behaupten und hier bleiben. Ausgenommen den Fall, daß du Beweiſe gegen mich aufbringſt. Nun, den kann ich abwarten. Nachher wirſt du froh ſein, daß ich

dich vor der Wiederholung einer peinlichen — Unedelmütigkeit bewahrt habe."

Der Dechant hatte ſich mit einer Röte im Geſicht etwas haſtig nach ihr umgedreht; doch faßte er ſich, und ruhig erwiderte er: „Die Beweiſe ſind mit Heinz auf dem Weg hierher. Ich werde ſie dir nachſchicken."

Sie beſann ſich einen Augenblick, indem ſie erwägend auf ihre nervös wippende Schuhſpitze blickte. „Es iſt doch ſeltſam," ſagte ſie dann langſam, „daß du nicht wenigſtens von einer Partei Nachrichten beſitzeſt. Wozu habt ihr nun die Beichte? Oder beichtet Linde beim Vikar? Das wäre beinahe pikant. Und die Magd?" Und als er ſie nur verſtändnislos anſah, fuhr ſie noch ruhiger fort. „Sieh mal, irgendwo muß es jetzt doch bei dir hapern. Wenn du von der andern Seite nur halbwegs unterrichtet wäreſt, ſo würdeſt du außerordentlich billiger arbeiten. Du ſtürzeſt dich ſehr hoch in moraliſche Unkoſten, bemerke ich. Ich habe mit Heinz, um die widerliche Sache offen auszuſprechen, nichts zu tun gehabt, was man nicht wiſſen dürfte. Dagegen ſtelle ich mit Verwunderung feſt, daß man den Leuten einen ſchönen Tod vorſterben und als halbe Heilige gelten kann, alles mit einer Beichtſünde, einer ganz derben Verſchweigung im Gewiſſen. Da liegt ſie nun weiß und fromm mit ihrem Mädchengeheimnis, iſt abſolviert und womöglich ſelig geſprochen, und du tappſt über die gröbſten Vorgänge im Dunkeln. Nun, ſo höre. In jener Nacht — du weißt, welche — wollte ich mich in Heinzens Zimmer über gewiſſe Beobachtungen perſönlich überzeugen. Es war ungefähr um ein Uhr. Als ich durch die Tür trat, fand ich das Zimmer leer und

das Bett unberührt. Bei mir war er nicht, ſonſt hätte ich mir den Gang erſpart. Wenn er nicht bei Linde war, ſo ſteckte er bei dir oder war auf Abenteuer aus. Du ſagſt, daß der Beweis auf dem Weg ſei; ich ſehe ihm mit Ruhe entgegen, ſo wenig angenehm es einem reifen Menſchen ſein kann, ſich mit ſolchen Widerlichkeiten befaſſen zu müſſen. Indeſſen, du willſt es. Warten wir alſo ab."

Sie erkannte beinahe augenblicklich, daß ſie ſich nicht im Mittel, denn ſie beſaß kein andres, aber in der Anwendung vergriffen hatte. Einem noch ſo ſchweren Anfall von Zorn oder Entrüſtung hätte ſie ruhig ſtandgehalten, aber als er nun ſein gutes, männliches Geſicht voll Widerwillen von ihr wandte und mit trüber Schwere unter dem menſchlichen Schmerz, den er dadurch erlitt, ſtumm ans Fenſter trat, zunächſt offenkundig unfähig, ſich zu einer weiteren Antwort zu bewegen, erbleichte ſie. Wenn eine wirkliche Verleumdung nicht verfangen hätte, ſo wäre ſie um neue Lügen vielleicht nicht verlegen geweſen; zu erleben, daß eine echte Wahrheit ihr in der Hand verfaulte — unter ſolchen Umſtänden — und zur gemeinen üblen Nachrede wurde, erſchütterte ſie. Der Vorgang fiel als Urteil ungeſäumt in ihr Selbſtbewußtſein zurück und ließ ſie den Grad fühlen, bis zu dem ihre Leidenſchaft ihre moraliſche Stellung und damit ihren menſchlichen Kredit, der darauf beruhte, ſchon zerſtört hatte. Eine beſtürzende Empfindung durchfuhr ſie auf einen Moment, die ungefähr beſagte: „Es iſt weit mit dir gekommen, Malva!" Ihr von Jugend auf unfriſches Herz tat einige raſche, nervöſe Schläge, während ihr literariſch geladenes Hirn umſonſt darüber war, neue Auskunftsmittel zu

ſchaffen. Indeſſen tat der Dechant einen beſchwerten Atemzug und begann wieder zu ſprechen.

„Das iſt ganz genau ſo, wie damals Linde ſagte. Wer jemand nach dem Ganzen ſteht, der kann auch noch ein Buch geſtohlen haben; es liegt nichts daran. Er kann das erlegte Wild auch noch verleumden; es wiegt kaum mehr. Malva, wir ſind hier ſo von Kummer niedergedrückt und vom Schickſalsgefühl durchdrungen, daß einzelne Bösartigkeiten bei uns keinen Eindruck mehr machen. Ich wollte, daß du das begriffſt, damit du dir beſſer dienteſt. Was uns angeht, ſo haben wir nicht nötig, Heinzens Zurückkunft abzuwarten. In dem Brief, worin er ſie in Ausſicht ſtellte, ſchrieb er von gewiſſen Verlobungs- und Heiratsplänen, an denen — nicht Linde beteiligt iſt. Willſt du mehr Beweiſe? Was damals vorgegangen iſt, kann, wenn es irgend einen menſchlichen Sinn haben ſoll, doch nur dazu der Auftakt geweſen ſein. Ich füge noch hinzu, daß die arme Kranke, ich weiß nicht auf welchem Weg und will es nicht wiſſen, von dieſen abgeſchmackten Ausſichten erfahren hat; es war nicht möglich, daß ſie wenigſtens in Frieden ſtarb. Nun tun wir das Ganze mit einemmal ab. Und ſo geh' mit Gott!"

Endlich erkannte ſie, daß ſie dieſem Mann gegenüber, der nichts mehr verlangte, wozu ſie ihm verhelfen konnte, den Einfluß verloren habe, und erhob ſich mit leiſe zitternden Knien.

„Ich kann mir ja nicht denken, daß wir ſchon miteinander fertig wären," ſagte ſie bitter blickend. „Vielleicht haſt du dir in der Erregung noch nicht klar gemacht, ob du auch die Mittel beſitzeſt, deinen Willen gegen mich materiell

durchzuſetzen. Linde habe ich nicht die Nachricht hinterbracht, ich kannte ſie bis auf dieſen Moment ſelber nicht. Sie iſt ſehr intereſſant. Nun, wir werden ſehen.“ Mit einem verfallenen und vereinſamten Zug um den Mund ſchob ſie ſich hinaus. Es ſchien, als ob ſie nicht mehr Herrin ihrer Gelenke ſei. Die Mitteilung von Heinzens Abſicht, die ſie ſonſt als Sieg gefeiert hätte, brannte ihr nun wie Galle im Eingeweide, und mit letzter Kraftanſtrengung erreichte ſie ihr Zimmer.

Darauf übernahm der Dechant wieder die Wache bei der Sterbenden. Die Morgenſonne lag gnadenreich und hoffnungsvoll in ihren Fenſtern, indeſſen der Föhn von außen daran rüttelte und die Amſel im Garten kühnlicher zu ſingen anhob. Er trat ans Fenſter und ſah ſie ganz oben auf dem Bergamottenbaum ſitzen, in dem ihn Linde im Herbſt mit der Nachricht von der Ankunft des Leutnants überraſcht hatte. Er erinnerte ſich Bobs, der eifrig vorausgelaufen war, und der ganzen hellen Stunde, ſeufzte tief auf und wandte ſich ab, wieder der Kranken zu. Brigitt hatte gebeten, ſie wegen des Frühſtücks zu rufen, wenn Linde erwacht ſei; bisher war es noch nicht geſchehen. Vor Sorge kam ſie ſelber wieder ſehen und fand ſie, wie ſie während ihrer ganzen Wache gelegen hatte, mit geſchloſſenen Augen kaum atmend unbeweglich in ihrem Kiſſen; nur daß ſie jetzt durch den geöffneten Mund atmete. Brigitts bange Frage, ob das nun wohl zum Guten oder zum Schlimmen ſei, verſuchte der Dechant zu beruhigen, aber er ſelber machte ſich auf das Ende gefaßt, und ſie ſah ihm wohl an, was er dachte. Indeſſen hieß er ſie ſich erkundigen, ob ſie der Frau Profeſſor, die ab-

reiſen wolle, packen helfen könne, und wies ſie an, lieber die Hausarbeit dafür liegen zu laſſen. Einem überraſchten und forſchenden Blick der alten Seele wich er aus, doch kannte ſie ſeine Geſichter gut genug, um zu merken, was der Auftrag zu bedeuten habe, und ihr Herz ſchwoll ihr in allem Leid hoch auf vor Dankgefühl, unter dem einen bittern Verluſt wenigſtens ihren Herrn wieder zurückkehren zu ſehen. Sie nickte zwei-, dreimal zuſtimmend, nahm ihm erregt und ehrfürchtig ein Stäubchen von der Sutane und lief dann plötzlich davon.

Gleich darauf kam der Arzt, um zu ſehen und zu hören. Auf den neueſten Bericht machte er ein etwas dummes Geſicht, fand dann, daß man die Kranke wegen der Nahrungsaufnahme wecken müſſe, da ſie ſonſt zu ſchwach würde, und beendete den angeſtellten Verſuch mit der Erkenntnis, daß ſie bewußtlos ſei. Er ſchüttelte den Kopf, murmelte etwas von geheimnisvollem Patienten und begann ſich dann unvermittelt und beinahe bitter über Lindes Verſtocktheit zu beklagen. Nach ſeiner Meinung müſſe ſie unbedingt Schmerzen und Krämpfe haben, der Henker möge wiſſen, warum ſie ſie verleugne. Als ob es ſich um ein Liebesgeheimnis handle und nicht um eine Krankheit! Was man ihr nicht auf den Kopf beweiſen könne, das ſei nicht aus ihr heraus zu bringen, da müſſe man ſchon ein Zauberer und Prophet ſein, um ein richtiges Krankheitsbild zu bekommen. Wenn ihn einer frage, was mit dem Frauenzimmer los ſei, ſo könne er nur ſagen, daß er keine Ahnung habe. Na, man ſolle ſich mal aufs Schlimmſte gefaßt machen und das Beſte tun, das rate er immer bei bedenklichen

Kriſen. Der Teufel möge es wiſſen, wiederholte er ärgerlich: gerade als ob die Krankheit eine Kapitalanlage wäre, aus der ſie Zinſen zöge, oder ein gutes Geſchäft, von dem ſie die Konkurrenz fernhalten wolle. Dann verſchrieb er im Zorn etwas, was kein Menſch leſen konnte, und fuhr ab. Draußen hörte ihn der Dechant noch zu Brigitt etwas von Nahrung einflößen ſagen, aber vorſichtig, in ganz kleinen Quantitäten, damit nichts in die Luftröhre komme. Gleich darauf trat ſie wieder ein und meldete, daß Frau Profeſſor ſich zu Bett gelegt habe, doch hoffe ſie, am Nachmittag wieder aufzuſtehen.

Dasſelbe hofften der Dechant und Brigitt, die ſtillſchweigend der Anſicht waren, daß ihr die heutige Ausſprache auf die Nerven gefallen ſei. Aber ſie ſtand auch im Verlauf des Nachmittags nicht auf; am Abend meldete der Thermometer ſogar Fieber, und in der Nacht überfiel ſie ein ſo heftiges Erbrechen, daß ſie etwas blutigen Schaum mit erbrach, nachher überhaupt nur noch Schleim und Blutſchaum. Sie ächzte ſehr, und die Glieder zitterten ihr, daß ſie nichts anfaſſen konnte. Als der Kreisphyſikus am andern Morgen kam, ſprach er von möglicher Infektion im Verlauf der aufopfernden Pflege, Überanſtrengung und einigen andern Dingen, glaubte aber übrigens doch nur an influenzöſe Baſis, und verſchrieb Diät und Ruhe.

Im Lauf des Vormittags traf dann ein Telegramm von Heinz und mit dem Abendzug er ſelber ein, etwas abgemagert und blaß und mit dem Arm in der Schlinge.

Drittes Kapitel

Heinz muß mit seinem Blut besiegeln, daß er kein Held mehr sein will.

Des Leutnants Schicksale, soweit sie nicht aus seinen Briefen schon sichtbar wurden, bestanden seit jener Engländernacht äußerlich in den nervenzerrüttenden oder abstumpfenden Vorgängen des Schützengrabenkrieges und in periodischen dumpfen oder ausschweifenden Abwechslungen während der Zeiten der Reservestellung in den Dörfern und Städten hinter der Front. Mit Engländern hatte er's nach jenem letzten, furchtbaren Kampf nicht mehr zu tun bekommen; beim nächsten Vormarsch war sein Truppenteil gegen Franzosen und dann der Reihe nach gegen Turkos, Zuaven, Senegalneger, Marokkaner und Südfranzosen eingesetzt worden. In der letzten Zeit lag er einem Pariser Regiment gegenüber, das nach allgemeiner Bestätigung sehr mutig arbeitete; es war ein gefährlicher Gegner, der die größte Wachsamkeit und Aufopferung nötig machte, Fähigkeiten, an denen es andrerseits wieder im deutschen Truppenteil nicht mangelte. Die frischen Mannschaften, mit denen die damals beinahe aufgeriebenen Kompagnien neu aufgefüllt wurden, brachten nicht nur die hohen kriegerischen Eigenschaften ihrer Stämme mit sondern übernahmen auch besinnungslos den besonderen Geist des Regiments, und so fanden die Pariser viel saure Arbeit aber wenig Feste. Es gab genug junge Kräfte, die tatenlustig Heinzens frühere kühne Regsamkeit aufgriffen, wo er sie hatte liegen lassen, und die jetzt ebenso von sich reden machten, wie ehedem

von ihm geredet worden war. Er seinerseits ließ es in dem selbstbestimmten Umfang seiner Tätigkeit an keiner Aufmerksamkeit und strengen Pflichterfüllung fehlen. Dazu fand man ihn als „alten Krieger" im Besitz beider Eiserner Kreuze und von Orden, die sich infolge jener Kämpfe noch um einen vermehrt hatten, und wußte obendrein, daß er aus den gleichen Ursachen sehr früh zum Oberleutnant aufgerückt war. So besaß er bei den Jungen durchaus das Ansehen einer Respektsperson, und da er einen ziemlichen Befehlsbereich — neuerlich, solange der Hauptmann beurlaubt war, einen Kompagnieabschnitt — unter sich hatte, so verlangte auch niemand heldenhafte Ausfahrten von ihm, sondern man war es zufrieden, daß er die Verteidigung umsichtig und furchtlos führte und die Heldengänge den Jungen überließ. Seine Kameraden kannten ihn als vorsichtig, immer etwas zurückhaltend und stets um eine Spur lieber zum Abwarten geneigt als zum Zugreifen, und bei den Vorgesetzten hatte er die Geltung eines etwas schwerblütigen und pessimistischen aber talentvollen und durchaus verläßlichen Offiziers, bei dem eine Truppe gut aufgehoben war, und um den man sich weiter keine Sorge zu machen brauchte.

Über die Dinge in der Heimat war er fortlaufend gut unterrichtet, aber je länger, je ausschließlicher durch die Tante anstatt durch seine wahre Freundin, die immer schweigsamer wurde. Sein Einfluß auf die Entwicklungen nahm im gleichen Maß ab; sie beeinflußten ihn. Er sah auch ziemlich deutlich ein, daß er sein Schicksal aus der Hand verloren habe und in einer manchmal beun-

ruhigenden Weiſe geſchoben und Zielen zugeſtoßen wurde, über die er ſich in aller Arbeit und Inanſpruchgenommenheit durch ſeinen neuen Dienſt lange nicht genügend Rechenſchaft geben konnte. Er vermochte naturgemäß nur noch zu ſehen, was man ihm zeigte. Da die alte Freundin ſich zurückzog und die neue ſich immer mehr in den Vordergrund ſchob, ſo dachte er, ſich langſam gegen jene verſtimmend, mehr an die neue und an ihre Kapitalien und Beziehungen. Etwas mußte ja nach dem Krieg im Frieden mit ihm geſchehen. Da ihm aber ganz die geiſtige Freiheit abging, darüber nachzudenken, ſo war er es auf lange Strecken zufrieden, daß jemand anderer für ihn dachte, während er kämpfte, beaufſichtigte, Meldungen gab und Befehle entgegennahm. Trieb ihn nicht ſchon in der Nacht ein Alarm aus ſeinem Unterſtand, ſo erhob er ſich morgens mit ſchweren Gliedern und dumpfem Kopf von ſeinem Lager, erinnerte ſich an den herrſchenden Zuſtand und ſeine Obliegenheiten, und dann begann wieder die krachende und feuerſpeiende und ſo eintönige als gefahrvolle Mühle des Tages. Abends ſpät ſank er müde und ohne jeden Gedanken hin und ſchlief ſofort ein. Die wenigen Ruhepauſen waren mit Eſſen oder mit denſelben ewig gleichen Geſprächen und Witzen ausgefüllt, die ebenſo ewig gleich von einer Meldung, einem Befehl, einem höheren Beſuch zur Inſpizierung oder einer feindlichen Unternehmung unterbrochen wurden. Das übrige war für ihn Rauchen, Warten, Handeln, in Untätigkeit zurück ſinken, ſich wieder aufraffen, um ſich über dies oder jenes Ereignis Rechenſchaft zu geben, einen zweckmäßigen Entſchluß faſſen, das Nötige

anordnen, und dann von neuem warten, brüten, gleichgültige Worte wechseln, Verwundete vorbeitragen sehen, Munition anfordern, die Abgänge melden, Dienſttagebuch führen, das Waſſer aus den Gräben ſchaffen laſſen, den Schlamm durch die Einführung von Steinen und Brettern bekämpfen, in naſſen Kleidern frieren, gelegentlich hungern, und immer weiter warten, warten, warten! Zum Leſen hatte er weder Zeit noch, wenn ſich wirklich eine Stunde dafür fand, Luſt. Was in der Heimat gedacht und geſchaffen wurde, erfuhr er nicht. Die kulturpolitiſchen Geſpräche ſeiner jungen Offiziere oder gebildeten Mannſchaften blieben ihm gleichgültig, und er nahm kaum Anteil daran. Er ſtand oft durch viele Tage unter einem gleichmäßigen ſeeliſchen Druck, unter einer geiſtigen Verödung, die ihn ſtumpf leiden machte, ohne daß er durch das Bewußtſein darüber Herr wurde. Der Zuſtand ließ nach, verſtärkte ſich, ging und kam wieder, und Heinz handelte dabei auf weite Strecken wie eine aufgezogene Mechanik. Er ging halb bewußtlos mit Denkformen um, wandte Erfahrungen andrer Leute an, und wenn er einmal ins Bewußtſein ſeiner Lage auftauchte, ſo geſchah es mit einer Regung der Ungeduld über ihre Unüberſichtlichkeit, und tat er irgend etwas, nur um damit für diesmal wieder fertig zu ſein, und zwar immer das nächſtliegende. Auf dieſe Weiſe, und weil ſich Linde ſtets weiter aus ſeinem Blickfeld zurückzog, kam ſeine Antwort auf das drängende Entweder-Oder der Tante zuſtande, die dann Linde zur Auflöſung der Verlobung veranlaßte. Er nahm auch dies Ereignis dumpf und bedrückt wie ein Gefangener zur Kenntnis und antwortete automatiſch.

Der neue philoſophiſch tröſtende Brief ſeiner künftigen Braut brachte ihn wieder halb zum Bewußtſein, und ſo antwortete er unwirſch und von der Verwirrtheit der Dinge tief verdroſſen. Vielleicht hatte er wirklich nicht genug Zeit gehabt, ſich von den Schrecken jenes Kampfes mit den Engländern zu erholen, und war in einem unwiederhergeſtellten körperlichen Zuſtand in neue Schrecken gegangen. Sein Vorſatz, künftig nur das Unerläßliche zu tun, deutet nach dieſer Richtung; daß dabei immer noch ſo viel Tüchtiges und Ganzes herauskam, ſpricht nur für den Wert und die bedeutende Geſamtanlage ſeiner Natur.

Inzwiſchen kam ſeine Verwundung, und damit hatte es einen ſehr organiſchen und einfachen Zuſammenhang. Während er damals trotz, oder, wie die Verhältniſſe lagen, wegen ſeines unbegrenzten Heldentums unverwundet geblieben war, ereilte ihn diesmal wegen ſeines begrenzten das franzöſiſche Bajonett. Die gegenüber liegenden Franzoſen, leidenſchaftliche Sucher der großen und Geniesder kleinen Vorteile, hatten neuerlich angefangen, ſich mit vermehrtem Eifer auf dieſe zu werfen, um jenen ſchrittweiſe näher zu rücken. Tag und Nacht arbeiteten die Mineure, und das Gefühl der Unſicherheit nahm außerordentlich überhand. Kaum war hier ein Minengang abgefangen, ſo meldeten die Horchpoſten das verräteriſche ſcharrende Geräuſch an einer andern Stelle. Heldenhafte und erbitterte Kämpfe ſpielten ſich geheim ab, auf die keine Sonne und kein Stern blickte, und bei denen der Ringer auf Leben und Tod auch das Bewußtſein entbehren mußte, wenigſtens in Gemeinſchaft von

Kameraden zu bluten; ſein Minenſtollen wurde zugleich ſein Grab. In der Luft kreiſten zu jeder Tageszeit die behenden Fahrzeuge des genialſten Dämons, machten photographiſche Aufnahmen, warfen Bomben, verfolgten und wurden verfolgt. Und unaufhörlich ſprangen von der Erde die ſchwarzen Fontänen der Granateinſchläge auf. In dieſen Einſchlägen verwickelte ſich Heinzens Schickſal.

Den Pariſern kam es darauf an, ſich näher an den deutſchen Schützengraben heran zu arbeiten, um beim nächſten Sturm einen kürzeren Sprung zu haben. Ob der Schuß bei der ſchweren Artillerie beſtellt war oder nicht, jedenfalls ſchlug eines Nachmittags eine großkalibrige Granate genau in der Mitte zwiſchen beiden Linien in den Boden und warf einen ungeheuren Trichter aus. Der Staub und Rauch der Exploſion lag noch in der Luft, da ſah man ſchon einen Trupp Franzoſen in voller Schnelligkeit herzulaufen, um ſich in den Trichter zu werfen und den herwärtigen Rand zu beſetzen. Sie hatten auch gleich ein Maſchinengewehr mit, das in unglaublicher Schnelligkeit aufgeſtellt und ſchußbereit gemacht wurde; ſchon drohte die Mündung gegen die deutſche Linie, bereit, augenblicklich Blei und Stahl zu ſpeien, ſobald ſich aus dem diesſeitigen Graben etwas regte. Die kurze kriegeriſche Entfaltung hatte im deutſchen Schützengraben allgemein imponiert, aber es dachte niemand daran, daß die verwegenen Burſchen längere Zeit in dem Loch würden bleiben können außer tot, und eine Empfindung wie Bedauern klang aus den wenigen wortkargen Bemerkungen, die dazu gemacht wurden. Wie man ſie heraustreiben

oder darin mit den Nägeln des Todes feſtnageln ſollte, darüber machte man ſich weiter keine Gedanken; das war die Sache der Gefechtsleitung.

Die Gefechtsleitung war in dieſem Fall Heinz. Er beobachtete mit düſterm Blick und ſtarkem Unluſtgefühl den ganzen erfinderiſchen Vorgang und war ſich auch nicht über ſeine Tragweite im unklaren. Sein Graben bildete den Flankenteil einer vorſpringenden Feldbaſtion; was ihm geſchah, das geſchah der ganzen Stellung, und es war nicht gut, daß die Franzoſen in dem Trichter ſaßen. Er ließ die kühnen Männer unter geſammeltes Feuer nehmen, richtete ſeine Maſchinengewehre auf ſie und verſchoß ziemlich viel Munition, obwohl er ſparen ſollte, ohne etwas Sichtbares auszurichten. Das feindliche Maſchinengewehr vollends ſchwieg ſich tückiſch aus; es wartete eine andre Gelegenheit ab, um ſeine koſtbare und abgezählte Munition an den Mann oder die Männer zu bringen. Einige Soldaten und Unteroffiziere, die ſchon an andern Plätzen erfahren hatten, was Krieg iſt, erwarteten nun einen Aufruf von Freiwilligen, um das Neſt auszuheben und ſelber zu beſetzen, aber es kam kein Aufruf.

Dieſer Zuſtand blieb etwa eine halbe Stunde ſo im Unentſchiedenen ſchweben, als in einiger Entfernung von der erſten eine zweite ſchwere Granate einſchlug und zwar vor dem linken Flügel der Kompagnie, wo die Stellung an einen Steinbruch ſtieß. Die Leute eröffneten ungeheißen ein eifriges Feuer in den Pulverrauch hinein, aber als der Erdregen ſich niedergeſchlagen hatte, ſaß ein Trupp Franzoſen auch im neuen Trichter; dieſe hatten ſogar zwei Maſchinengewehre mit. Auf dem Weg dazu

lagen einige Tote und Schwerverwundete, aber das Loch ſchien dennoch ſtark beſetzt zu ſein; ſie hatten alſo mit Abgang von vornherein gerechnet. Es erhob ſich für die nächſte Zeit wieder eine wütende Schießerei, an der ſich aber die Männer in den Erdlöchern nur mit wenigen günſtigen Schüſſen beteiligten. Auch dieſe Maſchinengewehre ſchwiegen und warteten. Nach einiger Zeit ſah man am Auffliegen von Erde, daß zuerſt im einen, dann auch im andern Trichter geſchaufelt wurde und zwar in der Richtung gegeneinander.

Heinz beobachtete und wartete, er wußte nicht, worauf. Schließlich ſtellte er das Feuer ab, um für die größern Vorgänge, die ſich aus dieſen kleinen entwickeln mußten, die Munitionsbeſtände zu ſparen, gerade wie die Männer in den Trichtern, obwohl er fühlte, daß ihm ein andres Verfahren zukam. Es iſt nie ganz aufgeklärt worden, aus welchen Beweggründen an dieſem unglücklichen Tag Heinz handelte oder nicht handelte; das meiſte erklärten ſich ſeine Vorgeſetzten ſchließlich wohlwollend mit ſeiner zu großen Jugend für die Verantwortung, die auf ihm lag. Was er dumpf und von ſeiner Unbeweglichkeit gepeinigt erwartete, das geſchah. Mit großer, beinahe tollkühner Genauigkeit plazierte die franzöſiſche ſchwere Artillerie einen dritten Treffer zwiſchen die erſten beiden, worauf ſich alles programmgemäß wiederholte, nur daß diesmal bei den Deutſchen kein Schuß losging, zur großen Verblüffung der Pariſer. Auch hier bemerkte man nach der Klärung der Luft eine Gruppe Schützen und ſchon arbeitende Pioniere nebſt zwei Maſchinengewehren. Der Grund, warum diesmal niemand geſchoſſen hatte,

lag darin, daß nun die meiſten vermuteten, Heinz habe es auf eine mehr ſummariſche Aktion abgeſehen und wolle dafür vielleicht die Nacht abwarten; möglicherweiſe hatte man für den Zweck Verſtärkungen zu gewärtigen. So war man denn im deutſchen Graben getroſt und rüſtete ſich auf die Dunkelheit, und den kecken Pariſern wollte niemand weiter gram ſein, zumal man ſie am andern Morgen gefangen wegzuführen gedachte, verſteht ſich, wer den Spaß mit dem Leben überdauerte.

Aber es gibt im Frieden wie im Feld eine Art von ſeeliſcher Wetterkunde, eine hellſeheriſche Witterung von der Dichtigkeit oder Flauheit einer moraliſchen Luft. Die Kommandanten des Gegengrabens fühlten flaue Luft von den Deutſchen herüberwehen. Aus den Mitteilungen der Gefangenen ergab ſich nachher für die deutſche Oberleitung etwa folgendes Entwicklungsbild. Den Pariſern hatte das ganz unerwartete Verhalten der Deutſchen lebhaft zu reden gegeben. Entweder, ſagte man, ſeien ſie ſchlecht kommandiert, und dann mußte man raſch zugreifen, oder ſie planten eine eigene Unternehmung, dann mußte man ihnen zuvorkommen. Schließlich wurden die Kommandanten einig, daß es an der Führung fehlen müſſe; es ſprachen für dieſe Auffaſſung eine gewiſſe Reihe kleiner, aber belegender Tatſachen. Man verſtändigte ſich mit der Brigade, und dieſe benachrichtigte die Artillerie, die plötzlich den deutſchen Graben unter Präziſionsfeuer und nachher noch eine halbe Stunde unter Trommelfeuer ſetzte. Neue Schwärme kamen hinter dieſem eiſernen und feurigen Vorhang aus dem franzöſiſchen Graben heraus, warfen ſich zwiſchen die Trichter hin und gruben

sich eilig oberflächlich ein. Kaum war der letzte Schuß der Artillerie gefallen, so schnellten sie mit großer Behendigkeit vom Boden auf und stürmten auf den deutschen Graben los.

Heinz hatte auch diese Entwicklung vorausgesehen, aber jetzt war es schon zu spät für irgendwelche Gegenbewegungen; seine Leute wären unter dem Feuer der vorgebrachten Maschinengewehre nur dem offenen Tod ins Haus gelaufen, ohne das geringste auszurichten.

Den Parisern glückte es nun freilich nicht so schnell, wie sie gerechnet hatten. Die erste Sturmwelle, oder was davon nach vorne kam, mußte vor den Drahthindernissen liegen bleiben. Die Pariser taten es weiterfeuernd und mit erbitterter Zähigkeit in Erwartung der Unterstützung. Inzwischen hatten sich die Trichter und die Zwischenstellungen neu angefüllt und wieder geleert, aber auch die zweite und dritte Welle kam nicht zum Ziel, doch bildete sich aus allem Getröpfel etwas wie eine Rinne oder eine allervorderste Angriffslinie dicht vor den deutschen Gewehren, und jetzt begannen auch die fünf Maschinengewehre zu spielen, die von den tollkühnen Männern aus den Trichtern herausgeschafft und auf dem Feld frei aufgestellt worden waren.

Unter allem schweren Verdruß bemerkte Heinz den großen Unterschied zwischen dem damaligen englischen Angriff und dem heutigen französischen. Die Engländer führten ihren Krieg als sportliche und brutale Einzelleistung, während die Franzosen als ausgemachte Gesellschaftsmenschen geschickt und oft dämonisch fein einander in die Hände arbeiteten und in der Mechanik einer gemeinsamen Unter-

nehmung von keinem Volk der Erde übertroffen wurden. Es war ihm ſpäter nicht einmal möglich, alle Einzelvorgänge ſich zu vergegenwärtigen, durch die ſie ihn überraſcht, unterlaufen, feſtgenagelt und gelähmt hatten, um dann mit einem wütenden Geſamtſchwung den entſcheidenden Vorſtoß anzuſetzen. Den ließ er freilich nicht untätig über ſich ergehen, aber auch nicht tätig genug. Er fragte zwar nicht danach, ob er ſich ausſetzte oder nicht, war da, war dort, ſchrie Anordnungen durch den hölliſchen Lärm der Handgranaten, ſchickte Leute auf entblößte Stellen, jagte Leichtverwundete auf ihre Poſten zurück, ſchoß auch den einen oder andern eindringenden Franzoſen mit ſeinem Revolver nieder und machte durchaus den Eindruck eines tätigen, umſichtigen und aufopfernden Truppenführers. Aber als ſein vorderſtes Maſchinengewehr, um das ſich der Kampf ſchließlich zuſpitzte, den letzten Mann verlor und nur noch allein ſtarr geradeaus feuerte, bis das Band abgelaufen war, um dann plötzlich zu verſtummen, ſprang er nicht helfend ein, obwohl er der Nächſte dazu war und mit der Mechanik umzugehen wußte, ſondern indem er den unheimlichen Vorgang irgendwie geſpenſtiſch berührt beobachtete, ſprach eine Stimme zu ihm: „Jetzt iſt's um alle geſchehen!“ und kam eine ſolche unerträgliche Trübung über ſeinen Geiſt, daß er auf einen Moment daran dachte, ſich das Leben zu nehmen. Er ſah noch, wie ein junger Offizier im Stahlhelm elaſtiſch neben dem Maſchinengewehr in den Graben ſprang, nach links und rechts je eine Handgranate ſchleuderte und dann mit ſchnell gezogenem Revolver auf ihn zulief. Aber gleichzeitig empfing Heinz einen Stoß von

hinten in die Schulter, der ihn vornüber zu Boden warf und ihm sehr wahrscheinlich das Leben rettete. Wie sich nachher zeigte, stammte er von einem französischen Bajonett. Der Stich war ihm über dem Schulterblatt in den Rücken und unter dem Schlüsselbein aus der Brust gedrungen. Was weiter geschah, wußte er nicht, weil er ohnmächtig wurde.

Die Pariser wurden nun trotz dieses Erfolges nicht warm in dem deutschen Graben. Sie hatten kaum Zeit, die unverwundeten Gefangenen und die marschfähigen Verwundeten wegzuführen, so setzte schon die Gegenaktion aus den flankierenden deutschen Nachbargräben ein; das Vorgelände wurde für französische Unterstützungen durch Artilleriefeuer gesperrt, und die fremde Besatzung von beiden Seiten Mann für Mann aufgerieben, bis sich die letzten sechs ergaben, auch schon reichlich blutend und mit leeren Gewehrläufen. Die aufgehenden Sterne fanden die Deutschen wieder im Besitz des Grabens und Heinz zur ersten Not verbunden auf dem Weg zum Etappenlazarett. Seine Lunge war nicht verletzt, dagegen hatte er während der Rückeroberung des Grabens noch ein deutsches Gewehrgeschoß in den Oberarm bekommen, mit dem zweiten glücklichen Umstand, daß der Knochen nicht getroffen war. Die Trübung seines Geistes hatte sich nicht gelichtet sondern war noch schwerer und qualmiger geworden. Sie hielt auch die nächsten Tage noch an und machte ihn wortkarg und finster. Dazu erfüllte ihn eine unerklärliche Unruhe, die ihn im Schlaf schreien und aus wirren Träumen auffahren ließ und sich im Wachen als unaufhörlicher Drang äußerte, irgend etwas zu tun, anzuordnen, einzuschreiten, zur

Ruhe zu bringen. Der Oberſtabsarzt ſagte lächelnd zu ihm, für ihn ſei es auch Zeit geweſen, daß er einmal verwundet worden ſei, aber etwas weniger hätte hingereicht. Heinz verſtand ihn nicht und maß den lächelnden Mann mit einem feindlichen Blick. Aber indem ihm mit fortſchreitender Ablöſung von der kriegeriſchen Spannung ſeine bürgerlichen Verhältniſſe wieder näher traten, warf ſich ſeine verdroſſene Unruhe auf dieſe, und in der Meinung, ſich Befreiung zu verſchaffen, ſchrieb er jenen Brief an den Dechanten, worin er ſeine bevorſtehende Ankunft und die beabſichtigte Verlobung mit der Tante anzeigte. Daß beides zuſammen eine unbegreifliche Roheit ergeben mußte, fühlte er dunkel und geplagt, aber es war ihm unmöglich, ſich der Zwangsvorſtellung zu entziehen. Nur ahnungsweiſe war ihm bewußt, daß er mit der Roheit ſich ſelber an den Leib wollte, und gar nicht, daß ſeine Seele an die Verlobung im letzten Grund nicht glaubte.

Nach zwei Tagen bekam er die Depeſche des Dechanten: „Wenn du Linde am Leben treffen willſt, komm bald möglich.“ Sie beſtürzte ihn kaum und beſtätigte ihn nur, er wußte nicht worin. Indeſſen machten ſich die Ärzte ernſthaft Sorge um ſeinen Gemütszuſtand, und die Reiſeerlaubnis zu einer Sterbenden bekam er daher nur mit Mühe und erſt, als ſie ſahen, daß ſie mit der Verweigerung die Sache noch ſchlimmer machten.

Viertes Kapitel

Die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Ein Nachtgespräch. Linde mahnt ihre Hausgenossen zu ihrem Sterben. Vor dem Dechanten reißt der letzte Vorhang.

Als Brigitt auf das Läuten der Glocke die Haustür aufmachte und Lindes gewesenen Geliebten draußen erblickte, brach sie, keines Wortes mächtig, augenblicklich in Tränen aus. Die Frage, ob Linde noch lebe, beantwortete sie mit einem heisern Krächzen und wiederholtem Kopfnicken. Darauf führte sie ihn blind und taub vor Leid zum Dechanten.

Auch dem Dechanten wurde das Sprechen zunächst sauer, als er so abgemagert und mit unreinem Blick den Freund seiner Linde vor sich stehen sah. „Grüß dich Gott, Heinz," sagte er ernst. „Wie geht's dir? Bist du schwer verwundet? Setz' dich; die Reise wird dich ermüdet haben. Kommst du in einem Zug aus dem Lazarett?"

Heinz gab mit kurzen Worten Auskunft und fragte dann nach Linde, während sein Herz, nach langer Zeit zum erstenmal wieder, bei diesem Namen sich dumpf regte, und in seinem düster verhängten Blick auf Sekunden etwas aufschimmerte wie ein vorbeischwebender Engelsflügel, aber nur auf Sekunden. Die lebendige Regung des Herzens hielt jedoch an; es war eine erste Regung zur Auferstehung. Der Dechant allerdings wollte diesem heimgekehrten Sohn kein Kalb schlachten.

„Ich dachte, du würdest zuerst nach Tante Malva fragen," erwiderte er nicht ohne Bitterkeit. „Sage mir doch, wie ist es möglich, daß eine Seele, die du geordnet

und geheiligt hier forttrugſt, in kurzer Zeit ſo unendlich verwildern und verrohen konnte? Oder warſt du ſchon nicht mehr geheiligt, als du gingſt? Was ſoll ich mit dieſer Verlobungsvoranzeige? Ich habe deinen Brief nicht verſtanden und werde ihn nie verſtehen, und er hat mir ſchlafloſe Nächte gemacht. Zuerſt wollte ich dich dringend erſuchen, das Feſt wo anders zu feiern, und das tue ich auch jetzt. Aber darüber hinaus ſagte ich mir, daß es nötig ſei, dich reden zu hören. So rede, ſieh deine ehemalige Geliebte, ſchlafe einmal unter meinem Dach, wenn du kannſt, und geh' morgen wieder. Aber zuerſt rede. Haſt du dich ſchon in jener Nacht mit Tante Malva, deiner jetzigen Verlobten, vergangen? Hat ſie dich verführt, indem ſie deine Sinnlichkeit ausnutzte? Und iſt dieſe Verlobung eine phyſiſche Folge davon, wovor Gott ſein möge? Ich bitte dich, ſprich jetzt Wahrheit; unſer ganzes Verhältnis hängt daran und vielleicht auch deine ganze Zukunft."

Heinz hatte dem Dechanten eine Zeitlang mit einer halb geweckten Aufmerkſamkeit ins Geſicht geſehen. Nun ſchaute er düſter vor ſich hin und beſchäftigte ſich unruhig mit dem Eindruck, den ihm der Geiſtliche machte, und mit der neuen ſittlichen Entſchiedenheit, um nicht zu ſagen: Leidgröße, die von ſeinem Blick und von ſeinen Worten ausging. So hatte ihm ſein Oheim vielleicht nur noch in ſeiner früheſten Jugend imponiert, und es gab ihm zu denken, daß nun zum erſtenmal wieder ſich dieſer weite und bedeutungsvolle Abſtand zwiſchen ſeiner eigenen ſittlichen Altersſtufe und der des vorgerückten Mannes auftat. Indeſſen beantwortete er die geſtellten Fragen beinahe mechaniſch.

„Ich habe nichts mit Tante Malva zu tun gehabt," ſagte er. „Unſre Beziehungen haben ſich erſt ſeither angeknüpft. Iſt in jener Nacht etwas geſchehen, ſo war ſie jedenfalls nicht daran beteiligt."

„Es iſt ſchon etwas, daß wenigſtens deine Beteiligung feſtſteht," bemerkte der Dechant mit großem Blick. „Wer kommt noch in Betracht?" Aber Heinz antwortete auf dieſe Frage nicht, und eine Zeitlang ging der Dechant denkend vor ſeinen Büchergeſtellen auf und ab. „Tante Malva machte mir einige Mitteilungen, die ſeltſam klingen," hob er darauf widerſtrebend von neuem an. „Sie erzählt, daß ihr gewiſſe Vorgänge aufgefallen ſeien und ſie ſich in der Folge davon nach deinem Zimmer begeben habe, um ſich zu vergewiſſern. Sie habe dein Zimmer leer und dein Bett unberührt gefunden. Kann ſie das nach der Wahrheit behauptet haben?"

Heinz hob etwas überraſcht das Geſicht, doch nicht betroffen, dazu war er jetzt noch zu ſchwer zu bewegen. „Linde hat alſo nichts gebeichtet!" ging es ihm verwundert durch den Kopf; der Verwunderung folgte eine unbeſtimmte, hoch mit Trübſinn beſchwerte vergrößerte Anſchauung von ihrem Weſen. „Ich weiß nicht, was Tante Malva getan und geſehen hat," ſagte er dann, wieder mit einem Anflug von Unluſt. „Darüber muß ſie ſich ſelber verantworten." Er ließ den Kopf grübelnd wieder ſinken.

„Du mißverſtehſt mich, Heinz!" mahnte der Dechant eindringlich. „Wer ſich jetzt verantworten muß, das biſt du, und es handelt ſich hier nicht um die Tante Malva ſondern um deine Menſchlichkeit, die bitterlich in Frage ſteht. Das iſt für uns der einzige Sinn ihrer Mitteilung."

Er ſtieß auf einen neuen Gedanken und ging ihm zögernd nach. „Warſt du — jene Nacht in der Stadt?“

Heinz bedachte ſich einen Moment, dann ſagte er mit dem Ausdruck von Geplagtheit: „Ja, ich war in der Stadt. Ich — hielt das alles nicht aus, ich mußte mich betrinken. Das möchte ich am liebſten auch jetzt. Ich habe mich ſeither oft betrunken. Aber laſſen wir das; kann ich jetzt Linde ſehen?“

„Tante Malva iſt ebenfalls krank,“ erwiderte der Dechant etwas erkältet. „Willſt du nicht deine Verlobte zuerſt ſehen? Sie würde es vermerken, wenn du die andere vor ihr beſuchteſt.“

Heinz erhob ſich langſam, mit einer müden Bewegung. „Ich bitte dich, Onkel, quäle mich jetzt nicht,“ ſagte er etwas kahl. „Halte dich an keine Worte und an keine vergangenen Dinge ſondern an das, was ich jetzt tue. Wenn du mich nicht hinführen willſt, ſo gehe ich allein.“ Indeſſen blieb er unſchlüſſig ſtehen, weil ihm an dieſem Wort etwas nicht in Ordnung ſchien.

Der Dechant übereilte ſich auch nicht. „Du ſiehſt offenbar ſelber ein,“ bemerkte er, nachdem er ihm Zeit gelaſſen hatte, „daß dies nicht die Tonart iſt, in der du in dieſem Haus und in dieſer Stunde mit Erfolg auftreten kannſt. Du wirſt auch nicht mit Dingen, die du jetzt tuſt, andere ſo raſch wieder gutmachen können, die du früher getan haſt. Wie es ſcheint, haſt du im Feld draußen allmählich vergeſſen, daß du nicht beziehungslos in der ſittlichen Welt ſtehſt, und daß es noch Menſchen gibt, die ſich mit dir auseinander zu ſetzen haben. Aber ich denke, daß dir vielleicht vor allem ein Augenmaß not tut. Es iſt

gut; komm denn ſehen, was dir vom nächſten Anblick als Anteil zufällt."

Mit dieſen Worten ging er ihm an die Tür voraus, öffnete, ließ ihn an ſich vorbei in den Korridor treten und führte ihn dann ins Sterbezimmer. Das erſte, was Heinz in die Augen fiel, war die brennende Kerze vor dem Bild der Mutter Gottes, die Brigitt für die Kranke geſtiftet hatte; eine Schweſterkerze brannte gleichzeitig in der Kirche neben dem Altar, um Gott durch die fromme Flamme an die Fürbitte zu erinnern, die Brigitt Tag und Nacht für die abſcheidende Seele tat. Das Licht machte ihn auf den Schlag einſam und klagte ihn an. Hier war alles Liebe und Sorge um ein gekränktes junges Leben, während er kam, um zu ſehen, was er angerichtet hatte. Mit ſchauernder Kühle berührte ihn die tiefe Verwandlung dieſes Zimmers, worin er eine Nacht lang Liebender und Beglückter geweſen war, und indem er endlich der Sterbenden näher trat, geſchah es mit einer Beklommenheit, die er noch vor keiner Schlacht empfunden hatte, und mit einer geradezu beſtürzenden Ahnung von den Gewalten, die nicht von dieſer Welt waren, und die an Bedeutung und Machtmitteln jede ſinnliche Erſcheinung unendlich drohend übertrafen. Nicht als ob an dem ſterbenden jungen Mädchen irgend welche überirdiſchen Zeichen hervorgetreten wären, ſondern es lag recht irdiſch arm und abgezehrt auf ſeinem weißen Kiſſen, noch viel mehr bekümmernd als rührend in ſeiner Hinfälligkeit, die dunkelblonden Zöpfe verloren neben ſich, die durchſichtigen Hände kalt und ſchon geſtorben auf der Bettdecke, die Augen tief eingeſunken und geſchloſſen, und

den Mund kaum atmend offen, mit geſprungenen Lippen und ſcharfen Linien auf den Wangen hinunter, die ſie etwas alt machten. Nur auf der Stirn und dem Scheitel war eine Helligkeit beiſammen, die auch den fremden Betrachter überraſcht hätte und die immer wieder wie lockend die Blicke des Soldaten auf ſich zog, wenn ihm das Anſchauen der andern Zeichen gar zu grauſam die Kehle zuſammenſchnürte.

Als er ſich bis unter die Haarwurzeln mit dieſer jammervollen Wirklichkeit erfüllt hatte, ohne noch den Sinn für das Geheimnis darin finden zu können, wandte er ſich ſeufzend ab und verließ, beinahe ohne es zu wiſſen, mit dem Dechanten den Raum; erſt beim Gehen bemerkte er, daß Brigitt auch da war.

Den Reſt des Abends verbrachten die Männer ziemlich ſchweigſam miteinander, zuerſt bei Tiſch, und dann wieder an Lindes Bett. Zwei oder dreimal tat der Dechant eine Frage, nach ſeiner Verwundung, nach dem Stand der Dinge draußen im Feld, und ob er nicht müde ſei und ſchlafen gehen wolle? Die erſten beiden beantwortete Heinz, die letzte nicht, und der Dechant wartete auch nicht darauf. Von den nächſten Angelegenheiten war nicht mehr die Rede; die gleiche Scheu hielt den Dechanten ab, davon zu ſprechen, und den Soldaten, danach zu fragen. Nur einmal, nach einem langen Schweigen, brach Heinz die Stille, indem er ſich mit einer Stimme, die ihm ſelber fern und fremd klang, erkundigte: „Hat — Linde nichts für mich — hinterlaſſen?“ Den Oheim vermochte er dabei nicht anzuſehen, ſondern er blickte ſtarr auf die Sterbende.

Er mußte ſich etwas mit der Auskunft gedulden. „Da du dich danach erkundigſt," ſagte der Dechant endlich, und Heinz hörte, wie widerwillig der gebeugte Mann antwortete: „Sie läßt dir ſagen, du ſollſt — Tante Malva nicht heiraten. Es würde dein Unglück ſein. — Aber vielleicht irrt ſie ſich darin," ſetzte er zweifelnd hinzu. „Die Umſtände ſind verſchieden, unter denen die Menſchen ein Glück finden." Nicht fähig, die Nähe dieſes unglückſeligen jungen Menſchen länger auszuhalten, ſtand er auf und trat ans Fenſter, wo er lange ſtand und in die Nacht hinausſah.

Auch dieſe Bewegung verſtand Heinz. Nach einer weitern halben Stunde erhob auch er ſich. „Ich will jetzt zu Bett gehen," ſagte er mit einem letzten Blick auf die ehemalige Geliebte. „Wenn — etwas Beſonderes geſchieht, ſo klopfe mir bitte. Gute Nacht."

„Gute Nacht," erwiderte, nicht nur körperlich abgewendet, der Dechant, und Heinz ging tiefer vereinſamt hinaus.

Er legte ſich angekleidet aufs Bett, ohne zu ſchlafen, doch auch ohne viel zu denken; dafür war es bei ihm immer noch nicht Zeit. Seine wenigen Gedanken waren ſeltſamerweiſe bei ſeiner Mutter, an die ihn einige Züge in Lindes Geſicht erinnert hatten, ſeine Sinne bei dieſer, ſeine Gefühle tief unter ihm in ſeinen Wurzeln, und ſein Bewußtſein ſchwebte unbeheimatet und ohne Auftrag über ſeinem ſtillſtehenden Leben im Leeren. Seine Wunden ſchmerzten, und eigentlich hätte er friſch verbunden werden müſſen. Sein Herz klopfte ſchwer und wie unter einer Laſt von Steinen. Ab und zu ſuchte ſich ein Geſicht

aus ſeinem Dunkel zu löſen, aber es kam nicht aus einer gewiſſen ſchmerzlichen Gleichgültigkeit frei, die es feſthielt, und ſank trauernd zurück. So vergingen ihm die Viertelſtunden; er hörte ſie wehend im Föhn vom benachbarten Turm ſchlagen.

Aber aus dieſer unnatürlichen Ruhe löſte ſich in der Tiefe eine zuckende Willensregung, ein dunkles ſcheues Wirkliches, das peinigte und ſich aus der Unbewußtheit ſchmerzend ins Bewußtſein hindurch bohrte. Etwas ſtand ihm noch bevor! Ein letztes mußte noch getan ſein, wenn alles getan und gelitten, wenn alles erfüllt ſein ſollte. Er wußte gut, daß kein äußerer Zwang ihn veranlaſſen konnte, der Mahnung zu gehorchen, aber ebenſo klar wurde ihm, daß er in jedem Fall gehorchen mußte, wenn er aus allem Tod ſein junges Leben retten wollte, nicht ſein äußeres, das war geſichert, aber ſein inneres, das noch unter der ganzen Bedrohung des ſittlichen Untergangs ſtand. Beſchmutzt und erniedrigt, wie er ſich fühlte, ſah er ſich vor der Notwendigkeit, noch einmal mit vollem Wiſſen in den Bannkreis jener unheimlichen Gewalt zu treten, die ihn verdorben und beinahe vernichtet hatte, indem ſie ſeine niedern Inſtinkte entfeſſelte. Das alles wäre ihm aber nicht geſchehen, wie er ſich ganz ehrlich ſagte, wenn er keine niedern Inſtinkte beſeſſen hätte, und in dieſer Erkenntnis lag unter aller Niederlage bereits ein Fortſchritt, wenn er ſie auch nicht als ſolchen empfand ſondern zunächſt als Leiden und Urteil. Doch war es dieſelbe männliche Ehrlichkeit, die ihm den Wahlſpruch eingab: „Jetzt los davon oder ganz in den Schmutz!“ An der Ausdeutung des Gefühls war

freilich ſein jüngſter Fatalismus noch zu großen Teilen tätig, und ſie bewies ſeine kindlich rohe Ungeübtheit im Umgang mit ſittlichen Forderungen. Unruhig, voll düſterer Vorgefühle und freudlos kahler Erwartungen erhob er ſich endlich, richtete den zerſchoſſenen Arm in die Binde ein, und verließ nach einem letzten grübelnden Aufenthalt am Fenſter das Zimmer.

Er war ſicher, daß die ſchlafloſe Frau ihn erwartete, fand auch ihre Tür offen und ſie bei einem Nachtlicht wachend und zwar im Lehnſtuhl neben dem geheizten Ofen mit einem Buch in der Hand, doch nicht leſend, blaß, verfallen, alt, mit ungewöhnlich großen, vor Angſt geweiteten Augen, deren Blick ihm verſchärft und ſpähend entgegenflog, um auf einen Moment ſich klammernd an ihn zu halten, und dann enttäuſcht und fremd erkältet von ihm abzugleiten. Heinz ſtand wortlos im Zimmer und ſah ſie an mit einem Ausdruck, als ob er daran zweifle, daß ſie wirklich jene elegante und gefährliche Frau ſei, die ihm aus der Ferne ſo zu ſchaffen gemacht hatte. Eine Zeitlang herrſchte vollkommene Stille, bis ihr ſein Blick peinlich wurde und ſie den ihren, der ruhelos zwiſchen den Dingen in der Stube hin und her ging, nach einem Stuhl wandte, auf den ſie zugleich mit der ſchmalen Hand deutete: „Setz' dich, Heinz." Er gehorchte, während ſich in ihm eine unſägliche Befremdung über ſich, ſie, die Menſchen und das ganze Leben ausbreitete. Luſt, Gier, Beſitz, Geltung, ſo dünkte ihn — was war das alles gegen ein reines Bewußtſein von ſich ſelber und das Gefühl der Einheit mit jenen treuen und redlichen Seelentrieben, aus denen die Menſchheit ihre eigentliche Schönheit und ihren

tiefſten Wert gewinnt. „Ich bin krank," ſagte die Frau wie erklärend. „Es wird aber vorübergehen." Er nickte, unfähig, ein Wort zu ſprechen. Was ſich jetzt am Anblick ihres Elends in ihm erregte, das war die ſchwere Empfindung des Mitſchuldigen, die ihn ergriff und erſchütterte, ihn, den in aller Schuld beinahe Erfrorenen, und die unter der Erſtarrung der Gegenwart den heißen Quell der Erkenntnis befreite, ſo daß ſein winterliches Leben heimlich erregt wieder in Fluß kam, ſich ſtoßend und brechend zwiſchen Eisſchollen, Schmutz und entſetzlichen Verſteinerungen, aber doch wieder bewegt, doch wieder einem irdiſchen Vorgang ähnlich.

„Ich — dachte nicht, daß wir uns — unter ſolchen Umſtänden — wiederſehen würden," brachte er endlich ſtockend heraus, verſtummte aber ſofort, weil ihm wie eine Fauſt das Schluchzen nach der Kehle fuhr. Dazu quälten ihn ſeine Verletzungen, und er brauchte ſein ganzes männliches Schamgefühl, um vor ihr ſeine äußere Faſſung zu behaupten.

Sie hörte alles. Zuerſt ſaß ſie noch eine Zeitlang mit zuſammengepreßten Lippen und unruhig denkend wieder den Blick zwiſchen den Gegenſtänden ihres Zimmers umherführend. Endlich begann ſie zu reden.

„Nun, mein Freund, ſoweit hätten wir's alſo gebracht miteinander," ſagte ſie, ihm das kranke Geſicht flüchtig zuwendend, um dann wieder unbehaglich dahin und dorthin zu blicken, als ob ſie etwas ſuchte. „Du hätteſt früher kommen müſſen, wenn dein Beſuch für mich irgend einen Wert haben ſollte. Was willſt du hier bei mir, nachdem du zuerſt bei ihr warſt? Und was hat es für einen Sinn,

daß du dich wie einen Glückbringer ausführlich hier im Haus annoncierteſt, nachdem doch nun jeder, auch ſie, ſeinen Fußtritt von dir beſitzt? Daß du dem Dechanten deine bevorſtehende Verlobung mit mir anzeigſt, mich im Dunkeln läßt und in einer Reiſe zu ihr gehſt? Du biſt ein ſeltſamer Menſch! Ein ganz ſeltſamer und unberechenbarer Menſch! — Nun, mache dir nur keine Gedanken darüber, und vor allem erſpare dir alle Gewiſſensbiſſe meinetwegen. Ich habe keine Luſt, auch noch an dir zugrunde zu gehen. Das Mädchen haſt du aus dem Leben getrieben. Wozu? Müßt ihr jetzt um jeden Preis vernichten? — Morgen werde ich dies unheimliche Haus verlaſſen, halb Spital, halb Irrenanſtalt, halb Leichenhalle. Lebt ſie denn noch? Hm, einen Augenblick ſah es aus, als ob ſie mich infiziert hätte. Ich hatte einen ganz rätſelhaften Magenanfall. Das Volk würde ſagen, ſie wollte mich nachholen. Man erliegt aber überſinnlichen Anſteckungen nicht ſo raſch." — Sie verſtummte unter einem Kälteſchauer und ſchwieg eine Weile innerlich zitternd ohne ein Mittel, ſich gegen ihr Leiden zu wehren, und hilflos Auge in Auge mit ihrer Altersangſt. — „Was ſonſt?" fuhr ſie dann dünn und ſkeptiſch fort, wie bisher ruhelos das Zimmer abſuchend. „Jetzt ſitzt dir das Schluchzen in der Kehle und biſt du ganz Reue und Todesgefühl. In vier Wochen könnte ich wieder auf dich zu rechnen anfangen, aber du biſt mir zu koſtſpielig. Ich bin ſchließlich doch nicht mehr jung genug, um mir einen ſolchen Sport zu leiſten. Das Seelenleben wirſt du dir doch nie abgewöhnen, und daran wird deine Weltmannſchaft immer wieder ſcheitern. — Weißt du eigentlich, warum ich überhaupt in dies Haus kam, nach allem, was

geſchehen war? Ich bin auf Jugend hungrig, und Linde ſchrieb mir in jenem Brief, daß du auch da ſeiſt. Von dir hatte ich aber ſchon eine ganz beſtimmte Witterung; die Ausſicht reizte mich. — Ich glaube, ich habe dich wirklich geliebt. Ich habe Hoffnungen und Träume auf dein Leben gebaut. Ich wollte dich kapitaliſieren. Ich wollte dir das Außerordentliche ſein, das dich zum freien Mann machte und dir eine große Karriere verſchaffte. Ich verdanke dir eine der bitterſten Erfahrungen meines Lebens; das iſt auch etwas. Nun, es wird ſich wieder ausheilen. — Man wird hier in den nächſten Tagen deinen Glauben wiederherſtellen. Du wirſt erſchüttert und ‚erweckt' ins neue Leben gehen. Ich werde in mein altes zurückkehren. Noch eines will ich dir ſagen — Aber hat es nicht geklopft? Es iſt dir wohl unangenehm, wenn ich eintreten laſſe? Obwohl wir ja nicht ausſehen, als ob wir ungern geſtört würden. Herein!"

Heinz hatte ſich ſchon erhoben. „Linde wird ſterben," ſagte er tonlos. „Ich hatte gebeten, mich zu rufen." Doch zögerte er unter ihrem Blick, in welchem ein kaltes und zugleich unruhig fürchtendes Licht aufging. Dieſer Blick widerlegte alle ihre vernünftig kühlen Ausführungen, und Heinz ſah, daß auf ſeinem Grund die Angſt vor dieſer Sterbenacht lauerte. Er machte eine verlorene und halb unbewußte Bewegung nach der Tür. „Ich muß gehen!" erklärte er widerſtandslos. „Ich — kann dir auch nichts ſagen. Da muß ſich nun jedes ſelber weiter helfen." Indem klopfte es zum zweitenmal dringlicher, und er öffnete, immer noch nicht fähig, den

Blick von ihrem fahlen, zuckenden Geſicht zu löſen. Eine Weile wartete er, daß jemand eintrete oder ſpreche, um ihn aus dieſem Bann zu befreien. Als ſich nichts regte und ihn das erſte Grauen von hinten beſchlich, wandte er den Kopf herum und bemerkte, daß der Vorplatz leer war. „Es hat doch zum zweitenmal geklopft!“ ſagte er befremdet, während er einen bereits erregten Blick nach der Tante ins Zimmer zurückwarf, unter dem ſie bis auf die Lippen hinein grau wurde. Unwillkürlich beugte ſie ſich vor, als ob ſie einen Verſuch machen wollte, ihn zurückzuhalten. Noch kämpfte er einen letzten Kampf zwiſchen ihrer verzweifelnden Angſt und dem Trieb, der ihn zum Sterbezimmer fortdrängte. Sie verfolgte jede ſeiner kleinſten Regungen überwachſam mit den Blicken, aber nach einem allerletzten Zaudern angeſichts ihrer Einſamkeit, die er überall im Dunkel lauern ſah, bereit, ſich wieder auf ſie zu ſtürzen, ergab er ſich aufatmend ſeinem Trieb und ging, während er ſchon die erbitterte Stille, die er hinter ſich im Halbdunkel ließ, körperlich als Furchtempfindung im Rücken ſpürte.

Als er aber mit ſchnellerem Schritt in das Sterbezimmer trat, fand er den Oheim vor Müdigkeit ſchlummernd im Lehnſtuhl ſitzen; er hatte den Platz überhaupt nicht verlaſſen und Heinz alſo auch nicht gerufen. Jedoch gleich darauf trat Brigitt ein, ebenfalls von einem Klopfen gerufen, beinahe aufgelöſt vor Schreck, weil auch ſie niemand vor ihrer Tür gefunden hatte, und ſichtlich beruhigt darüber, Heinz bei Linde zu finden.

Linde verharrte noch in ihrer vorigen Lage, aber es

war eine geheime Unruhe in ſie gekommen. Ihre Lider zitterten, und die Augäpfel bewegten ſich darunter. Der Mund ſchloß ſich und öffnete ſich wieder; ihr Geſichtsausdruck war gequält, und die Leidenslinien neben der Naſe herunter vertieften ſich. Die Hände griffen auf der Bettdecke umher, und ihr Atem ging ſchneller. Niemand zweifelte daran, daß der Todeskampf eingeſetzt habe. Der Puls, der manchmal kaum mehr zu merken geweſen war, regte ſich. Sie wendete den Kopf nach der einen Seite und dann nach der andern, als ob ſie einem Schmerz ausweichen wollte. Dazwiſchen ſtockte dann plötzlich der Atem wieder, während ſich gleichzeitig die Bruſt aufbäumte, als ob ſie ſchreien wollte. Gegen drei Uhr begann ſie leiſe zu wimmern, und einigemale gab ſie halb geſprochene Laute von ſich, als ob ſie jemand um Erbarmen flehte. Dann ertönte plötzlich jener langgezogene, jammervolle Schrei, der die Männer bis ins Blut erbleichen machte und die alte Magd faſſungslos vor ihrem Bett niederwarf. Auch die einſame Frau vernahm ihn in ihrem Zimmer zu ihrem namenloſen Grauen. Aber darauf geſchah das Unerwartete. Plötzlich öffnete die Sterbende die Augen mit einem ganz vollen, bewußten Blick, mit dem ſie nacheinander die Anweſenden anſah und ſchließlich nachdenkend und wie fragend an der Geſtalt des Soldaten haften blieb. Ihn ſchüttelte das Elend bis ins Mark, aber er hielt ihr ſtand, um ſie nicht zu verwirren, ſo gefährlich er ſelber verwirrt war. Es konnte niemand mit Beſtimmtheit ſagen, daß ſie ihn erkannte, wenigſtens gab ſie's durch kein Zeichen kund, ſondern mit dieſem unverwandten, fragenden Blick ſank

ſie nach einer Minute oder zweien wieder in ihre Bewußtloſigkeit unter, ebenſo unerwartet, wie ſie daraus aufgetaucht war.

Bald ſetzte der Todeskampf friſch ein. Sie wimmerte noch viel, flehte um Gnade, ſchrie zu verſchiedenen Malen, aber nicht mehr ſo laut und lange, wie das erſtemal, bäumte ſich und warf ſich ſo heftig, daß ſie gehalten werden mußte, aber gegen fünf Uhr ließ die Kraft und damit der Kampf nach, und um halb ſechs ſtieß ſie den letzten Schrei aus, kurz darauf auch den letzten Seufzer. Als die Frühglocke zu läuten begann, war alles geſchehen.

Nachdem aber dieſe verklungen war und der Dechant dachte, man habe nun alles überſtanden, warf Brigitt noch einmal einen Aſt ins Feuer, daß es von neuem hoch aufflammte. Vom Schluchzen und Beten an Lindes Bett auftaumelnd, erblickte ſie den bleichen Soldaten, den Mittelsmann des ganzen Unglücks, und ihr altes Herz ſtieg ihr mächtig an gegen ihn. „Und du?“ ſchrie und weinte ſie ihn an. „Wie iſt dir jetzt mit deinem ſchwarzen Herzen? Haſt jetzt die zweite Nacht in ihrem Zimmer verbracht! Die dritte wartet auf dich in der Ewigkeit!“ Mit dieſen Worten wankte ſie hinaus, um ihr ſchweres heutiges Tagewerk zu beginnen.

Der Dechant, von dem Wort tief betroffen, wandte einen Blick auf den jungen Menſchen, deſſen Miene und Haltung es grenzenlos beſtätigten. Sie drückten in aller männlichen Erſchütterung noch viel mehr aus, Gefühle und Regungen, die ihm den Soldaten zum erſtenmal wieder menſchlich näherbrachten, aber inzwiſchen brach

ihm vor dem Geheimnis dieſer wunderbaren Verſtorbenen auch die letzte Stützmauer ſeiner rechtgläubig-religiöſen Welt ein. Denn indem er bedachte, wie ſelbſtherrlich Linde durch die Sterbeſakramente in den Tod gegangen war, mußte er entweder den Glauben an ihre göttlich geführte Menſchlichkeit oder an ſein ſo logiſch aufgeführtes Gebäude der Gotteserkenntnis aufgeben. Augenblicklich ſtürzte und barſt es in ſeiner Seele, ohne daß er in der Geſchwindigkeit wußte, was da unterging. Noch eben hatte er myſtiſch gewaltige Spekulationen angeſtellt über das Weſen, das im Anfang war und das bei Gott war, und über den Gott, der im Weſen, vom gläubigen Menſchen geſprochen, iſt oder nicht iſt. Nun erkannte er, daß er in der Rechnung das Weſen des hoheitsvoll liebenden Menſchen und ſeine Abgründe nicht eingeſtellt hatte, daß alles noch viel gewaltiger und myſtiſcher und daß auch jene Erkenntnis weder das letzte Wort über Gottes Weſen iſt noch genug Raum enthält, um die Weſenhaftigkeit der menſchlichen Seele zu faſſen.

Schluß

Heinz verbrachte ſeine Zeit im Pfarrhaus ernſt und geſammelt bei ernſten und geſammelten Menſchen, gepflegt von der alten Magd, die Wege außer dem Haus allein wandelnd, darunter mit Bitternis reich beſetzt den zum Grab ſeiner ehemaligen Geliebten. Über allen männlich offenen und gefaßten Geſprächen mit dem

Dechanten erſchien das Hohelied Salomos wieder am Licht, heilten ſeine Verletzungen, reinigte ſich ſeine Seele, und jetzt ſteht er aufs neue in Frankreich und iſt ein Held wie vorher wenn auch ohne Zielfernrohr.

Die Tante hat ihr weltläufiges Leben wieder aufgenommen wenn auch zunächſt in einem Sanatorium. Obwohl ſie nach wie vor auf ihren Rationalismus ſtolz iſt, ſo hat ſie doch genug von andern Mächten erfahren, um ihre Wunden zeitlebens nicht zu vergeſſen; hier und da denkt ſie auch an das, was dabei wohl lautete und Lieblichkeiten zeigte, aber es ſind nicht ihre beſten Stunden.

Die Geſchichte des Domes iſt inzwiſchen doch geworden, und der Erzbiſchof hat nichts gegen ſie einzuwenden. Wenn ſie erſcheinen wird, ſo wird ſie kein kunſthiſtoriſches Ereignis ſein ſondern ein frommes, und ihren Verfaſſer hat ſie nicht zum Mann einer Zunft gemacht ſondern zum Mann Gottes.

Werke

von

Jakob Schaffner

Irrfahrten. Roman. Zweite Auflage. Geheftet 3 Mark, in Leinen 4 Mark 50 Pf.

Die Irrfahrten des Jonathan Bregger. Roman. (Neue Ausgabe der „Irrfahrten".) Gebunden 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pf.

Die Erlhöferin. Roman. Gebunden 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pf.

Die Laterne. Novellen. Zweite Auflage. Geheftet 3 Mark, in Leinen 4 Mark 50 Pf.

Konrad Pilater. Roman. Dritte Auflage. Geheftet 5 Mark, gebunden 6 Mark 50 Pf.

Der Bote Gottes. Roman. Neue wohlfeile Ausgabe. Geheftet 2 Mark, gebunden 3 Mark 25 Pf.

Die goldene Fratze. Novellen. Zweite Auflage. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark 50 Pf.

Grobschmiede und andere Novellen. Gebunden 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pf.

Die Laterne

Eine eigenartige Stilkunſt zeichnet den Novellenband Die Laterne von Jakob Schaffner aus. Das iſt ein Erzähler, der das Weſentliche ſchlicht-menſchlicher und erhaben-großer Beziehungen mit künſtleriſcher Kraft erfaßt und meiſtert und unter deſſen Hand der bedeutende Kern ſich in einer poeſievollen, eigenartigen Hülle formt. Geiſtvolle und in ihrer treffenden Prägnanz überraſchende Bilder wachſen aus ſeinen Ereigniſſen heraus und umgeben den Helden und ſeine Geſchehniſſe mit einem charakteriſtiſchen Rahmen. Der Verfaſſer zeigt ſich als der ſouveräne Meiſter in der Erzählungskunſt, gleichgültig, ob er uns gemütvolle, erfriſchende Volksgeſchichten vorträgt oder ob er ſeiner barocken Phantaſie die Zügel ſchießen läßt und uns — halb in Spannung halb in Grauen — erſchüttert. Da iſt kein falſcher Zug und kein falſcher Strich. Die Perſonen ſtehen vor uns, aus dem friſchen Leben geholt, in ihrer Umſtändlichkeit, Verſonnenheit, in ihrem Lieben und ihrem Haſſen, ihrer Luſt und ihrer Trübſal, alles unmittelbar, kräftig und perſönlich.

(B. Z. am Mittag, Berlin)

Die Erlhöferin

Ein Buch, gleich ausgezeichnet durch eine von Anfang bis zu Ende gleich ſpannende, dabei niemals auf grobe Effekte abzielende, oft von dramatiſchem Leben erfüllte Handlung, durch einen wunderbaren Stimmungsreiz und echtes Lokalkolorit. Nicht konventionelle, ſchablonenhafte Geſtalten aus einer unwirklichen Welt ſind es, die Schaffner vor uns hinſtellt, ſondern Menſchen von Fleiſch und Blut, mit denen wir denken und fühlen, mit denen wir uns freuen und trauern ... Mit großer künſtleriſcher Meiſterſchaft weiß Schaffner dem alten Stoffe des Bruderzwiſtes neue Seiten abzugewinnen, neue Töne weiß er anzuſchlagen in dem alten und doch ewig neuen Liede von der Liebe des echten und unechten Sproſſen desſelben Vaters zu dem gleichen Mädchen, die jenem den Tod bringt von des Bruders Hand und dieſen heimatlos macht.

(Straßburger Poſt)

Irrfahrten

Mit wahrem Entzücken verſenkt man ſich in dieſe Kleinkunſt, die ſo herzenswarm und ſinnig, ſo friſch und ſchelmiſch, nur allein deutſchem Geiſt entſpringen kann! Man meint, einem ins Südweſtdeutſche überſetzten Wilhelm Raabe zu begegnen. Wie da jedes Eckchen des alten Schuhmacherhauſes zwiſchen den zwei „Strömen" (dem Rheinſtrom auf der einen und dem Menſchenſtrom der Gaſſe auf der anderen Seite) mit einer Liebe durchſonnt wird, die ihm Leben, Wärme, Bedeutung und Fülle gibt, das iſt die echte germaniſche Dichterfähigkeit, das Große im Kleinen zu erkennen, das Schöne im Unſcheinbaren, das Weltweite, Ewige im räumlich Engſten. (Die weite Welt, Berlin)

Der Bote Gottes

Schon beim Erſcheinen hatte die Kritik den „Boten Gottes" ein Volksbuch im höchſten Sinne des Wortes genannt, ein geſundes, urwüchſig deutſches Buch. In das durch den Dreißigjährigen Krieg zerſtörte Land führt es den Leſer; ein Landfahrer, Schelm und Heiliger zugleich, gerät in eines der verödeten Dörfer und baut es, baut eine Welt von Ordnung, Leben und Kraft wieder auf. Hier hat ein Dichter uns ein großes Beiſpiel der moraliſchen Mächte gegeben, und als ein ſolches möge es jetzt aufs neue wirken, wie es andererſeits durch die Fülle ſeiner Phantaſie zu einer großen Leſefreude wird. (Rheiniſch-Weſtfäliſche Zeitung)

Konrad Pilater

Konrad Pilater läßt ſich auf vieles ein als guter Kerl, aber im rechten Augenblick nimmt er ſeine Unabhängigkeit und Unverſchämtheit immer wieder zu ſich. Die Hauptmaſſe des Romans gilt der überaus anmutigen Schilderung des Bräutigams und angehenden Meiſters, wie er Schritt für Schritt ins Philiſterium tritt. Aber das Eigentliche iſt das nicht. Das Eigentliche für Schaffner oder Pilater iſt die regenbogenfarbene Sehnſucht, oder wie es ſeine reifere Männlichkeit nun empfindet, das Weltgefühl, dieſes Zucken in der Bruſt von Drang, Willen, Anziehung aller Dinge über

uns und unter uns. Warum zieht die Erde am Monde, wovon ſtrahlen die Kinderaugen, wodurch iſt das Gras grün? Woher ſind alle dieſe Dinge gekommen? Pilater vermißt ſich nicht, die letzten Fragen zu beantworten, aber er hat das Recht, ſo keck zu fragen, weil er das Ein und All fühlt als ſchmerzlich-ſüße Gewißheit in der eigenen Bruſt, und es iſt ebendieſe mit Verſtandeshelle glücklich geeinte Gemütsgewalt, die ein ſo herzliches wie kluges, die ein ſo deutſches Buch hervorgebracht hat.

(Voſſiſche Zeitung, Berlin)

Die goldene Fratze

Die Phantaſie grellfarbiger Märchen wird lebendig, demokratiſche, aus einer breiten Maſſe geſtiegene, unverweichlichte Empfindung und Erfindung mit der Dialektik des modernen Menſchen zur Novelle geformt. Niemals verfällt Schaffner in einen unechten Ton, und die Kraft ſeiner Stiliſierung zieht die Dinge des allergegenwärtigſten Lebens in ihren Bereich ohne Kontraſtwirkung, auf die ſo viele moderne Märchen geſtellt ſind, mit der einfachen Macht der ſchöpferiſchen und lebendigmachenden Begabung. Ebenſo ſchöpferiſch iſt die Sprache des Dichters — er vertieft nahezu jedes Wort, und ſeine Sätze ſind quellende Bildergalerien. (Die Zeit, Wien)

Grobſchmiede

Es iſt ein Buch aus dem Gottfried Kellerſchen Kunſtkreiſe. Gleich ſchon die Titelnovelle iſt voll von dichteriſcher Köſtlichkeit. Es iſt die Geſchichte vom Schmied, der erſt durch die Beichte der Großmutter dazu ermutigt wird, ſich ſeiner Liebſten zu erklären. Ganz unſentimental wird hier alles erzählt und doch voll Innerlichkeit. In plaſtiſcher Rundheit ſtehen die Menſchen hier da, ſcheu, derb, mit einer ſie leiſe beſchleichenden Lebensangſt, die ſie tapfer niederkämpfen. An Hartlebens Schalkhaftigkeit und überlegene Ironie erinnert die nachdenkſame „Geſchichte vom Moſchus“. Packend iſt das Phantaſtiſche im „Kilometerſtein“ und ein liebevoll geſchautes Stück Leben iſt in der Novelle „Der eiſerne Götze“.

(Neues Wiener Journal)

Eine neue Romanreihe

Jeder Band geh. 3 Mark 50 Pf., geb. 4 Mark 50 Pf.

Bisher erschienene Bände:

Otto Flake, Horns Ring. 16. Auflage

Otto Flake, Das Logbuch. 8. Auflage

Gerhart Hauptmann, Der Narr in Christo Emanuel Quint. 45. Auflage

Norbert Jacques, Piraths Insel. 20. Auflage

Bernhard Kellermann, Das Meer. 40. Auflage

Aage Madelung, Die Gezeichneten. 20. Auflage

Gustav Sack, Ein verbummelter Student. 8. Aufl.

Jakob Schaffner, Der Dechant von Gottesbüren. 10. Auflage

Albert Steffen, Sibylla Mariana. 8. Auflage

Jakob Wassermann, Das Gänsemännchen. 44. Auflage

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Princeton University Library
32101 067515013